



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

THE
PHILOSOPHICAL LIBRARY

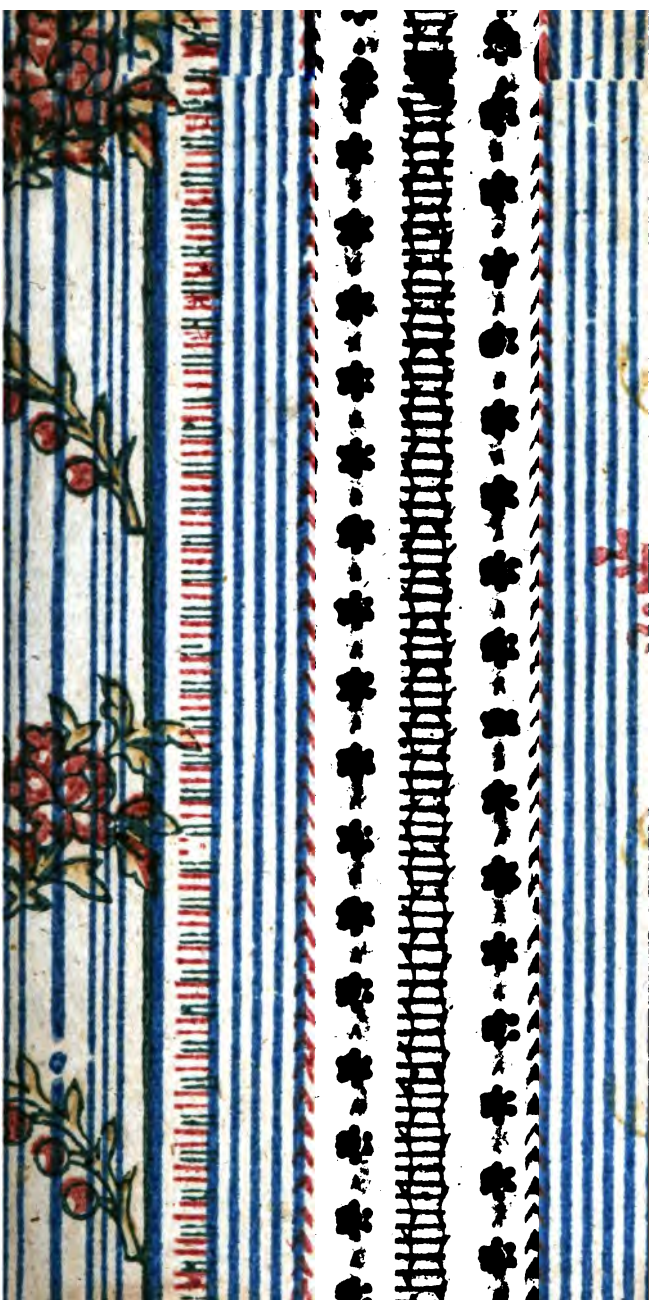
OF

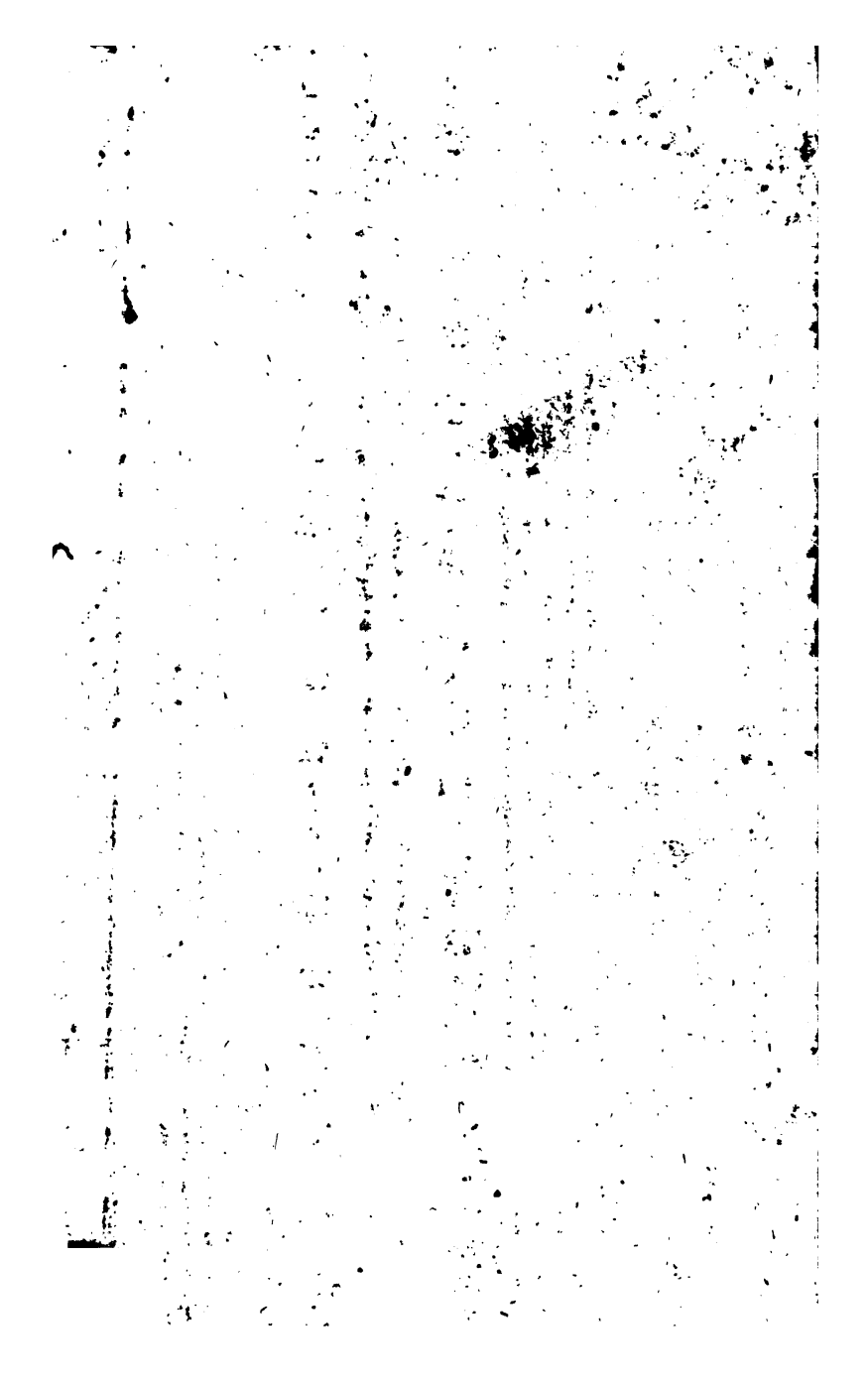
PROFESSOR GEORGE S. MORRIS,

PROFESSOR IN THE UNIVERSITY,

1870-1889.

Presented to the University of Michigan.





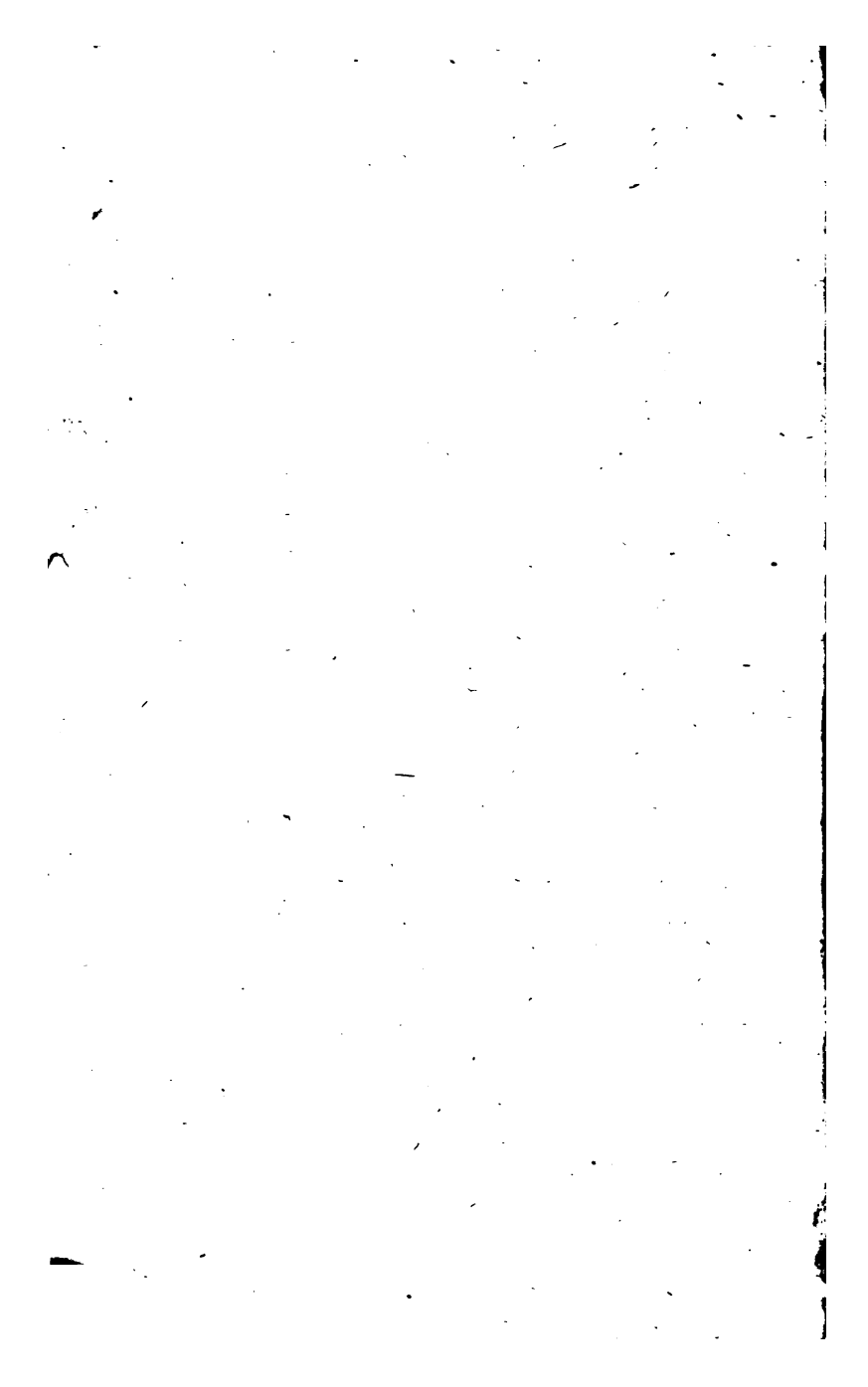
Morris Library.

BC

63

.F29

1783



25 Morris
L o g i k

u n d

69943

M e t a p h y s i k .

v o n

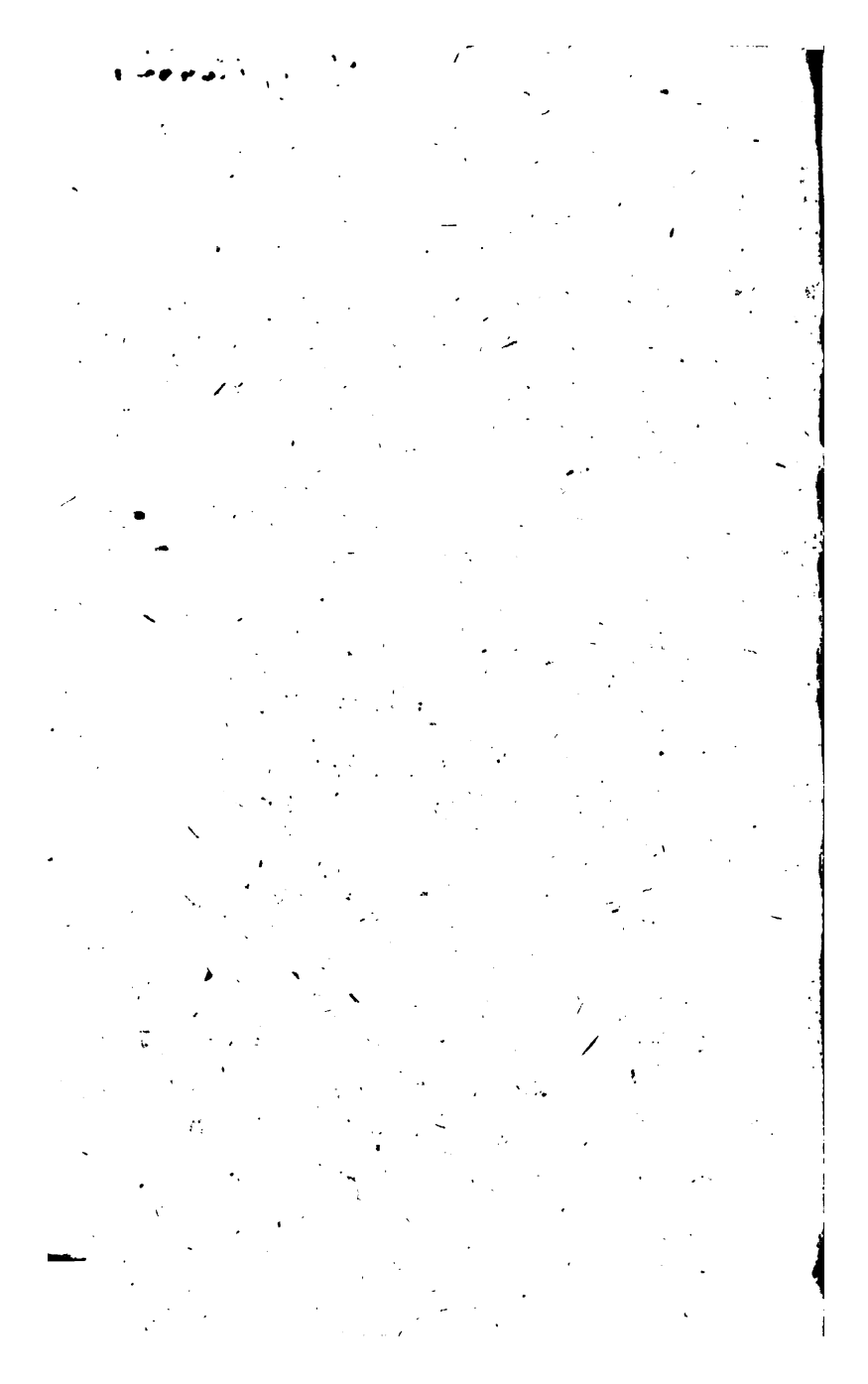
Johann Georg Heinrich Feder,
Professor der Philosophie auf der Georg-Augusts-
Universität.



B E R L I N ,

gedruckt bey Johann Thomas Ehl. von Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1 7 8 3 .





Vorrede

zur dritten Auflage.

Vermuthlich wird dieß die letzte Vorrede seyn, die ich zu diesem Lehrbuche schreibe; wenn gleich noch mehrere Auflagen davon gemacht werden sollten. Ich will mich daher über einiges erklären, was sich nicht nur auf diese, sondern auch auf die folgenden Ausgaben, wenn ich deren noch mehrere erleben sollte, beziehen wird.

Die gegenwärtige hat nemlich verschiedene Veränderungen; und ich sehe voraus, daß so viele ihrer auch noch folgen mögen, sie als

V o r r e d e.

le von einander unterschieden seyn werden. Damit scheinen viele nicht zufrieden zu seyn, und sie ziehen vielleicht nachtheilige Folgen für den Verfasser, oder wohl auch für die Wissenschaft selbst, daraus. Allein wenn ich es überlege, so dünket mich, daß ich vielmehr zu tadeln seyn würde, wenn ich meine Versuche so, wie sie zuerst beschaffen waren, zu wiederholtenmalen auflegen ließe; wenn ich mich nicht bemühte, ihre Fehler, die immer einigen nachtheilig seyn können, zu verbessern, und Vollkommenheiten ihnen zu verschaffen, woraus einige Vorthell ziehen können. Wenn man aus einer Wissenschaft sein Hauptgeschäfte machet, bey allen Meditationen, Unterredungen und Arten von Lecture, ihrer eingedenk ist: so vergehen wenig Tage, wo man nicht etwas zum Behufe derselben gewahr wird; hier seine Begriffe erweitern, dort einschränken, wiederum andere vorthell-

haf-

V o r r e d e.

hafter miteinander verbinden, einen Weg leichter, den andern sicherer machen lernt. Die Wissenschaften, die ich bearbeite, haben es mit Begriffen zu thun, die in verwickelten und oft ins Unendliche laufenden Verhältnissen mit einander stehen, sie gränzen mehr als andere an Vermuthungen und Dunkelheit. Die Lust kann einen also verlassen, aber gewiß nie die Gelegenheit, in denselben zu zulernen.

Ich bin mir nicht bewußt, daß ich in Hauptbegriffen oder Sätzen meine ersten Erklärungen öfters verlassen hätte. Davor habe ich mich dadurch bewahret, daß ich von vielen Dingen nicht gleich entscheidend, sondern zweifelnd oder fragend, gehandelt habe. Die Veränderungen, die ich zu machen nöthig finde, bestehen daher meist nur darinn, daß die Begriffe deutlicher und bestimmter, dann und wann auch entwickelter werden; daß ein flei-

V o r r e d e .

nes Lehrstück, welches fürs erste nur mit ein Paar Worten berührt war, weil ich seinen Nutzen, oder seinen ganzen Umfang, noch nicht genug eingesehen hatte, ausführlicher eingerückt wird; daß manches weggestrichen wird, was in polemischer Absicht ehemals wichtig sein konnte, nach und nach aufhöret es zu seyn; oder was von einem noch nicht genug geläuterten Dogmatismus, oder dem Geschmack am wirbelnden Ausdrücke, oder dem aus Mangel der völlig deutlichen Einsicht herrührenden und das Leichte schwer machenden Aftertieffsinn, herkam. Gleichwie ich nun nicht zweifle, daß ich Veränderung von allen diesen Arten, sonderlich von den ersten, zu machen noch mehrmalen Anlaß finden werde: also ist insbesondere noch eine Art der Verbesserungen und Zusätze, die mir beständig etwas zu thun gehen wird.

V o r r e d e.

Ich habe durch meine mir etwas schwer gewordene bisherige Erfahrung gelernt, daß die litterarische Kenntniß seines Faches dem Philosophen so nöthig ist, als jedweden andern Gelehrten. Es hat zwar philosophische Schulen gegeben, die mit ihrer eigenen Metaphysik und Logik alles auszurichten, zu erfinden und zu ergänzen glaubten, die dem, was andere Gelehrsamkeit nannten, öffentlich genug Hohn sprachen, und ihre Lehrlinge zu keiner, oder nur einer sehr eingeschränkten, zum Theile auch sehr sonderbaren Litteratur anführten. Ich kann meinen Lehrern diesen Vorwurf keinesweges machen. Aber viele der nützlichsten Schriften lernte ich doch erst nach und nach durch andere Veranlassungen kennen und gebrauchen. Ich nahm mir daher vor, auch von der Seite meine Lehrbücher so brauchbar zu machen, als mir möglich ist; nicht, viele Schriften, gelesen oder ungelesen, bey Haufen anzuzet-

V o r r e d e.

gen ; sondern wie ich einen interessanten Punkt in einem merkwürdigen Buche mit vorzüglicher Gründlichkeit , oder ausnehmender Spitzfindigkeit ausgeführt, oder bestritten, oder überhaupt angesehen fände, solches an seinem Orte anzumerken; um, so viel sich thunlässet, vor einseitigen Vorstellungsarten und unvollständigen Erkenntnißgründen zu bewahren: Bey den Hauptlehren wünschte ich wohl den Ursprung und Fortgang derselben entdecken, und durch die Anzeige der Schriftsteller in chronologischer Ordnung vorlegen zu können. Ob ich aber gleich zu dieser ganzen litterarischen Arbeit, an dem Orte, wo ich zu seyn das Glück habe, theils durch Beispiele aufgemuntert, theils durch einen reichen Vorrath von Hilfsmitteln, geschickt gemacht werde: so verspreche ich doch nichts vollständiges darinn zu leisten. Dazu habe ich

V o r r e d e.

sch in der That die Reizung nicht; und meine vorherangezeigte Hauptabsicht wird auch durch weniger erreicht werden können. Unterdeffen wird dieses eine von den Quellen der Veränderungen bey meinen Lehrbüchern bleiben.

Ein Einwurf kann wider alle diese Entschuldigungen gemacht werden, nämlich daß man mit der Ausgabe seiner Schriften warten sollte, bis man ausgelernt hätte. Allein dieser Einwurf wird in vielen Fällen mit Grunde widerlegt werden können, ohne andere, als edle und gemeinnützige Zwecke des Schriftstellers dabey voraus zu setzen. In Ansehung der Lehrbücher aber scheint mir dasselbe am leichtesten zu seyn. Ihre frühe Ausgabe setzt allerdings eine gewisse Vollkommenheit voraus, wenn sie vernünftig seyn

V o r r e d e.

sohl. Aber wenn man zu lange damit warten wollte: fielen dann nicht der Hauptzweck derselben weg?

Göttingen den 12. Sept. 1771.



Inhalt

I n h a l t.

Vorbericht.

Seite

Von der Philosophie und den Philosophischen Wissenschaften überhaupt.	5
---	---

L o g i k.

Vorbericht.	17
-------------	----

Erst. Hauptst. Erst. Abschn. Von der Seelenlehre überhaupt.	20
---	----

Zw. Abschn. Von dem Erkenntnißvermögen und den dahin zurechnenden Fähigkeiten der Seele.	29
--	----

Dritter Abschn. Abth. I. Von den mancherley Arten der Ideen, und ihrem Ursprunge.	48
---	----

Abth. II. Von der Association der Ideen.	57
--	----

Abth. III. Von der Sprache.	67
-----------------------------	----

Abth. IV. Von den Urtheilen und Sätzen.	75
Ab.	

I n h a l t.

	Seite
Abth. V. Syllogistik.	92
Zweytes Hauptst. Erst. Abschn. Von der Wahrheit und der Erkenntniß derselben überhaupt.	109
Zweyter. Abschn. Von den Quellen der Wahrheit und den Gründen der Zuverlässigkeit bey den verschiedenen Arten der Erkenntniß.	130
Dritt. Abschn. Von den allgemeinen Quel- len der Irthümer.	158
Dritt. Haupt. Erst. Abschn. Allgemeine Regeln zur Erforschung der Wahrheit und Vermeidung des Irthums.	169
Zweyt Abschn. Vom rechten Gebrauche der sinnlichen Erkenntniß.	174
Dritt. Abschn. Regeln für die Meditation.	184
Vierter Abschn. Von der Lectüre.	195
Fünf. Abschn. Von der Unterredung und der Lehrart.	204
Geschichte der Logik.	210

M e t a p h y s i k.

Vorbericht.	219
	Erst.

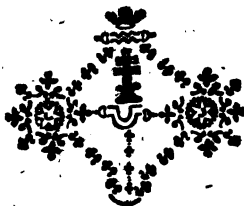
Inhalt.

	Seite
Erst. Hauptst. Erst. Abschn. Entwickelung des allgemeinen Begriffes von einem Dinge.	223
Zw. Abschn. Abth. I. Von der Causallverbindung.	252
Abth. II. Von der Verknüpfung nach Zeit und Raum.	278
Abth. III. Von der Identität der Dinge.	280
Zw. Hauptst. Erst. Abschn. Monadologie.	291
Zw. Abschn. Metaphysische Körperlehre.	305
Dritter Abschn. Pneumatologie.	315
Vierter Abschn. Von dem vollkommensten Wesen.	346
Dritt. Hauptst. Kosmologie.	365
Geschichte der Metaphysik.	381
Natürliche Theologie.	
Vorerinnerung.	391
Erst. Hauptst. Erst. Abschn. Von der Existenz Gottes.	393

Zwey.

Inhalt.

	Seite
Zw. Abschn. Weitere Entwicklung des Begriffes von Gott in Rücksicht auf die Gründe seiner Realität.	403
Zw. Hauptst. Von dem Verhältnisse, in welchem Gott und die Geschöpfe mit einander stehen.	417
Geschichte der natürl. Theologie.	334



Vorbericht
von der
Philosophie
und den
philosophischen Wissenschaften
überhaupt.

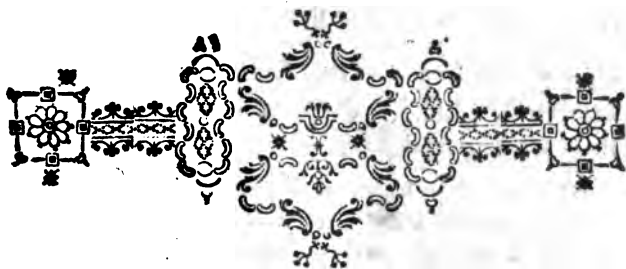
Fragmente über die N. D. Litt. III.
Samml. S. 107.

Die Weltweisheit, die von eigensinnigen Bestimmungen anfängt, sich hernach sogleich hinter barbarische Kunstwörter versteckt, um ihren vorangesezten Eigensinn zu beweisen, ist nicht meine Muse. Denn sie verachtet den gemeinen Verstand, dessen Worte sie verwirft: sie hat sich aus der Sphäre des Lebens in die Sphäre der Ratheder versetzt. — Aber die Weltweisheit ist die Abgöttinn meines Herzens, die zuerst den sinnlichen Verstand leßtzt, sich zu seiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanze der Deutlichkeit erscheint und verschwindet.

Logik
oder
Vernunftlehre.

Lambert N. O. I. S. 620.

Die Harmonie in einem Concerte wird von einem geübten Tonkünstler viel vollständiger empfunden, als von Ungeübten — die Harmonie in einem Concerte ist ein sehr schwacher Schattenriß von der Harmonie in den Wahrheiten — Gute Muster geben der Seele die Grundlage zur Empfindung dieser Harmonie, die Vernunftlehre entwickelt und benennt ihre Theile, und je netter man sich diese vorstellen lernt, desto fertiger wird man auch in der Uebung, die Harmonie der Wahrheiten zu empfinden.



Vorbericht

von der Philosophie und den philosophischen Wissenschaften überhaupt.

Kläufiger Begriff von der Philosophie.

Wenn gleich jedwedes Nachdenken, wodurch eine Erkenntniß, was auch ihr nächster Gegenstand seyn mag, deutlich, zusammenhängend und bis auf die ersten Gründe zurückgeführt wird, Philosophiren heißen kann: so ist es doch insbesondere ein Theil der gelehrten Kenntniße, was unter dem Namen der Philosophie ist am eigentlichsten verstanden wird. Und wie verschieden auch die Seiten sind, von welchen derselbe von jeher angesehen worden ist, oder angesehen werden kann; wie abstechend auch selbst die Erklärungen der Philosophen von ihrer Wissenschaft dem ersten Anschein nach seyn mögen: so ist doch soviel außer Zweifel, daß es in der Philosophie um die wichtigsten derjenigen Erkenntniße zu thun sey, die durch den bloßen

Gebrauch der Vernunft herausgebracht werden können, um die Kenntniß der Natur und ihrer allgemeinen Wirkungsgeetze *)

*) Daß einer hiebey weiter fortgehet, wo der andere stehen bleibt, daß dem einen wichtig scheint, was ein anderer für unnütz hält, ist nicht zu verwundern. Daß es aber offenbar zeitverderbende und den Namen von Weisheit und Wissenschaft nicht verdienende Wortkrämerey geben könne; hat die Erfahrung außer Zweifel gesetzt.

§. 2.

Theile der Philosophie.

Es ist leicht zu vermuthen, daß in einem so weitläufigen Gebiete als die Philosophie vor sich hat, in dem Umfange der natürlichen Begriffe des Menschen, mancherley Abtheilungen gemacht, immer neue Gegenden ausgezeichnet, und mit besondern Namen beleet werden können. Es ist auch immer geschehen; und alle, die Verbesserer der Philosophie geworden sind, oder doch dafür haben angesehen seyn wollen, haben diese weitläufige Wissenschaft mit neuen Namen einiger besondern Theile, oder wohl gar mit neuen Namen für die ganze Philosophie, bereichert. Und fast jeder hat sie auf eine andere Art vertheilet und geordnet. Diejenigen auch, die einerley Namen gebrauchen, sind doch in der Bedeutung, die sie ihnen geben, nicht einig. Logik, Metaphysik, Physik, welches jezo gemeiniglich als die Haupttheile der theos

theoretischen Philosophie, so wie Recht der Natur, Moral und Politik, als die Haupttheile der praktischen Philosophie angesehen werden, heißen nicht bey einem Philosophen, was sie bey einem andern heißen (*).

Auf den Gebrauch dieser Namen kommt wohl überhaupt am wenigsten an; wenn man nur überall das Nützliche zu finden, und geschickt mit einander zu verbinden weiß.

(*) Wer Namen von vielerley Theilen der Philosophie beysammen finden will, s. A. G. BAYM-GARTEN philosophia generalis. Hal. 1770. Mehr reelles findet sich in des VERVLAMII Buche de augmentis scientiarum; und was die alten Eintheilungen anbetrifft, viel nütliches in Schefers Buche de philosophia italica. Wittenb. 1701.

S. 3.

Von der Ordnung, in welcher die Theile der Philosophie nach einander zu erlernen sind.

Auf die Ordnung, in welcher die Theile einer Wissenschaft vorgetragen und erlernt werden, kommt ohne Zweifel viel an. Aber nicht allemal ist die Ordnung, die der Sache überhaupt die angemessenste wäre, auch bey besondern Einrichtungen die bequemste. Wenn man ohne an besondere Einrichtungen gebunden zu seyn, jemanden die ganze Philosophie zu lehren hätte, so wäre vielleicht keine Ordnung zuträglich, als wenn man, unter Anleitung der Er-

fahrung, von den Betrachtungen über die menschliche Seele, ihre verschiedene Modificationen und Fähigkeiten ansehe, und, durch Ziehung der nächsten Folgerungen aus jedweder Erfahrung, den Grund zur Seelenlehre lege. Von dieser gieng man zur sichtbaren Welt fort, und sammelte theils aus der natürlichen Geschichte, theils durch künstliche Versuche allgemeine Bemerkungen von der Natur, den Beschaffenheiten und Veränderungen der Körper. Nichts wäre natürlicher und leichter, als von dieser Physik auf die Lehre von Gott fortzugehen. Diese würde unvermerkt zur Lehre von unsern Pflichten führen. Und in dieser fänden wir genugsame Bewegungsgründe, sowohl auf die Verbesserung unseres Erkenntnißvermögens, als auf die Besserung unseres Willens zu denken, wenn wir uns an die Mängel und Gebrechen erinnerten, die uns von einem sowohl, als von dem andern, die Seelenlehre bekannt gemacht hat. Zu jener Absicht bietet sich uns dann die Logik an, und zu letzterem die Moral. Zween Theile der Philosophie wären nun noch übrig, Politik und Metaphysik; wovon jene ordentlich den Beschluß der praktischen Philosophie machet, und diese billig den Beschluß der theoretischen Philosophie machen sollte. Wie die Klugheitslehre durch genauere Bestimmung die Pflichten nach den Umständen, in welchen wir sie auszuüben haben, nach den Schwierigkeiten, die sich dabei anbieten können, Licht über die ganze übrige praktische

sche Philosophie verbreitet; aber doch die andern Theile derselben voraussetzt; so setzt, meines Erachtens, die Metaphysik die Physik, die eigentlich sogenannte Physik, oder die Lehre von den Körpern sowohl, als die physische Pneumatologie, oder Geisterlehre, voraus; wenn sie durch weitere Auflösung der Begriffe über jene Theile Licht verbreiten, wenn nicht in ihr selber alles dunkel seyn, und bey der Verknüpfung der aufgelöseten Begriffe sie sich nicht in die Welt der Chimären verlieren soll. *)

*) Jede Methode hat ihre Vortheile, aber auch ihre eigenen Unbequemlichkeiten. Man kann die gewöhnlichen Namen beybehalten, den Inhalt aber, die Materialien, so vertheilen, daß die Ordnung dadurch verbessert wird. Ich glaube das durch, daß ich die Logik mit empirischer Psychologie anfangen, und überhaupt viel von letzterer in die Logik bringe, den meisten Schwierigkeiten dergestalt abgeholfen zu haben, daß ich auf die Logik ohne Bedenken die Metaphysik folgen lassen darf: zumal, da die mündliche Erläuterung hinzukommt. Die gemeine Erkenntniß klärt gar vieles auf, wenn man sie recht anzuwenden weiß. Man vergleiche hiebey Kieblers Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, in der Einleit. S. 8. f. und Alex. Gerards Gedanken von der Ordnung der philosophischen Wissenschaften. Riga 1770. 8. Wegen der Methode der alten Philosophen kann man sich abermals bey Scheffer Naths erholen Kap. IX. X.

S. 4.

Soll man Philosophie lernen?

Ist es aber wohl überhaupt der Mühe werth, ist es auch nur rathsam, Philosophie zu lernen; wenn fast alle Irrthümer, womit die Welt von je her überschwemmet worden ist, aus der Philosophie ihren Ursprung genommen haben; wenn nichts so unbesonnenes und thöriges erdacht werden kann, das nicht von einem Philosophen einmal wäre behauptet worden (*); wenn die berühmtesten Philosophen in den Augen vernünftiger Leute oft nur Schwäger und Träumer sind; wenn die Systeme einander wie die Motten verdrängen; wenn wenigstens, wie Bayle (**) selbst eingestehet, die Philosophie, wie ein verzehrendes Pulver ist, welches das faule Fleisch ausrottet, so lange eines da ist, hernach aber das gesunde Fleisch, Mark und Knochen anfriszt?

Wenn man diesem Tadel auch noch so viel Gewicht giebt, und wenn man ihn auch in Ansehung gewisser Philosophen und ihrer Lehren noch so sehr rechtfertigen kann; so bleibt doch noch immer richtig, daß man die Philosophie überhaupt nicht verwerfen könne, ohne zugleich den Gebrauch der menschlichen Vernunft zu verdammen. Und wenn man nur unpartheyisch nach der Erfahrung urtheilen will: so wird man wenigstens eben so vieles zum Lobe der Philosophie aufbringen können, als man zu ihrem Tadel aufgebracht hat, und die Lobrede des Cicero (***) auf dieselbe noch leichter, als seine Stachel.

Selbsten wider die Philosophen, rechtfertigen können.

(*) Cic. de divin. lib. II. 58.

(**) v. Diction. art. *Acosta* rem. G.

(***) Tusc. Qu. V. 2. Wenn man mehrere nachdrückliche Lobsprüche auf die Philosophie lesen will: so sehe man den *Seneca* ep. 90. *Antonin.* II. §. 15. *Timaeus Locrus* cap. 6.

§. 5.

Scepticismus und Dogmatismus.

Wahr ist es unterdessen, daß nichts so sehr kann gemißbraucht werden, als halbe Einsichten in die Philosophie, oder, welches eben so viel ist, zu weit getriebene Spekulationen mit Eigendünkel verknüpft, und in dem Dienste der Leidenschaften. Es heißt auch hier.

*Est modus in rebus, sunt certi denique
fines,
Quos ultra citraque nequit consistere
rectum.*

Man kann hieraus die rechte Art zu philosophiren bestimmen, und urtheilen, bey welcher man am meisten Gefahr läuft, in Irrthümer und schädliche Meynungen zu gerathen. Gewiß nicht bey derjenigen Philosophie, bey welcher man von nichts so bald und so nachdrücklich überzeugt wird, als von der Unvollkommenheit und den engen Schranken unserer natürlichen Erkenntniß; bey welcher man nicht alles, worauf man

man nur verfallen mag, zu erklären und zu be-
weisen unternimmt, und was man nicht aus
einem System zu erklären vermag, gar läugnet
oder verwirft; sondern bey der man lieber seine
Unwissenheit zu gestehen, als unvorsichtig zu ur-
theilen gewöhnt wird: bey welcher endlich das
fleißige Studium der Geschichte die unaussbleib-
liche Folge nach sich zieht, daß man bescheiden
in seinen Meinungen, und schüchtern in seinen
Behauptungen, und zu williger Annehmung ei-
ner höhern Offenbarung geneigt gemacht wird.
Eine Art von Philosophie, die unterdessen von
der sophistischen Zweifelsucht weit entfernt
ist.

S. 6.

Vom philosophischen Genie.

Man kann auch aus dem vorigen abnehmen,
was für Gemüthseigenschaften dem Philo-
sophen zu wünschen sind, und was für Talente
erfordert werden, um in philosophischen Kennt-
nissen es weit zu bringen.

Leute, in denen die Liebe zur Wahrheit nicht
über alles gehet, und bey denen die Nothwen-
digkeit des tugendhaften Lebens nicht die gewis-
seste und heiligste der Wahrheiten ist; Leute,
die die Wahrheit alsdenn erst annehmen, wenn
sie ihren Neigungen gemäß erscheint, hingegen
die Augen von ihr abwenden, wenn sie diesen
zuwider ist; Leute, die ein anhaltendes For-
schen allzubald ermüdet, die lieber nachsagen, als
nachdenken, die flüchtig über alles hinzusehen,
nur

nur einseitig zu urtheilen schon zu sehr gewohnt sind; Leute, bey denen eine unbezäumte Einbildungskraft die Gegenstände willkührlich verändert; dergleichen Leute sind zur Philosophie nicht geschickt.

Wer hingegen durch die Begierde die Wahrheit völlig und unverstellt zu erkennen beseelt; alles, was seiner Seele vorkömmt, aufzuklären bemüht ist; wer die Gründe der Meinungen und der Handlungen zu erforschen aufgelegt ist, und nicht aufhöret nachzudenken, so lange noch etwas dunkel, und zu fernerer Ergründung Hoffnung ist; wer das Aehnliche der einzelnen Beobachtungen genau zu fassen und zu verbinden, das Verwickelte aufzulösen, und nach dem Zusammenhange, in welchem alles sich am besten aufkläret, zu ordnen weiß; wer endlich gewöhnt ist, nie mehr zu behaupten, als er nach den Regeln des vernünftigen Denkens behaupten, für gewiß oder wahrscheinlich halten muß: der wird den Namen eines philosophischen Kämpfers verdienen, und wenn die Umstände ihm günstig sind, solchen auch durch gründliche Einsichten in den Ursprung und Zusammenhang der Dinge beweisen *).

*) G. Gassendi Opp. tom. I. p. 10, seq.

Von der Verbindung der Philosophie mit den schönen Wissenschaften.

Wenn nicht nur beym Vortrage seiner Gedanken, sondern beym Denken selbst, auf die Einkleidung der Gedanken gar sehr vieles ankommt; wenn die schönen Wissenschaften uns mit den interessantesten Gegenständen, und mit den schönsten Denkmalen des menschlichen Verstandes, bekannt machen: wer wird zweifeln können, daß nicht die schönen Wissenschaften in einer natürlichen Verbindung mit der Philosophie stehen, und daß sie ohne Nachtheil für dieselbe, nicht vernachlässiget werden können? Durch sie verlieret die ernsthafte Muse ihre finstere Miene, und nimmt die gefällige Gestalt an, in welcher es ihr erst gelingt, die Menschen zu unterrichten und zu bessern. Sie können dem Geschmacke des Philosophen eine tägliche Arznei seyn, daß er sich nicht zu sehr in Spinnengewebe leerer Worte verliert, nicht, indem er metaphysisch Welten schafft, diejenige darüber vergift, in welcher er lebt. Glückliche Zeiten für die Philosophie waren es auch immer, wenn die Grazien der Wissenschaft nach Verdienst geschätzt wurden.

Wie soll jedoch der Philosoph begeben, was seiner Hauptabsicht zuwider ist; nie die Wahrheit über dem allzugeliebten Puse und Schimmer des Schönen vernachlässigen! *)

(*) Besonders muß die Philosophie sich von der Geschichte gleichsam nähren.

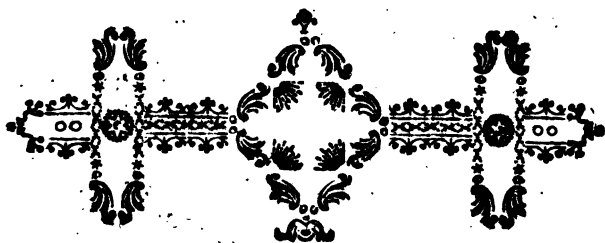
§. 8.

Wann ist es Zeit Philosophie zu studiren?

Die Philosophie hat dieses mit andern Wissenschaften gemein, daß sie nicht anders, als nach und nach und stufenweise bey denen, die sie erlernen wollen, zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht werden kann. Aber mehr als andere Wissenschaften setzet sie nothwendig vieles voraus, wenn sie nach ihrem ganzen Umfange, und mit gehöriger Einsicht, studiret werden soll. Denn dieß ist eigentlich das Geschäft der Philosophie, aus dem allgemeinen Stoffe der menschlichen Kenntnisse ein ganzes zu machen, in welchem Licht und Ordnung herrschet, und da, wo andere Wissenschaften bey gewissen Vorschriften stehen bleiben, bis auf die ersten Gründe derselben einzubringen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß derjenige, der eine noch gar geringe und wenig ausgebreitete historische Kenntniß hat, und wer sich im Denken noch wenig geübt hat, in der Philosophie nicht weit kommen werde; höchstens nur eine historische Kenntniß derselben sich erwerben könne. Kann man es also billigen, wenn man Knaben zu Philosophen machen will; welches öfters den Erfolg hat, daß weder Philosophie, noch irgend etwas,

was, von ihnen gründlich erlernet wird? Man gewöhne sie zum Nachdenken bey einzelnen Fällen. Aber die abstrakten Regeln vom Denken, und die allgemeinsten Begriffe und Grundsätze, sind nicht für sie.





Logik.

Kurzer Vorbericht von der Logik überhaupt.

S. I.

Allgemeine Absicht und Nutzen der Logik.

Es geht der Logik, wie der Philosophie überhaupt, und wie jeder andern Wissenschaft, daß einige sie zu sehr erheben, andere ihren Werth zu weit herabsetzen. Die Logik soll recht denken lehren. Und die Geschicklichkeit recht zu denken, seine Erkenntnißfähigkeiten so zu gebrauchen, daß man richtige, deutliche und erweiterte Einsichten dadurch erhält, kann wohl nicht für eine Kleinigkeit angesehen werden. Wenn also die Logik etwas dazu beiträgt; so ist sie ohne Zweifel eine nützliche Wissenschaft — Aber man denkt auch wohl ohne logischen Unterricht. Und beweisen nicht oft Menschen, die von der Logik nie etwas gehört haben, mehr gesunde Vernunft, und einen richtigen Verstand, als jeders Logik. B ande-

andere, die bey der Wissenschaft vom Denken grau geworden sind? — Man müßte sehr unbillig seyn, wenn man aus diesem Grunde behaupten wollte, daß die Logik zur Besserung der menschlichen Erkenntniß nichts nütze. Und überhaupt müßte man weder die Natur des menschlichen Denkens kennen, noch wissen, wie sehr durch geschickten Unterricht, und durch Übung nach deutlich erkannten Regeln, natürliche Fähigkeiten verbessert und erhoben werden können, wenn man an dem Nutzen der Logik zweifeln wollte.

§. 2.

Bestimmtere Absicht und Inhalt der Logik.

Diejenigen, welche diese Wissenschaft bisher bearbeitet haben, ob sie gleich in der Hauptsache einerley Begriff von ihrer Natur und Absicht hegen, und darinn einig sind, daß die Logik ein Organon für die übrige Philosophie seyn müsse, gehen doch in der genaueren Bestimmung dieser Absicht verschiedentlich von einander ab. Zwo Hauptklassen der Logiker unterscheiden sich dadurch, daß einige die Logik mehr als eine Erfindungskunst, andere aber mehr als eine Zerklungskunst für den Verstand betrachten. Diese bemühen sich, viele allgemeine Formeln herauszubringen, wie Ideen auf eine solche Art verknüpft werden können, daß sich Wahrheit dabey findet. Nach ihrem Begriffe soll die Logik das für die ganze Philosophie seyn, was die reine Mathematik für die angewandte ist. Dies-

se andern aber, die die Logik als eine Heilungskunst für den Verstand behandeln, sind hauptsächlich bemüht, die mancherley Quellen der Irrthümer zu entdecken; und davor zu verwahren durch nützliche Regeln, die die Seele im vorkommenden Falle erinnern und warnen können. Sie glauben, mit dem Erfinden gäbe es sich schon selbst, wenn Genie und glückliche Umstände zusammen kommen; auf die Vermeidung der Irrthümer aber käme allemal das meiste an, und die allgemeinen Formeln der Erfindung wären bey den so sehr bestimmten Begriffen der Philosophie nicht so, wie in der Mathematik, zu gebrauchen. Ohne jener Art der Logik ihren Werth zu benehmen; ist doch wohl offenbar, daß dasjenige, worauf man bey dieser andern sieht, das unentbehrlichste ist, und daß ohne dieses auch jenes nicht viel helfen kann.

Aber man mag die Absicht der Logik auf diese oder jene Art auszuführen suchen: so werden drey Stücke nothwendig abzuhandeln seyn. Es muß vom Denken überhaupt, oder von den verschiedenen Erkenntnißfähigkeiten und ihren Verrichtungen gehandelt, es muß der Begriff von Wahrheit entwickelt, und die Natur des Irrthums untersucht werden. Alsdann kann erst das Praktische der Logik, der Unterricht, folgen, wie man recht denken, Wahrheit erkennen, und Irrthümer vermeiden solle.

Erstes Hauptstück

von dem Erkenntnißvermögen und den
dahin gehörigen Berrichtungen der
Seele.

Erster Abschnitt

von der Seelenlehre überhaupt.

§. 3.

Beschaffenheit der Erkenntniß, die der Mensch von seiner Seele hat. Absicht dieses Abschnittes.

Da es gleich Philosophen gegeben hat, die da behaupteten, daß es leichter sey, von der Seele, als vom Körper eine gründliche Kenntniß sich zu verschaffen *): so giebt es doch weit mehrere, die besonders in der Seelenlehre über Unwissenheit klagen, und es für sehr wenig halten, was wir mit Gewißheit von unserer Seele wissen. Und wenn es bey dem ersten Anblicke befremdet, daß die Seele sich selbst nicht kennen sollte; so kömmt man doch auch bey dem weitem Nachdenken gar bald auf die Gründe, die bey diesem Theile der menschlichen Erkenntniß besondere Schwierigkeiten veranlassen. Eben dieß, daß die Seele sich selbst erkennen, der Beobachter und der Gegenstand der Beobachtung zugleich

gleich seyn soll, scheint schon eine Ursache dieser Schwierigkeiten zu seyn.

Wenn es denn nur wenig ist, was wir mit Gewißheit von unserer Seele wissen, oder mit Grunde vermuthen können; so muß uns dieses wenige, da es doch den bessern Theil von uns betrifft, nur desto wichtiger seyn.

Die Philosophie beschäftigt sich nicht bloß in einem ihrer Theile mit der Seele. Hier ist meine Absicht, vermittelt solcher Erfahrungen, die jeder Mensch hat, oder gar bald sich verschaffen kann, denjenigen Grund zur Seelenlehre zu legen, auf welchen die speciellern Betrachtungen der Logik gebaut, und wodurch die subtilern Untersuchungen der Metaphysik vorbereitet werden können; von welchen letztern eben auch in der Logik eine vorläufige historische Erkenntniß hier und da unentbehrlich seyn kann.

*) G. Cartes. Meditatt. de philos. prima, med. II.

S. 4.

Grundbegriff von der Seele, nebst vorläufiger Anzeigung einiger strittigen Punkte.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß von denjenigen Namen, die am häufigsten ausgesprochen werden, die Menschen dennoch keine deutliche und übereinstimmende Begriffe haben. Eben dieß bemerkt man gar bald in Ansehung des Namens der Seele. Und in diesem Unters-

Stelle der Grundbegriffe liegt schon der Grund der meisten Streitigkeiten, die in Ansehung der Seele entstanden sind.

Jedermann weiß unterdessen, daß hauptsächlich in Rücksicht auf das Denken und Wollen dem Menschen eine Seele zugeschrieben wird. Aber es ist darüber gestritten worden, ob das Vermögen zu denken und zu wollen einem besondern Theile des Menschen zugeeignet werden mußte; oder ob es eine durch den ganzen Körper verbreitete, und von ihm unzertrennliche Kraft sey, von welcher Denken und Wollen herkäme. a) Es hat auch viele gegeben, die nicht eine, sondern mehrere Seelen in den Menschen annehmen, wegen der vielerley sehr unterschiedenen Arten der Kenntniß und des Willens. b)

So viel ist ausgemacht, daß der Begriff vom Menschen in dem gewöhnlichen Begriffe vom menschlichen Körper nicht ganz sich findet. Und daß das Bewußtseyn von uns selbst, und den Dingen außer uns, die vereinigte Erkenntniß von den mancherley Theilen unsers Körpers und ihren Veränderungen, von dem, was wir ehemals empfunden haben, und was wir jetzt empfinden, das Bewußtseyn der Lust und der Unlust, die Ueberlegung, Vergleichung und das Urtheil, die Verabscheuung und die Begierde, und was wir sonst zum Denken und Wollen rechnen — daß dieses alles weder dem ganzen Körper, noch den einzelnen bekannten Theilen desselben zugeschrieben werden könne, wird wohl niemand in Abrede seyn, der die Worte versteht,

steht, und auf seine innere Empfindung dabey Acht hat.

Wenn wir also unter der Seele denjenigen Theil von uns verstehen: in welchem wir uns unserer und anderer Dinge außer uns, des Gegenwärtigen und des Vergangenen, der Lust und der Unlust bewußt sind; so wird schwerlich jemand die Existenz der Seele in Zweifel ziehen, oder daß der nämliche Mensch mehr als eine Seele hätte, wahrscheinlich machen können.

Aber ob die Seele ein körperliches aus trennbaren Theilen bestehendes Wesen, oder von einer ganz andern, einfachern Natur; ob alle Aeußerungen derselben aus einer und der nämlichen Quelle, oder aus verschiedenen Grundkräften entspringen; endlich, ob die Seele bloß der Sitz des Bewußtseyns, oder auch der Ideen, ob sie bloß gewahr nehme, oder selbst vorstelle, in sich selbst die Ideen enthalte c) — dieß sind Fragen, die mehrerer Untersuchung bedürfen, und hier nur angezeigt werden, um Aufmerksamkeit zu erwecken, daß man nicht bey den ersten Untersuchungen über die Seele zu leicht sich berede, etwas ausgemacht zu haben, was es noch nicht ist.

a) *C. Cicero Tusc. quæst. I. 10.*

b) Unter andern auch *Ridiger de sensu veri & falsi diff. procem. §. 8. seqq.*

c) Es schien mir nöthig, diesen Punkt hier schon nicht unbemerkt zu lassen, weil bey ihm die psychologischen Systeme sich zu unterscheiden hauptsächlich.

sächlich anfangen, und das Licht, das hierbei aufgeht, vieles aufklärt. Es ist gewiß, daß nach dem gemeinem Begriffe die Seele nicht blos das Subject des Bewußtseyns, sondern auch der Sitz der Ideen und des ganzen Gedankensystems ist. Aber bewußet man auch wohl alsobald nach diesem Begriffe die Einfachheit der Seele? — Es ist mir hier nur darum zu thun, daß man aufmerksam auf die Worte wird, und Mißverständnissen zu begegnen, bey Zeiten sich bestrengen lernt. Man findet diesen Punkt gut erläutert in *Search's Light of Nature* tom. I p. 204. seq: desgleichen in *Bonnet Essay analytique sur les Facultés de l'ame* und in dem *Essay de Psychologie* Lond. 1755. 8; (Deutsch 1773) als welche Schriftsteller auf diesem geschmeidigen Begriff von der Seele vorzüglich bauen.

§. 5.

Von der Vereinigung der Seele und des Körpers,
und der Harmonie zwischen ihren bey-
seitigen Veränderungen.

Ob wir alsogleich Ursache haben, die Seele und den Körper als verschiedene Theile des Menschen zu unterscheiden: so wissen wir doch, vermöge der täglichen Erfahrung, daß beyde auf das genaueste mit einander vereinigt sind, und daß ihre Veränderungen in einem solchen Verhältnisse mit einander stehen, daß sie wechselseitig aus einander zu entspringen, einander zu verursachen, scheinen.

Gewisse Vorstellungen entstehen in der Seele immer nur alsdann, wenn in bekannten Theilen des Körpers gewisse Veränderungen sich ereignen; Lust oder Unlust ist mit gewissen Zuständen des Körpers ordentlich verknüpft. Ja die Munterkeit und ganze Kraft der Seele scheint von der Beschaffenheit des Körpers abhängig zu seyn, und von den Dingen, die einen Einfluß auf den Körper haben.

Gingegen erfolgen auch vielerley Veränderungen des Körpers allemal nur bey gewissen Vorstellungen oder Begierden der Seele. Die Seele will es, und der Körper bewegt sich; sie will es, und der Körper ruht. Ihr Vergnügen und Mißvergnügen, Begierden und Verabscheuungen offenbaren sich in demselben: er wird bey'm Denken ermüdet und entkräftet. *)

Ob es nun gleich scheint, daß bey diesem Verhältnisse der wechselseitigen Veränderungen der Seele und des Körpers gar nicht daran zu zweifeln, daß nicht die Seele in den Körper, und der Körper in die Seele wirke: so hält man dieß doch für einen der strittigsten Punkte in der Psychologie, und nach etlicher Meinung kommt diese Uebereinstimmung keinesweges von einer wechselseitigen Einwirkung der Seele und des Körpers in einander her.

*) D. Ernst Plattners Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Leipz. 1772.

§. 6.

Von der Thätigkeit der Seele. Bestimmtere Begriffe vom Verstand und Willen.

Man vermuthet leicht, daß aus dem Unterschiede der Grundbegriffe, und der bereits angemerkten Meinungen, mancherley andere Unterschiede in den Lehrgebäuden von der menschlichen Seele entspringen müssen.

Ein solcher Unterschied offenbaret sich auch, wenn von der Kraft der Seele die Rede ist. Einige sehen in der Seele nichts als Thätigkeit; andern ist sie ein bloß leidendes Wesen. Und wenn man auch darüber einig ist, daß die Seele Thätigkeit besizet: so entstehet doch bald wieder ein Streit über die Frage, worinn diese Thätigkeit zu setzen; ob sie in dem Verstande oder in dem Willen gesucht werden müsse? Da kommt es denn zusehends hauptsächlich auf die Erklärung der Worte an. Diejenigen, die unter dem Verstande das Vermögen zu Denken verstehen, den Grund aller der Berrichtungen die unser Denken ausmachen, unsere Begriffe und Urtheile hervorbringen, können nicht einräumen, daß der Verstand eine bloße Fähigkeit zu leiden seyn sollte. Und wenn sie denn auch gleich nicht den Verstand oder die Denkkraft zur einzigen Kraft, und zur Quelle alles dessen was in der Seele vorgeht, machen: so stellen sie sich doch denselben als eine eigentliche Kraft, eine Quelle von Thätigkeiten, ein Bestreben zu wirken, vor. Hingegen werden nun diese von
an.

andern beschuldiget, daß sie aus Mangel einer genauen Unterscheidung, einer Kraft zu schreiben, was eine Folge von vielerley Kräften oder Principien ist. Der Verstand, sagen diese, oder das Vermögen gewahr zu nehmen, ist keine eigentliche Kraft, keine Quelle von Thätigkeiten. Die thätige Kraft der Seele ist im Willen, oder in dem Vermögen zu Folge der Erkenntniß, der Ideen und Empfindungen, wirksam zu werden, und gewisse entsprechende Veränderungen hervorzubringen. (*)

Man kann hieraus schon ziemlichermassen abnehmen, was es mit diesem Unterschiede der psychologischen Lehrbücher für eine Bewandniß habe, welcher dennoch weit sich erstreckende Folgen verursachet.

Wenn aber Verstand und Wille nach dieser letztern Art erklärt werden, so muß man noch ein drittes Principium, oder mehrere derselben irgend wo annehmen, um die Frage zu beantworten, woher es kommt, daß einiges angenehm ist, gefällt, etwas anders unangenehm, mißfällig ist.

*) Man vergleiche Locke P. II. chap. XXI. §. 5. Search, tom. I. in den ersten Kapiteln; und Hollmann Ethics prim. lin. §. 7. seq.

§. 7.

Von der Willkühr und Freyheit.

Obgleich, wie aus den vorhergehenden Bemerkungen schon erhellet, eine völlige Unabhängig-

hängigkeit und Freyheit der menschlichen Seele keinesweges kann zugeschrieben werden: so besitzt sie doch ein gewisses Vermögen, nach Wohlgefallen und Gutbeständen ihre Kräfte zu gebrauchen, welches die Willkühr genannt wird. Vermöge dessen öffnen wir unsere Sinnen und verschließen sie, nähern uns zu den Gegenständen und entfernen uns von ihnen, richten unsere Aufmerksamkeit von einem auf das andere, je nachdem es uns gefällt. Der Wille aber, die Begierden und Entschlüssen, hängen vermöge der Erfahrung, von der Erkenntniß, den Empfindungen, Phantasien und Gedanken, wenigstens auf eine gewisse Weise ab. Und also ist die Willkühr wenigstens nicht völlig der letzte Grund der bestimmten Thätigkeiten der menschlichen Seele. Unterdeß wenn eine nach vernünftigen Vorstellungen sich bestimmende Willkühr Freyheit heißet; so ist auch diese Eigenschaft in der menschlichen Seele leicht zu erkennen. Und sie ist allerdings von großer Wichtigkeit.



Zweiter Abschnitt

von dem Erkenntnißvermögen, und den dahin
zu rechnenden Fähigkeiten der Seele.

§. 8.

Vorerinnerung.

Was dieß heiße, sich eine Sache vorstellen, eine Sache erkennen, etwas denken; was Vorstellungen, Gedanken, Begriffe, Ideen heißen, muß ein jeder von sich selbst wissen. Man kann hier weiter nicht erklären, als daß man, wenn etwa ein Wort jemanden nicht verständlich genug seyn sollte, ein anderes ihm verständliches wählet, um durch die bekannten Namen an Sachen zu erinnern, die man aus eigenen Empfindungen kennen muß. Wohl aber kann man durch gesuchte künstliche Definitionen die Begriffe verwirren, und zu Streitigkeiten Anlaß geben, deren man hätte überhoben seyn können.

§. 9.

Von der Empfindung und den Sinnen.

Unter den mancherley Erkenntnißarten, die der menschlichen Seele zu Theile werden, bemerken wir zuvörderst die Empfindung. Dieser Name würde keine weitere Erklärung nöthig haben, wenn er nicht vieldeutig wäre. Empfinden heißt manchmal überhaupt so viel, als gewahr

wahr nehmen; öfters wird die Empfindung oder das Gefühl der deutlichen Einsicht entgegengesetzt; am meisten aber der Vorstellung abwesender Gegenstände; in welchem Falle denn empfinden so viel heißt, als, gegenwärtige Dinge erkennen. In dieser Bedeutung wird das Wort genommen, wenn von der äußerlichen Empfindung, und dem äußern Sinne die Rede ist. Zu dieser Art der Erkenntniß befinden sich im menschlichen Körper besondere Werkzeuge (Organen), wovon ein jedes eine eigene Art der sinnlichen Erkenntniß, oder einen eigenen Sinn gründet. Bey den fünf gemeinen Sinnen lassen es hier nicht alle bewenden.

Was unter dem innern Sinn und den innern Empfindungen zu verstehen sey, kann man theils daraus abnehmen, daß diese Erkenntnißart sowohl der äußern Empfindung, als auch der sogenannten höhern, auf Raisonement und allgemeine Begriffe sich gründenden, Erkenntniß, und der ihr eigenen Deutlichkeit, entgegengesetzt wird; theils aus den besondern Arten der innern Empfindung, und der darauf sich beziehenden Fähigkeiten des innern Sinns. Dieses sind nämlich, außer dem Selbstgeföhle, das Gefühl des Wahren, des Schönen und des Moralschönen.

Unter dem Selbstgeföhle versteht man die unmittelbare Wahrnehmung seiner Existenz, seiner innersten Zustände und Eigenschaften. Vermöge dieses Selbstgeföhls liegt in jedweder Empfindung oder Vorstellung, die wir bekom-

men,

men, zugleich das Bewußseyn, daß wir diese Empfindung oder Vorstellung haben. Aus demselben entsteht der durch die Absonderung deutlich gewordene Gedanke von unserer Person (unserm Ich)*). Unter dem Gefühle des Wahren (Sensus veri, Sensus communis, Common sense) versteht man das Vermögen, Wahrheit oder Unwahrheit, unmittelbar ohne Raisonnement, und daher auch oft nur undeutlich wahrzunehmen; unter dem Gefühl des Schönen, (idealistischen Schönen, Idealschangenehmen) die (in Vorstellungen liegende) Schönheit; und unter dem moralischen Gefühle, das Schändliche, Löbliche, was recht, was unrecht ist, also unmittelbar zu bemerken. Aus der Entwicklung dieser besondern Begriffe ergäbe sich demnach die allgemeine Erklärung vom innern Sinn, daß er das Vermögen der Seele, ihren Zustand, und die Verhältnisse ihren Vorstellungen unmittelbar gewahr zu nehmen.

Alles was von der Natur unserer Empfindungen merkwürdiges beobachtet, und zur Erklärung desselben ausgedacht worden ist, erfordert nicht nur mehrere Kapitel in der Logik; sondern führet auch in verschiedene andere Wissenschaften. Hier merken wir nur zur weiteren Aufklärung der Begriffe einstweilen folgendes an.

- 1) Bey der Empfindung müssen viererley Dinge von einander unterschieden werden; a) das Objekt so unmittelbar oder mittelbarer Weis auf unser Empfindungswerkzeug wirkt;

ket; b) das Organ in seinem gegenwärtigen Zustande; c) die Gewahrnehmung dieses Zustandes des Organs, oder die Fortpflanzung des äußerlichen Eindruckes bis ins Innerste; d) die Idee, die nunmehr von der Sache in der Seele entsteht. Aber selten unterscheiden wir diese Stücke von einander beym wirklichen Gebrauche unserer Empfindungen.

2) Unterdessen hängt die Idee, die bey der Empfindung entsteht, von dem allen ab; von der Beschaffenheit des Gegenstandes, dem Zustande der Organen, der Beschaffenheit der Mittelursachen, der Aufmerksamkeit und dem ganzen Zustande der Seele.

3) Daß die durch die äußerlichen Gegenstände in den Organen hervorgebrachten Veränderungen eine Zeitlang dauern, erhellet aus der Erfahrung auf verschiedene Weise.

4) Die Sinnen lassen sich durch die Übung schärfen.

*) Geschichte des Selbstgefühls. Würzburg 1773. 8.

§. 10.

Von der Einbildungskraft.

Wir haben ein Vermögen, auch wann die Dinge selbst nicht vorhanden sind, die Bilder der Dinge, oder das, was wir einmal bey ihrer Gegenwart empfunden haben, uns vorzustellen.

stellen. Dieses Vermögen heißet Einbildungskraft, Phantasie, Imagination.

Von der Einbildungskraft merken wir hier folgendes an.

- 1) Nicht alle Empfindungen lassen sich, vermittelt der Einbildungskraft, gleich lebhaft erneuern. Hauptsächlich sind die Empfindungen des Auges geschikt dazu.
- 2) Der Zustand der Einbildungskraft hängt vom Körper ab.
- 3) Die Einbildungen, Phantasien, erfolgen bisweilen auf oder mit unserem Willen, oft auch ohne, und bisweilen wider unsern Willen.
- 4) Ordentlicher Weise sind die Bilder der Phantasie schwächere und unvollkommenere Vorstellungen, als die Empfindung bey der Gegenwart der Dinge selbst. Ordentlicher Weise, und wenn wir wachen, wissen wir auch gar wohl den Unterschied zwischen einer Phantasie und zwischen der Vorstellung einer wirklich vorhandenen Sache. Aber im Traume geschieht es, und auch wachend bey einem außerordentlichen Zustande, kann es geschehen, daß uns das Phantasma als eine wirklich vorhandene Sache vorkommt, die ideale Gegenwart wie die reelle auf uns wirkt; welcher Zustand Verblendung, Illusion, Täuschung der Phantasie, genennet wird. *)

5) Aus allem zusammen entsteht die Vermuthung, daß die Phantasmata sich auf jedes Logik. E wisse

wisse durch die Empfindung in den inneren Organen erzeugte Modifikationen gründen. Diese versteht man unter dem Namen der materiellen Ideen **).

- 6) Auch die Einbildungskraft kann durch Übung zu einer grössern Vollkommenheit gebracht werden.

*) G. Bonnet *Essay analyt. ch.* XXIII. §. 676. *Muratori della forza della fantasia umana*, ediz. 5. 1772. *Unzers Physiologie der eigentlichen thierischen Natur.* §. 148. f.

**) Cf. *Aristoteles de Memoria cap. I. Bonnet* §. 55.

§. II.

Von der sinnlichen Abstraktion und dem Dichtungsvermögen.

Die Einbildungskraft wirkt auf mancherley Weise. Bisweilen äussert sie sich als das Vermögen, weniger denn in der vorübergehenden Empfindung einer Sache lag, sich vorzustellen, aber doch noch unter einem Bilde. Sie kann alsdenn das sinnliche Absönderungsvermögen genennet werden. Kraft desselben denken wir oft nur einen Theil des Ganzen, so wir gesehen haben. Kraft dieses sinnlichen Absönderungsvermögens sammlet sich die Seele allgemeine sinnliche Begriffe, oder Bilder, in welchen das, was einer Art oder Gattung gemeinschaftlich zukommt, hauptsächlich aufbehalten wird,

Wird, und dem Geiste vorzüglich klar abschwebet. Vermöge dieser allgemeinen Bilder, oder wenn dieser Ausdruck zu hart seyn sollte, vermöge dieser bildlichen Grundbegriffe, bemerken wir schon bey der gemeinen und sinnlichen Erkenntniß die Arten und Gattungen, und sind uns bey einzelnen Dingen bewußt, daß ihres gleichen mehrere vorhanden sind. Aber freylich gleichen diese sinnlichen Abstrakta, indem es Bilder sind, immer mehr einem Individuo, als dem andern; wenn sie gleich noch so unvollständig ausgezeichnet, noch so unvollendet erscheinen.

Die Einbildungskraft heisset das Dichtungsvermögen, in so fern wir vermittelst derselben in der Vorstellung zusammensetzen, was wir nicht also zusammen empfunden haben. So wird die Einbildungskraft

Schwester der Muse, der Schöpfung
Vertraute;

So schafft sie Faunen, Syänen, besügelte Pferde und andere Dinge, die den Sinnen im Ganzen nie vorgekommen sind. So kann diese Schöpferinn selbst die Schönheit der Natur übertreffen, indem sie zerstreute Schönheiten vereinigt, die bey der zweckmäßigen Vollkommenheit der Natur nicht beisammen seyn konnten.*)

*) Das Vermögen die Bilder zu vergrößern oder zu verkleinern, gehört auch hieher, und ist ein vorzüglich merkwürdiges Stück der Einbildungskraft.

§. 12.

Von dem Gedächtnisse und der Erinnerung.

Endlich ist in der Einbildungskraft auch das Gedächtniß mit begriffen, wenn es nämlich bloß für die Fähigkeit genommen wird, Vorstellungen zu behalten, und, so wie wir sie gehabt haben, hervorzubringen, wovon die Grade der Vollkommenheit, sowohl als andere Unterschiede, leicht zu bestimmen sind *). Von dem Gedächtnisse wäre aber alsdann noch das Erinnerungsvermögen zu unterscheiden, oder das Vermögen, sich bey einer, es sey durch Imagination oder neue Empfindung, wieder hervorgebrachten Vorstellung bewußt zu werden, daß sie schon einmal da war. Da diese Erinnerung ordentlich der Erfolg von der Wirkung des Gedächtnisses ist; und auch nur alsdann fehlt, wenn das Gedächtniß nicht genug von den ehemals mit der jetzt wieder hervorgebrachten Idee verknüpften Nebenideen und begleitenden Umständen erwecket **): so werden beyderley Wirkungen zusammen einer Fähigkeit zugeschrieben, und die Namen oft verwechselt. Wenigstens wird es für einen Fehler des Gedächtnisses angesehen, und mit Rechte, wenn wir etwas zum zweyten, drittenmale hören oder sehen, und es zum erstenmale zu hören oder zu sehen glauben. Das Bewußtseyn, daß eine wiederkommende Vorstellung schon ehemals da war, äußert sich nicht immer in gleichem Grade der Klarheit und Deutlichkeit. Es ist oftmals nur ein dunkles Ge-

Gefühl. Wir sehen z. B. einen alten Bekannten nach einer langen Abwesenheit wieder, an einem Orte und zu einer Zeit, wo wir seiner uns am wenigsten vermutheten. So bald wir ihn erblicken, ist es uns, als wenn wir ihn schon öfters gesehen hätten. Dieß Bewußtseyn wächst, wie die Vorstellung der Umstände, unter welchen wir ihn ehemals gekannt haben, zunimmt. Endlich, wenn sein Name uns einfällt, ist die Erinnerung erst vollständig und deutlich. ***)

*) Der Unterschied des Gedächtnisses von der Imagination ist auf verschiedene Weise angegeben worden. G. Condillac *Essai sur l'Origine des Connoissances humaines*. Tome I. Sect. II. ch. II.

**) Ueber den Grund der Erinnerung s. auch Bonnet §. 92.

***) Den Einfluß des Körpers auf das Gedächtniß beweisen unzählige Erfahrungen G. L. Platter in *dissert. de vi corporis in memoria*, Lips. 1767. Chr. M. Burchardi *Meditationes de anima hum.* Rost. 1726. p. 10. §. 32. Von Beyspielen solcher Personen, die durch die Natur oder Kunst ein vorzügliches Gedächtniß erlangt haben, findet man vieles beyammen in Gesners *Chrestomathia Pliniana*. Segm. XIII-XV.

§. 13.

Einteilung der Erkenntnisfähigkeiten in die niedern und höhern.

Die Sinnen und die Einbildungskraft machen zusammen die sinnliche Erkenntniß und das sogenannte untere Erkenntnisvermögen (*facultas cognoscitiva inferior*) aus. Aber in unserer Erkenntniß ist noch manches was von der Empfindung und der Phantasie allein und unmittelbar nicht herkömmt. Wir haben nämlich allgemeine und andere Begriffe, die mit den Sinnen und der Einbildungskraft nicht gefasset werden können; und aus der Verknüpfung derselben entstehen unsere Gedanken, das eigentliche Denken gründet sich darauf. Die Erfahrung lehret, daß zur Erlangung dieser Begriffe und zu diesem Denken, uns gewisse Zeichen, desgleichen die Worte, nöthig sind. Deswegen wird diese Erkenntnißart die symbolische, und weil wir dadurch zu unsern erhabensten Begriffen und vorzüglichsten Einsichten gelangen, die höhere Erkenntniß, das Vermögen dazu das obere (*facultas cognoscitiva superior*) genant.

§. 14.

Vermögen der höhern Erkenntniß.

Bei diesem Vermögen der höhern Erkenntniß, welches auch bisweilen Verstand in der engern Bedeutung (*Intellectus*), bisweilen

Verst

Vernunft, heisset, lassen sich drey Hauptwirkungen, und folglich auch drey Hauptfähigkeiten oder Kräfte unterscheiden. Nämlich erstlich, das Vermögen allgemeine Begriffe zu fassen, und deutlich sich vorzustellen, welches der Verstand genennet wird, in der genauesten Bedeutung dieses Wortes. Hernach, das Vermögen nach diesen Vorstellungen die Verhältnisse der Dinge zu bemerken, die Urtheilskraft. Endlich, das Vermögen zu schliessen, oder verstreute Verhältnisse durch Hülfе mittlerer Begriffe zu entdecken, die Vernunft in der engeren Bedeutung dieses Wortes.

Nach dem Unterschiede der Verhältnisse können bey der Urtheilskraft vielerley besondere Fähigkeiten unterschieden werden. So unterscheidet man den Witz (Ingenium), als das Vermögen Aehnlichkeiten zu entdecken. *) Das Vermögen aber, den Unterschied der Dinge einzusehen, heisset die Unterscheidungskraft (Iudicium discretivum). So kann man auch als einen besondern Ast der Urtheilskraft das Vermögen der deutlichen Erinnerung (Reminiscentia intellectualis) ansehen, und so mehrere andere.

Diese Verrichtungen des menschlichen Verstandes erfordern zum Grunde Aufmerksamkeit, oder Richtung der Erkenntnißkraft auf die vor kommenden Vorstellungen. Die Aufmerksamkeit auf die innern Empfindungen, Gedanken und Vorstellungen, in der Absicht das mannichfaltige derselben deutlicher zu erkennen, wird

Ueberlegung, Nachdenken, Reflexion genannt. Und wie wir also die Aufmerksamkeit nach Absicht und Gutbefinden von einem auf das andere richten; also ziehen wir sie auch gewisentlich von einigem ab, um nur etwas gewisses von dem mannichfaltigen, so die Sinnen oder die Einbildungskraft uns beyammen vorstellen, desto lebhafter und deutlicher zu erkennen, bald eine gemeinschaftliche Beschaffenheit, bald ein Verhältniß. Hierin besteht die Abstraktion und das Absonderungsvermögen **). Und theils dadurch, theils durch die Zusammenfügung der einzelnen Abstraktionen und Bemerkungen, entstehen mancherley Begriffe der höhern Art, allgemeine Begriffe, von den gemeinschaftlichen Beschaffenheiten der Dinge, und Verhältnißbegriffe.

Auch bey'm Denken, bey'm Gesichte der höhern Erkenntniß, ist der Einfluß des Körpers und der äußerlichen Dinge auf die Seele offenbar. (***)

(*) Wenn man auf die gewöhnlichen gemeinen Redensarten merket; so heist Wig bald so viel, als das Vermögen etwas scheinbarlich zu machen; bald so viel, als die Fertigkeit ergögende Verhältnisse zu entdecken, unerwartete Verbindungen der Ideen hervorzubringen. Dieß sind die engern Bedeutungen des Wortes, die sich jedoch mit jener weitläufigeren noch wohl zusammen reimen lassen.

**))

**) Nach einiger obigen Anmerkung (§. 6.) ist klar, daß einige Philosophen etliche der hier bemerkten Berrichtungen nicht dem Verstande, sondern dem Willen, zuschreiben müssen.

***.) Es erhellet aus der Verknüpfung, in welcher der Verstand mit der Imagination und den Sinnen stehen; und eigene Erfahrungen bestätigen es. So weit geht es aber dabey doch gewiß nicht, als Huart behaupten will in der Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, aus dem Span. übersetzt 1752.

§. 15.

Genauere Vergleichung des untern Erkenntnißvermögens mit dem obern. Vernunftähnliches Erkenntnißvermögen.

Wenn wir nun die beyden Geschäfte der sinnlichen und der höhern Erkenntniß genauer mit einander vergleichen: so findet sich dabey ein Unterschied, sowohl in Ansehung der Produkte, als in Ansehung der Art und Weise, wie die Seele dabey wirkt. Nämlich:

- 1) die Frucht der höhern Erkenntnißkräfte sind die durch Zeichen deutlich abgeordneten Begriffe und genauern Bemerkungen, und die daraus entstehende Aufklärung und mannigfaltige Bearbeitung des durch die Empfindung in uns kommenden Vorrathes von Erkenntniß.
- 2) Bey dieser Erkenntniß ist ein weit stärkeres Bewußtseyn seiner selbst als des leidenden und wirkenden Subjektes; in dem die

• Vorstellung von seinem Ich dem Menschen schon zum eigenen unterschiedenen Gedanken geworden ist.

3) Die Ordnung und Verbindung der Gedanken erfolgt nach gewissen Absichten und leitenden Gedanken.

Wenn man von diesen Unterschieden abgeht: so finden bey der niedrigeren Erkenntniß, vermöge der Wirkungen der Einbildungskraft (§. 10. 12.) und des innern Sinnes eben solche Folgen und Verbindungen der Vorstellungen, wie bey dem Gebrauche der Vernunft. Darauf bezieht sich denn auch der Name der vernunftähnlichen Fähigkeit (Analogon rationis) worunter man das Vermögen versteht, ohne Ueberlegung und deutlichen Bewußtseyn, durch die Verknüpfung einer gegenwärtigen Vorstellung mit ehemaligen, auf eine Empfindung zu kommen, aus welcher Handlungen entstehen, die den vernünftigen Handlungen ähnlich sind.

§. 16.

Von dem Grunde und Zusammenhange der mancherley Erkenntnißfähigkeiten.

Aus diesen bisher bemerkten verschiedenen und unlängbaren Fähigkeiten des menschlichen Verstandes, hat man gesucht einen bestimmtern Begriff von dem denkenden Theile des Menschen, und der bey diesen mancherley Erkenntnißarten zu Grunde liegenden Kraft, herzuweisen. Es ist zwar nicht schwer, die Begriffe, von den einzelnen Erkenntnißarten auf einen einzigen

gen allgemeineren Begriff, und auf diese Weise alles auf das Empfindungsvermögen, oder dergleichen etwas zu reduciren *). Aber die Einfachheit des innern Grundes aller Erkenntniß scheint damit noch nicht erwiesen. Und noch viel weniger kann deswegen die Möglichkeit des innern Unterschiedes mehrerer Seelen geleugnet werden.

Wenn man auf der andern Seite jedwedes objektiven Unterschiedes willen, oder bey jedwedem Grade der größern Vollkommenheit der Erkenntniß, eine eigene Grundkraft (**), annehmen wollte: wäre das wohl gründlich; und wohin würde es führen?

Was diese Untersuchung noch besonders aufhält und verwirrt, ist das Dunkle und Unbestimmte in dem Begriffe von der Seele. Anders wird man auf dergleichen Fragen antworten müssen, wenn man unter der Seele sich nur das Subjekt des Bewußtseyns (§. 4.) vorstellt; anders, wenn man in ihr Wesen den ganzen Inbegriff der Ideen, und gleichsam die Werkstätte derselben, setzt. Nicht minder hat der Unterschied bey Bestimmung der Begriffe, vom Verstande und von Willen (§. 6.) hier auch wieder seine Folgen. Kein Wunder also, daß die Meinungen sich hier sehr von einander entfernen.

(*) *Helvetius de l'Esprit Disc. I. chap. I.*

Aristoteles de Anima III. 3.

(**) *G. Crusius Logik S. 84.*

§. 17.

Vom Genie und einigen andern Namen, so sich auf das Erkenntnißvermögen beziehen.

Noch hat man Namen, die, wo nicht besondere Fähigkeiten, doch gewisse Bestimmungen oder Grade der Vollkommenheit bey denselben, anzeigen sollen.

Man schreibt der Seele insbesondere ein Vermögen zu, das Künftige vorher zu sehen. Das wir das Künftige vorher sehen, oder vermuthen können, in wie fern es der Erfolgs von schon gegenwärtigen Ursachen und Anstalten ist, die wir unmittelbar oder mittelbarer weise erkennen; hat keinen Zweifel, und ist ein Stück unserer Vernunft. Auch ein dunkles Gefühl dieser Art, eine Ahndung des Vorstehenden, ist der Seele natürlich; in so fern bey der Vorstellung dessen, was sonst der Anfang, das Zeichen, die Vorbereitung oder Ursache eines Erfolges gewesen ist, die Vorstellung des ehemals damit verknüpften Erfolges wieder in uns erwecket wird. Aber wenn man dieser Vorhersehung eine noch stärkere Bedeutung geben, und vermöge gewisser Erfahrungen, ein Vermögen, das Künftige anders, als aus jenen allgemeinen Regeln und Schlußarten, vorherzusehen, behaupten will: so behauptet man etwas, dem es noch an zuverlässigen Beweisen fehlet, und wobey man Selbstbetrug oder Leichtgläubigkeit zu vermuthen Ursache hat (*).

Die

Die Namen, Scharfsinn, Tiefsinn, Subtilität, Gründlichkeit, Feinheit und andere, womit man gewisse Eigenschaften des Erkenntnißvermögens und der dazu gehörigen Fähigkeiten bezeichnet, erklärten sich wohl selbst durch die Bedeutung der Stammwörter, wenn man nur in dem Gebrauche derselben genauer und behutsamer wäre.

Der Name eines Genies ist besonders durch den Modegebrauch merkwürdig, aber eben durch diesen häufigen Gebrauch zu einem Namen von ungewisser Bedeutung gemacht worden. Er soll aber im Grunde nichts anders bedeuten, als ein vorzügliches Vermögen aus sich selbst Gedanken zu schöpfen, und folglich auf neue Ideen und Vorstellungsarten zu kommen. In diesem Begriffe liegen Gründe zu manchen Eintheilungen der Genies. Ein Universalgenie, oder ein zu allen Geistesgeschäften, ursprünglich wenigstens, im hohen Grade aufgelegter Kopf ist nichts gänzlich unbemerktes (**).

(*) Man sehe *Cicero de divinatione*; *Ridiger de S. V. et F. p. m. 16. sqq.* Desgleichen *Laibnitz Nouv. Ess. p. 198.* Und was will man erst vom Geistesfeyer Schwedenborg sagen? *S. Träume eines Geistesfehlers* u. Königsb. 1766 Desgleichen Sammlung einiger Nachrichten Schwedenborg betreffend. 1772.

(**) Högels Geschichte des menschlichen Verstandes des Abs. IV. Plattners Anthropologie Hauptst. VII.

§. 18.

Vom Unterschiede der Menschen, in Ansehung der Erkenntnißfähigkeiten.

Man kann nun noch fragen, woher der Unterschied der Köpfe, oder der Unterschied der Menschen in Ansehung der Geistesfähigkeiten komme? Ein gedoppelter Unterschied; so wohl in Ansehung der Erkenntnißarten, als auch in Ansehung der Vollkommenheit überhaupt. Unleugbar ist es, daß auf dem Körper, dessen Organisation und übrige Beschaffenheit; folglich auch auf Klima und Nahrung, viel dabey ankomme. Unleugbar ist es auch, daß vieles auf die Uebung ankommt; und folglich auf Anführung und Gelegenheit, und auf das Interesse, so ein Mensch hat, diese oder jene Fähigkeit vorzüglich anzuwenden und zu üben (*). Aber wie viel eine jede dieser Ursachen zu dem Unterschiede der Köpfe bezeuge, ob in ihnen allein der ganze Unterschied begründet sey, oder ob er zum Theil auch von den ursprünglichen Grundbestimmungen der Seele herrühre, läßt sich so leicht nicht ausmachen (**).

(*) Wie vieles auf die Uebung ankomme, beweisen die Beispiele der Wilden, und derjenigen Menschen, die schon erwachsen und gebildet, lange Zeit ohne alle menschliche Gesellschaft gelebt haben. S. Kraits Gitten der Wilden Abth. I. §. 17. f. und Recherches philosophi-

phiques sur les Americains tom. I. p. 264
seq. 301. seq. II. p. 76. seq.

(**) Stöckels Geschichte 2c. der Neue Emil Zwos
te Aufl. Kap. V.

Dritter Abschnitt.

Genauere Betrachtung der mancherley Wirkungen des menschlichen Verstandes.

§. 19.

Einleitung in den Inhalt dieses Abschnittes:

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der mancherley Fähigkeiten des menschlichen Verstandes, ist es nunmehr nöthig, die Wirkungen davon genau zu untersuchen, um die Gründe derselben, und die Gesetze, nach denen sie erfolgen, so viel möglich, zu entdecken; als auf welche Untersuchung die praktischen Lehren von der Verbesserung desselben sich gründen.

Es lassen sich aber die Produkte des menschlichen Verstandes süglich auf drey Hauptklassen bringen, Ideen, Urtheile und Schlüsse; obgleich gewiß ist, daß die Wirkungen der Seele dabey meist durch einander laufen, und aus einander schnell entstehen; so, daß unvermerkt bald aus Begriffen Urtheile, bald aus Urtheilen Begriffe werden, und durch Verbindung der Begriffe

griffe Urtheile zu einem Vernunftschlusse sich vereinigen.

I. Von den mancherley Arten der Ideen , und ihrem Ursprunge.

§. 20.

Einteilung der Begriffe nach dem materiellen oder objektiven Unterschiede.

Auf vielerley Weise unterscheiden sich die Begriffe des menschlichen Verstandes von einander; sowohl in Ansehung dessen, was darinn vorgestellt wird, als in Ansehung der Vollkommenheit, mit welcher es vorgestellt wird.

In Ansehung jenes erstern, objektiven, materiellen Unterschiedes, sind es erstlich entweder Vorstellungen von gewissen Dingen, oder von einzelnen Beschaffenheiten der Dinge, oder von Verhältnissen, Relationen, von demjenigen, was von einer Sache gesagt werden kann, in Rücksicht auf uns oder andere Dinge.

Ferner sind es entweder Begriffe von Dingen, die sich unter einem Bilde vorstellen lassen, sinnliche, bildliche Begriffe, oder Begriffe des Verstandes, Intellektual-Begriffe, Notionen. Es sind entweder Vorstellungen von einzelnen Dingen, Individuen, oder von Beschaffenheiten und Verhältnissen, wie sie sich bey gewissen einzelnen Dingen in einem bestimmten Falle finden, Vorstellungen
in

in concreto; oder es sind abgesonderte, abgezogene, abstrakte Begriffe, wovon insbesondere die allgemeinen Begriffe der Gattungen und Arten der Dinge zu merken sind. Sie werden auch höhere Begriffe genannt, und sind in Vergleichung mit einander entweder enger, oder weiter, oder von gleichem Umfange (*Extension*). Weiter sind unsere Begriffe entweder Begriffe der unmittelbaren Erkenntniß, wenn nämlich die Gegenstände unsern Sinnen vorgekommen sind; oder nicht. Von letzterer Art sind besonders anzumerken die analogischen Vorstellungen, vermöge deren wir uns von Dingen, die wir nicht aus unmittelbarer Empfindung kennen, Begriffe machen, vermittelt der Begriffe anderer Dinge, die ihnen im Ganzen, oder in gewissen Stücken, ähnlich sind.

Endlich sind unsere Begriffe entweder zusammenge setzt, lassen sich in mehrere andere auflösen, oder sind einfach. Es scheint bisweilen ein Begriff einfach, der es bey genauerer Untersuchung nicht ist.

(*) E. Locke B. 2. ch. 2. u. vergl. Leibnitz
Nouv. Essais, Search tom. I. chap. IX.

§. 21.

Von dem Ursprunge unserer Begriffe, sonderlich der allgemeinen.

Ueber den Ursprung der Begriffe, besonders der allgemeinen, ist immer viel Streites unter
jeders Logik. D den

den Philosophen gewesen. So viel ist gewiß, daß es an hinlänglichen Gründen fehlet, wenn man behaupten will, daß sie anderswoher als aus den Empfindungen entstehen, wenn man angeborene Begriffe behaupten will (*). Hingegen scheint mit der gegenseitigen Meynung alles übereinzustimmen, was die Erfahrung lehret. Man erwäge nur

- 1) daß mit der Beraubung eines Sinnes der Mensch zugleich aller derjenigen Begriffe beraubet ist, die sich auf die Empfindungen dieses Sinnes beziehen. Was würden also vor Begriffe da seyn können, wenn alle Sinnen fehlten?
- 2) Die allgemeinen Begriffe, an deren Ursprung aus der sinnlichen Erkenntniß man zweifeln will, haften ja doch an den Worten oder andern Zeichen. Diese aber lernen wir nicht nur, nach dem Materiellen derselben, vermittelt der Sinnen, indem wir sie sehen oder hören: sondern es haben auch diese Zeichen für sich keine Bedeutungskraft, und nur durch mittelbare oder unmittelbare Verknüpfung mit Empfindungen können sie bedeutend und verständlich gemacht werden.
- 3) Sind nicht jene einfachen, oder wenigstens uns unauflösbliche Notionen, auf welche die subtilste Metaphysik bey der Entwicklung unserer Begriffe endlich hinführet, Empfindungen, innerliche oder äußerliche?

- = 4) Je nachdem ein Mensch viele oder wenige, diese oder jene, Empfindungen gehabt hat, von einer gewissen Art der Dinge; je nachdem ist sein allgemeiner Begriff davon, sein Ideal, beschaffen (**).

(*) Die Gründe, womit Plato und einige Neuere für die angeborenen Begriffe gestritten haben, beweisen zum Theil gar nichts, zum Theil nur so viel, daß gewisse Grundbestimmungen in der Seele vorher erfordert werden, und da seyn müssen, wenn bey den Veränderungen in den körperlichen Organen Vorstellungen in ihr entstehen sollen. Aber daß dieses Ideen, Abbildungen, Einbrücke, wie dergleichen mit Grunde angenommen werden, wenn, vermittelt der Empfindung, einmal Vorstellungen in uns gekommen sind, ob wir gleich einer jeden uns nicht immer bewußt sind: dieß folget aus solchen Gründen nicht. Man sehe hierbey *Locke* B. I. u. II. ch. I. u. vergl. *Leibnitz*; dergleichen *Crusius* Bog. S. 82, 83, 85; *Thelematolog* S. 82, 137; und *Hume* Enquiry concerning hum. Underst. Sect. II. *Reid's* Inquiry into the human mind chap. V. Sect. VIII. *Bruckeri* Hist. philos. doctrinae de ideis Sect. III.

(**) Daß nicht jedweder geschickt dazu ist den möglichen Ursprung irgend eines Begriffes aus der Empfindung zu zeigen, beweiset nichts. Ueberhaupt aber muß man nur merken, daß willkürliche und unwillkürliche Abstraktion oder Determination (S. 14. 15.) eigenes Denken und Unterricht anderer, dabey zusammen kommen. S.

Locke B. III. ch. III. Essai de Psychologie
S. 12. seq.

§. 22.

Nöthige Anmerkung zu dieser Lehre.

Wenn man behauptet, daß wir alle unsere Begriffe aus den Empfindungen haben, so muß man sich hüten, dieses bloß von den äußerlichen Sinnen zu verstehen. Ein großer Theil unserer Begriffe rühret aus den Empfindungen her, die wir vermöge des innern Sinnes haben: daher hat die Seele den Begriff von ihr selbst, und von ihren Eigenschaften. Und vermittelst dieser geistlichen Grundvorstellungen bilden wir uns unsere übrigen Begriffe von geistlichen Naturen und Eigenschaften.

(*) G. Locke B. I. ch. I. §. 2. seq. B. II. ch. XXVII. §. 9. Mendelssohns Phädon S. 109
110.

§. 23.

Von dem formellen, subjectiven Unterschiede der Begriffe.

Einen andern Unterschied unter den Begriffen, den sinnlichen so wohl, als den abstrakten, machet ihre formelle Beschaffenheit, die Vollkommenheit, mit welcher sie in einem Subjekte vorhanden sind. Denn einige Begriffe haben wir oftmals so klar, daß wir die Gegenstände dadurch hinlänglich von einander unterscheiden können, andere sind dunkel, setzen uns nicht in
den

den Stand, eine Sache von allen andern genugsam zu unterscheiden, lassen uns noch in Ungewißheit.

Die klaren Vorstellungen sind entweder deutlich, lassen uns das mancfaltige, so in einer Vorstellung begriffen ist, einzeln unterscheiden; oder sie sind undeutlich, verwirrt, confus, wenn sie dieses mancfaltige nicht so unterscheiden lassen. Sie sind ferner entweder entwickelt; ausführlich, deutlich, oder unentwickelt, unausführlich. Sie sind vollständig, wenn sie alles enthalten, was eine Sache ausmacht und unterscheidet, oder unvollständig, im gegenseitigen Falle. Sie sind entweder genau bestimmt, präcis, nett, rein, indem sie nichts enthalten, als was zur Sache gehöret, und dasselbe deutlich ausdrücken, oder sie sind überfließend, schwankend, schielend, wenn einige Merckmaale entbehrlich oder zweydeutig sind, einseitig, oder aus einem falschen Gesichtspunkte, die Sache vorstellen.

Bei den sinnlichen Vorstellungen, besonders bei den Phantasien, machet die Lebhaftigkeit, eine eigene Vollkommenheit aus. Sie besteht in der Menge sinnlicher Merckmaale, wodurch die Sache so vollständig ausgezeichnet vorgestellt wird, als wenn sie lebte, als wenn sie wirklich vor uns wäre, iezo wirklich empfunden würde.

(*) Man sehe hierbey wegen der Eintheilung und den Erklärungen Leibnitz. comment. de cogit.

gnit. verit. et ideis. Locke B. II. ch. XXIX.
XXXI. Crusius Log. §. 160.

§. 24.

Von den Ursachen der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit unserer Vorstellungen. Die vorräthige rege Idee von etwas ist ein Grund der leichtern Gewahrnehmung.

Die Ursachen dieses mannfaltigen Unterschiedes unserer Begriffe liegen theils in der Beschaffenheit unserer Erkenntnißkräfte und Werkzeuge, theils in der Art, wie wir sie gebrauchen.

Die Sinnen, wenn sie auch in dem Maasse der menschlichen Natur vollkommen sind, und gehörig geübt werden, sind doch dahin eingeschränket, daß sie nur gewisse Dinge in einem gewissen Abstände, und bey einem abgemessenen Grade der Stärke und Dauer des Eindruckes, uns gehörig vorstellen können.

Der Grad der zweckmäßigen Lebhaftigkeit der Einbildungskraft findet sich nicht immer.

Unvollkommenheit in den Empfindungen kann nichts anders, als Unvollkommenheit in den abgezogenen Begriffen nach sich ziehen. Und wenn die allgemeineren und einfachern dieser abstrakten Begriffe oder überhaupt die Grundbegriffe, undeutlich und unbestimmt sind; so werden es durch diese bald viele andere.

Bey jedweder Erkenntnißart ist Aufmerksamkeit nöthig, um etwas recht zu erkennen. Aber oft fehlt die Lust dazu, oft auch das Vermögen.

Leich

Leichter vernehmen und bemerken wir auch bey geringer Aufmerksamkeit dasjenige, wovon die Vorstellung schon in uns, und zumal wenn sie ist eben rege ist. Mehr Mühe hingegen erfordert es dasjenige klar, deutlich und vollständig gewahr zu nehmen, wovon noch keine Idee in uns vorrätzig und geläufig ist.

Ueberhaupt aber machet die Einschränkung unseres Erkenntnißvermögens auch, daß wir nicht viele Dinge zugleich gehörig erkennen, nicht allzu vieles fassen und behalten können. Wenn allzu viele Vorstellungen sich zugleich uns aufdringen, so können sie einzeln nicht genügsame Klarheit haben. Sie verdunkeln einander, und das Ganze wird ein verwirrtes Chaos. Wie ein schwächeres Licht durch den Glanz des stärkeren überdeckt wird: so kann auch eine Vorstellung, die die Seele einnimmt, andere Veränderungen, die in uns vorgehen, unmerklich machen. Und wenn schon allzu viele Begriffe im Kopfe sind: so wird der Zugang der neuen verschlossen, wenigstens schwerer gemacht. Die Zeit zu lernen, und neue Begriffe anzunehmen, scheint auch um deswillen bey den meisten Menschen auf gewisse Jahre eingeschränkt zu seyn. Endlich können sich auch die Begriffe, ohne wenn sie erneuert werden, gewöhnlich in die Länge nicht erhalten. Wir vergessen, was wir wußten, wenn wir es nicht öfters wiederholen. Wir vergessen erst das Alte über dem Neuen, und zuletzt oft beydes mit einander. So löschet die Zeit selbst die Eindrücke der Empfindungen

aus; und vertilget in uns, wie außer uns,
die Denkmale unseres Wissens.

§ 25.

Vorstellungen ohne alles Bewußtseyn. Ideenreihen,
die die Fertigkeiten gründen.

Wenn man unter einer Vorstellung, oder Idee diejenige Modification eines denkenden Wesens versteht, wodurch es sich etwas vorstellt, etwas mit Bewußtseyn vernimmt, so wäre es freylich ein offener Widerspruch gänzlich dunkle Vorstellungen, Vorstellungen ohne alle Unterscheidung eines gewissen Etwas, ohne alles Bemerken, alles Bewußtseyn, anzunehmen. Aber wenn ganz dunkle Vorstellungen nur so viel heißen sollen als gewisse von äußerlichen oder innerlichen Empfindungen herrührende Modificationen unserer Seele und der innersten Organen, welche ohne mit unterscheidenden Bewußtseyn wahrgenommen zu werden, dennoch auf unsere willkührlichen Handlungen einen Einfluß haben: so finden sich sowohl in den vorher bemerkten Ursachen der Vollkommenheit und Unvollkommenheit unserer Vorstellungen, als in den vermuthlichen Ursachen vieler Handlungen und Fertigkeiten, hinlängliche Gründe, solche ganz dunkle Vorstellungen, ganze Reihen derselben, im Menschen anzunehmen. *)

*) G. Leibnitz. N. E. p. 72. seq. Essai de Psychologie ch. XXXIX. seq. Mendelsohns Philos. Schriften Th. II. S. 80. f. f. der zwey.

zweyten Auflage. Condillac. I. c. tome I. sect.
I. ch. II. §. 13. sect. II. ch. I. §. 9. seq.
Search. tom. I. ch. X.

II. Von den Gesetzen des Zusammenhangs und der natürlichen Folge unserer Vorstellungen.

§. 26.

Grundgesetz.

Die Ordnung, wie unsere Vorstellungen sich zusammen gesellen und auf einander folgen, steht nicht völlig in unserm Belieben. Wir können zwar oft nach dem Bestreben unseres Willens Empfindungen uns verschaffen, und Empfindungen, die uns unangenehm sind, bisweilen ausweichen; wir können durch vermehrte oder verminderte Aufmerksamkeit selbige stärken oder schwächen nach Wohlgefallen. Uebrigens aber entstehen fürs erste die Vorstellungen von den Dingen außer uns, vermöge der Empfindung, nach den Gesetzen des Zusammenhanges, in welchem die Dinge selbst unter einander stehen. Sodann aber ist auch unserem Innersten ein Gesetz eingepräget, nach welchem die Folge der Vorstellungen, die durch die Phantasie, oder eine andere Anwendung unserer Denkkraft hervorgebracht werden, bestimmt wird. Nämlich unsere Vorstellungen erwecken einander, und gesellen sich zusammen theils nach der Aehnlichkeit, die unter ihnen ist, theils nach der

Verknüpfung, die sie durch die Coexistenz mit einander erhalten haben. Dieß ist das durch die Erfahrung genugsam bestätigte Grundgesetz von der Association der Ideen.

- (*) Um auf die Spuren der genauen Bemerkung dieses überaus wichtigen psychologischen Gesetzes zu kommen, können einem folgende Stellen behülfflich seyn. *Aristot. de memoria cap. II. Quintil. Instit. Orat. XI. 2. Hobbesii Elementa philos. part. IV. c. 25. Leviathan. cap. III. Mallebranche liv. II. part. I. ch. V. Locke B. II. ch. XXXIII. vergl. mit Leibnitz Nouv. Essais, Wolf Psych. empir. §. 104. 105. Metaphys. II. §. 74. Hollmanni Log. §. 14. Hume Ess. conc. hum. Underst. Sect. III. Somes Grundsätze der Kritik. Th. I. R. I.*

§. 27.

Weitere Erläuterung des Gesetzes von der natürlichen Folge unserer Gedanken.

Es verdienet dieses Gesetz des Denkens noch weiter entwickelt und erläutert zu werden.

- 1) Man kann leicht dasselbe in mehrere andere zergliedern; aber schwerlich ein besonderes Gesetz von der Folge und Verknüpfung der Ideen anführen, das nicht schon in ihm begriffen wäre. Verschiedene aber, die man anführet, sind außer der Einschränkung dieses allgemeinen betrachtet, schwankend und ungewiß. *)

- 2) Wenn es scheint, daß Ideen in uns rege geworden sind, anders als nach der Angabe dieses Gesetzes: so möchte wohl eine Zwischenidee rege gewesen seyn, oder eine neue Empfindung sich eingeschlichen und gewirkt haben, ohne daß wir es bemerkt hätten. So bestimmen insbesondere unsere allgemeinen Begriffe und die eingepprägten Regeln vernünftig d. h. nach dem Verhältnisse der Dinge unter sich und zu gewissen Absichten, indem sie im anpassenden Falle erweckt werden, die Folge der Ideen, und zwar desto unvermerkter, je geläufiger sie uns geworden sind.
- 3) Von den unzähligen Vorstellungen aber, die auf diese Weise mit einander verknüpft sind, werden vorzüglich diejenigen erweckt, die größere Aehnlichkeit haben, oder genauer mit einander verknüpft worden sind, durch oftmalige Verbindung, oder durch ein besonderes Bestreben sie mit einander zu verknüpfen, oder eine andere Ursache, ferner diejenigen, die überhaupt mit größerer formellen Vollkommenheit in der Seele vorhanden sind, oder zu dem Gemüthszustande, in welchem sich die Seele jetzt befindet, am besten sich schicken.

*) G. Hume und Home II. cc.

§. 28.

Einige Folgen von der Association der Ideen.

Wenn wir auch die physischen Ursachen (*) von diesem Zusammenhange und von dieser Folge der Gedanken nicht weiter ergründen; so klärt uns doch das dabey obwaltende Gesetz die Natur der Seele gar sehr auf. Es entdeckt dasselbe nicht nur den Grund der allgemeinen und zusammengesetzten Begriffe (§. 21. 22.) und der Ideen-Reihen (§. 23.); sondern es giebt uns überhaupt den Schlüssel zu den tiefsten Geheimnissen der Seele, macht uns ihre sonderbarsten Bewegungen und Wendungen begreiflich. Man findet dieses in der Seelenlehre überall und auf mancherley Weise bestätigt. Hier schon können wir aus der angenommenen Erfahrung beträchtliche Folgen ableiten.

Sie dienet uns zur Einsicht in den mannichfaltigen Unterschied der Genies und Charaktere; und zur Entdeckung der Ursachen der oft so sehr unterschiedenen Wirkungen einer Idee in verschiedenen Köpfen. Nämlich es hängt von der Beschaffenheit der übrigen im Kopfe vorhandenen und herrschenden Ideen die nähere Bestimmung, so jedwede andere Vorstellung bekömmt, und die Anwendung derselben ab. (§. prac. n. 3.) Man kann also sowohl aus der Wirkung, die eine Idee in einem Menschen hervorbringt, auf den Zustand seines Geistes schließen; als auch aus diesem vorher sehen, was eine
Idee

Idee ohngefehr für eine Wirkung bey ihm hervorbringen werde. Man begreift eben hieraus auch, warum bey allen Gelegenheiten ein jeder so leicht an sich und seine Beschäftigungen erinnert wird; desgleichen warum ein in vielen Stücken gedankenreicher und scharfsinniger Kopf manchmal ansteht, und Ungeschicklichkeit beweiset, wo dem gemeinsten Verstande alles leicht ist. Man begreift, daß bey Köpfen, in welchen gar vielerley Ideen in Gleichem Grade, rege und mächtig sind, der Fortgang und die Verknüpfung der Ideen anders aussehn müsse, als bey Köpfen, in welchen die Ideen nach ihrem Werthe unterschieden sind, und einige über die andern herrschen. Daher das Durcheinandermengen gemeiner Leute; wenn sie etwas erzählen, die Schwarmhaftigkeit leichtes oder allzu lebhafter Köpfe, und die Ausschweifungen derjenigen, die gewissermaßen zu viel wissen.

Endlich können wir uns die außerordentlich starken Wirkungen gewisser Vorstellungen hier auserkären; diejenigen nämlich, die sie vermöge der durch sie erweckten und sich zugesellenden Ideen hervorbringen. Es bringt aber eine Vorstellung desto leichter viele andere hervor, je lebhafter sie ist, je stärker der Eindruck, durch den sie erregt worden; denn da ist eine stärkere Erschütterung, und die Idee hat gleichsam desto mehr Berührungspunkte, je ausgebildeter sie ist. (§. 24.) Es kann auch eine gewisse Undeulichkeit der Hauptvorstellung der vielfachen Association beförderlich seyn. Denn je weniger man

folges zu sonderbar scheinen, als daß sie aus diesen natürlichen Ursachen so leicht begriffen werden könnten: so wird es doch vernünftig seyn, lange Bedenken zu tragen, ehe man eine andere Ursache vermuthet; da so viel gewiß ist, daß der Mangel der genauen Einsicht in den Zustand des Körpers und des Gedankensystems eines Schlafenden allein schon Ursache seyn kann, warum uns dergleichen etwas unbegreiflich und wunderbar scheint.

Daß der nämliche Traum oft wiederkehrt, ist sehr natürlich; zumal wenn man das erste mal darüber nachgedacht hat. Die sonderbarsten Träume können daraus entstehen, daß die Imagination aus dem, was wir bey Tage nur verwirrt oder abstrakt gedacht haben, im Traume eine Geschichte schafft. Uebrigens bin ich weit entfernt zu behaupten, daß alle Träume, so wie ich es mir überhaupt vorstelle, jedesmal entstehen müssen. Leichtgläubigkeit und Vermehrung der Erklärungshypothesen sind Fehler, vor denen sich ein Philosoph mit Recht zu bewahren suchet. Aber ein nicht geringerer Fehler ist es, wenn man nichts glauben will, als was man mit seinen Hypothesen zusammen reimen kann.

Ordentlicher Weise äußern sich Vernunft und Ueberlegung im Traume weniger als wenn wir wachen. Wir thun manches, wozu wir uns wachend nicht entschließen würden. Wir hatten Phantasien für wirklich gegenwärtige Dinge. Davon lassen sich verschiedene Ursachen mit

mit hinlänglichem Grunde angeben oder vermuthen. Die wirklichen Empfindungen fehlen; der Schein der Ideen ist um so viel stärker. Es entstehen bey den freyern Laufe der Imagination neue und wunderbare Vorstellungen, mit welchen die zu rechte weisenden Gedanken der Vernunft weniger verknüpft sind. Bisweilen geschieht es, daß man über diese Illusionen beym Erwachen vernünftige Urtheile fällt, die sich dann damit verknüpfen, und beym wiederkommenden Traume eintreten. Vielleicht daß überhaupt die Ideen der Vernunft während des Schlafes weniger rege sind, oder die zu ihrem Gebrauche dienenden Organen weniger brauchbar. Mancher kann darauf verfallen, zu vermuthen, daß die Seele wohl selbst schläft, daß ihre Kraft weniger reizbar ist bey dem Schlafe eines gesunden Menschen.

Aber viele Erfahrungen beweisen auch, daß Menschen im Schlafe Dinge verrichten können, die den völligen Gebrauch der Vernunft voraussetzen scheinen: Dinge die sie wachend also zu verrichten keinesweges im Stande seyn würden.

So unbegreiflich auch diese Sache bisweilen vorgestellt wird (b), so läßt sich doch das Meiste aus gewöhnlichen Erfahrungen und den daraus gefolgerten allgemeinen Gesetzen unserer Handlungen noch wohl begreifen; wenn man nur genaue Beobachtungen unverfälscht zu Rathe ziehet.

Und so ist es auch mit andern allerdings untersuchungswerthen Stücken in der Geschichte des Schlafes und der Träume: so weit sie den Psychologen interessiert. Dahin gehören die Künste, zu machen, daß man zu einer gegebenen Stunde erwacher, oder daß man einschläfer; die Frage, warum man sich so oft nicht an einen Traum erinnert; und endlich die Frage, warum manche Menschen so viel träumen, und andere so wenig. Die Untersuchung dieser Fragen giebt allerdings zu seinen Bemerkungen Anlaß. Aber die bereits aus andern Gründen angenommenen psychologischen Naturgesetze und Hypothesen finden auch dabey mehrmalen ihre Bestätigung.

Auch in der Raserey erfolgen die Vorstellungen nicht anders, als nach den obigen allgemeinen Gesetzen. Ueberhaupt kömmt der Seelenzustand eines Unsinnigen mit dem Zustande eines Träumenden sehr genau überein. Und beyden kömmt der Seelenzustand wachender, und der Vernunft nicht beraubter Menschen oft so nahe, daß die Grenze der entgegengesetzten Begriffe genau zu zeichnen, auch hier nicht leicht ist (c)

Sonderbar sind die Beispiele derjenigen, bey denen so zu reden nur eine unsinnige, das ist, in einem unnatürlichen Licht erscheinende, oder in einer unordentlichen Verknüpfung stehende Idee sich findet. (d)

Und hier beym Beschlusse der Betrachtungen über die Gesetze der Verknüpfung unserer Vorstellungen

stellungen wird die Frage nicht ganz am unrechten Orte stehen, ob die Seele jemals im Leben gänzlich aufhöre, Vorstellungen, mit oder ohne Bewußtseyn, zu haben? (e)

(*) Daß alle Träume aus einer Empfindung des äussern Sinnes unmittelbar entstünden (Wolf Metaph. S. 799. 229.) scheint nicht richtig zu seyn.

(b) *Encyclopedie* art. Somnambulisme. Vergl. *Muratori della fantas.* c. 7.

(c) *G. Condillac Essai* tom. I. p. 122. seq. *Search* tom. II. chap. XXXI, S. 5.

(d) *G. Locke* und *Bonnet* II. cc.

(e) *G. Cartes. Epist.* CV. part. I. *Locke* B. II. ch. I. S. 9. seq. und vergleiche *Leibnitz* N.E. dergleichen *Wolfs* *Metaphys.* S. 796. ff.

III. Von der Sprache.

§. 30.

Grund der Fähigkeit zur Sprachenkenntniß und Wichtigkeit derselben.

Wenn diese natürliche Verknüpfung der Ideen manche unangenehme Folgen für uns hat: so haben wir ihr hingegen auch viele Vortheile zu danken. Darunter ist besonders derjenige beträchtlich, welchen wir von dem Gebrauche der Sprache und anderer Zeichen unserer Gedanken haben. Ohne jenes Gesetz wäre es nicht möglich, so wie bey der symbolischen

Erkenntniß geschieht, und willkürliche Zeichen der Dinge, Worte bedeutend, zu machen (*). Und ohne dieses würden wir es im Denken nicht weit bringen. Denn dadurch, daß wir Vorstellungen und Gedanken mit willkürlichen Zeichen verknüpfen, bringen wir sie in unsere Gewalt, trennen sie nach Wohlgefallen von einander, und bringen sie unter einander in Verbindung, unabhängig von den Gegenständen, von denen wir sie durch die Empfindung erhalten haben. Wir vermehren die Anzahl unserer Begriffe, machen die verwirrten Vorstellungen deutlich, und setzen uns in den Stand, die einmal gebabten Vorstellungen mit leichter Mühe wieder zu erwecken: es sey, daß wir bey uns selbst nachdenken, oder daß wir unsere Gedanken andern mittheilen wollen. (S. 15.) (**)

(*) Ob die Menschen für sich selbst ganz natürlich die erste Sprache erfunden, ist eine schon lange strittige und noch nicht völlig entschiedene Frage. Unterdessen scheint es, daß sich der allmälige Uebergang von der natürlichen zur willkürlichen Sprache als möglich gar wohl gedanken lassen. Sollte derselbe wohl mehr zu bedeuten haben, als die Erfindung der alphabetischen Schrift? - Die seit einiger Zeit hierüber erschienenen Schriften sind Süßmilchs Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen. 1766. Herders Preischrift 1772. Ueber den Ursprung der Sprache und der Schrift Büprow u. Wismar 1772. Versuch einer Ers

klärung

Klärung des Ursprungs der Sprachen. Riga
1772. Tobels Gedanken über die verschiedenen
Meynungen vom Ursprunge der Sprache. 1773.

(**) G. Condillac tom. I. sect. IV. p. 190
seq.

§. 31. a.

Philosophie der Sprache.

In mehr als einer Rücksicht sind die Sprachen ein wichtiger Gegenstand der Philosophie a.). Der Logiker insbesondere kann das Nothwendige und Gemeinschaftliche aller Sprachen ausfindig zu machen suchen, er kann auch auf die Entdeckung der vollkommensten Sprache ausgehen. Nothwendig ist allemal einiges bey einer Sprache; wegen des Wesentlichen der Organen und des Verhältnisses derselben unter einander; wegen des Associationsgesetzes der Vorstellungen: wegen des wesentlichen Zweckes des Redens. Das Zufällige wird bestimmt erstlich durch die Unterschiede die bey diesen angezeigten Gründen Statt finden können, und also ferner durch die Verschiedenheit der Meynungen, Neigungen und Sitten des Temperaments, Klima, und der äußerlichen Situation überhaupt. Zu den Folgerungen, die hieraus a priori entstehen, kommen von der andern Seite die, so aus der Vergleichung der vorhandenen Sprachen sich ergeben. Und darinn liegen die Gründe der allgemeinen Sprachlehre; und auch der Deschifftrikunst b.). Der

Gedanke von der andern Kunst (*Ars characteristica combinatoria*) den Leibniz rege gemacht, und vielleicht zu sehr gepriesen hat, hat zwar viele eingenommen; aber die Hoffnung einer zweckmäßigen Ausführung scheint bey genauer Ueberlegung zu verschwinden c).

a) *Michaelis de l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions 1762. Traité de la formation mechanique des langues, 1765. tome. I. ch. II.*

b) *G. Elementa artis deciffratoriae, Regiom. 1770. 4.*

c) *G. Historia et commendatio linguae characteristicae universalis in den Oeuvres philosophiques p. Raspe p. 538. seq. Nouv. Ed. p. 363.*

§. 31. b.

Von der Vollkommenheit eines Zeichens.

Auf die Beschaffenheit der Zeichen kommt bey dem Denken viel an. Ihre Vollkommenheiten und Fehler haben auf die Beschaffenheit der Vorstellungen und Gedanken selbst einen großen Einfluß.

Aus der Absicht solcher Zeichen erhellet leicht, was zu ihrer Vollkommenheit erforderlich sey. Nämlich hauptsächlich drey Stücke: daß das Zeichen so anpassend, so bedeutend und so leicht sey, als nur möglich. Anpassend, daß es einen ganzen und vollständigen, dann auch
et

einen genauen und reinen Begriff von der anzuzeigenden Sache erwecke. Bedeutend ist ein Zeichen, wenn das Mannigfaltige in der vorzustellenden Sache und dessen Verbindung, durch das Mannigfaltige und dessen Verbindung im Zeichen ausgedrückt wird; und noch mehr, wenn das Zeichen der Sache dermassen substituirt werden kann, daß was sich aus dem Zeichen, für sich betrachtet, oder mit andern verbunden, folgern läßt, von den Sachen selbst gilt; oder, wie sich andere ausdrücken a), wenn die Theorie der Zeichen zugleich die Theorie der Sache ist. Wenn ein Zeichen leicht seyn soll, so muß nicht nur der Gebrauch desselben in unserer Gewalt stehen, so daß es immerzu ohne Mühe, und in weniger Zeit, hervorgebracht werden kann; sondern die Bedeutung des Zeichens muß auch leicht zu fassen, es muß ohne viele Mühe verständlich seyn. Diese Vollkommenheiten sind wesentlich.

a) Lamberts N. Organon II. S. 16.

§. 32.

Anwendung der ersten Eigenschaft eines vollkommenen Zeichens auf die Worte.

Die gewöhnlichen Zeichen für die Gedanken deren wir uns bedienen, sind die Worte, gewisse articulirte Töne, von denen die Buchstaben, oder andere schriftliche Charactere wiederum Zeichen sind. Wenige Worte haben die Eigenschaften, die ein Zeichen vollkommen ma-

chen, alle bey einander. Der hauptsächlichste Fehler derselben ist, in Ansehung des ersten wesentlichen Stückes eines guten Gedankenzeichens, die Vieldeutigkeit. Vieldeutige Worte sind entweder Namen, die ganz verschiedenen Dingen gemeinschaftlich zukommen, oder Namen, die von mehreren Dingen gebraucht werden, um gewisser Aehnlichkeiten willen; oder solche, die bald mehr, bald weniger anzeigen, jetzt in einer weitläuftigen Bedeutung genommen werden, ein andermal in einer engeren.

Es entstehen diese Unvollkommenheiten in einer Sprache aus verschiedenen Ursachen.

- 1) Die Menschen sprechen gar viele Worte aus, ohne recht etwas Bestimmtes dabey zu denken. Theils ist man oft zufrieden, nur etwas gesagt zu haben, unbekümmert, ob ein Sinn darinn enthalten ist, vielleicht weil man auf die Gleichgültigkeit der Zuhörer oder Leser rechnet; theils ist die Begierde nachzusagen so groß, daß man gewisse schönklingende Worte gebraucht, ehe man sie versteht. Es ist auch sehr leicht, hierbey getäuscht zu werden, indem man doch immer etwas dabey denkt, wenigstens die Empfindung von dem Worte hat, welches man ausspricht. Und auf diese Weise wendet nicht nur einer für sich solche Worte unrecht an: sondern er giebt auch andern zum Misbrauche derselben, und zur Vieldeutigkeit Anlaß.

- 2) Wenn auch die Menschen die nemlichen Worte auf die nämlichen Empfindungen und Bemerkungen anwenden; so sind doch diese Empfindungen und Bemerkungen bey einem Menschen nicht genau dieselben, wie bey dem andern. Sie kommen nicht von völlig einerley Gegenständen her; sie sind nicht auf dieselbe Weise aufgefasst und aufbewahret worden. Dadurch entstehen wenigstens Nebenideen, die die wahre Bedeutung eines Namens verfälschen, und nach und nach bisweilen ganz abändern.
- 3) Die Dinge selbst ändern sich nach und nach so sehr, daß wenn der Name beybehalten wird, er dadurch seine ursprüngliche Bedeutung ganz verlieret.
- 4) Vieles kommt auch her von dem Mangel eigener Ausdrücke zu genauer Bezeichnung einer jeden Sache oder Vorstellung. Daher man nicht nur die Namen ähnlicher, sondern anderer in irgend einem, oft sehr zufälligen, Verhältnisse stehender Dinge, gebraucht. (*)
- 5) Endlich aber veranlasset auch die Liebe zum Sonderbaren manchen Mißbrauch der Worte, und manchen Fehler der Sprache.

Dieser Unvollkommenheit der Sprache kann abgeholfen werden; wenn man den Worten nach und nach bestimmtere Bedeutungen verschaffet; die bisherigen Synonymen von einander unterscheidet; neue Ableitungen machet, wenn sich keine eigene Stammwörter finden; aus andern

den, alle bey einander. Der hauptsächlichste Fehler derselben ist, in Ansehung des ersten wesentlichen Stückes eines guten Gedankenzeichens, die Vieldeutigkeit. Vieldeutige Worte sind entweder Namen, die ganz verschiedenen Dingen gemeinschaftlich zukommen, oder Namen, die von mehreren Dingen gebraucht werden, um gewisser Aehnlichkeiten willen; oder solche, die bald mehr, bald weniger anzeigen, jetzt in einer weitläuftigen Bedeutung genommen werden, ein andermal in einer engeren.

Es entstehen diese Unvollkommenheiten in einer Sprache aus verschiedenen Ursachen.

- 1) Die Menschen sprechen gar viele Worte aus, ohne recht etwas Bestimmtes dabey zu denken. Theils ist man oft zufrieden, nur etwas gesagt zu haben, unbekümmert, ob ein Sinn darinn enthalten ist, vielleicht weil man auf die Gleichgültigkeit der Zuhörer oder Leser rechnet; theils ist die Begierde nachzusagen so groß, daß man gewisse schönklingende Worte gebraucht, ehe man sie versteht. Es ist auch sehr leicht, hierbey getäuscht zu werden, indem man doch immer etwas dabey denkt, wenigstens die Empfindung von dem Worte hat, welches man ausspricht. Und auf diese Weise wendet nicht nur einer für sich solche Worte unrecht an: sondern er giebt auch andern zum Mißbrauche derselben, und zur Vieldeutigkeit Anlaß.

2) Wenn auch die Menschen die nemlichen Worte auf die nämlichen Empfindungen und Bemerkungen anwenden; so sind doch diese Empfindungen und Bemerkungen bey einem Menschen nicht genau dieselben, wie bey dem andern. Sie kommen nicht von völlig einerley Gegenständen her; sie sind nicht auf dieselbe Weise aufgefaßt und aufbewahret worden. Dadurch entstehen wenigstens Nebenideen, die die wahre Bedeutung eines Namens verfälschen, und nach und nach bisweilen ganz abändern.

3) Die Dinge selbst ändern sich nach und nach so sehr, daß wenn der Name beybehalten wird, er dadurch seine ursprüngliche Bedeutung ganz verlieret.

4) Vieles kömmt auch her von dem Mangel eigener Ausdrücke zu genauer Bezeichnung einer jeden Sache oder Vorstellung. Daher man nicht nur die Namen ähnlicher, sondern anderer in irgend einem, oft sehr zufälligen, Verhältnisse stehender Dinge, gebraucht. (*)

5) Endlich aber veranlasset auch die Liebe zum Sonderbaren manchen Mißbrauch der Worte, und manchen Fehler der Sprache.

Dieser Unvollkommenheit der Sprache kann abgeholfen werden; wenn man den Worten nach und nach bestimmtere Bedeutungen verschaffet; die bisherigen Synonymen von einander unterscheidet; neue Ableitungen machet, wenn sich keine eigene Stammwörter finden; aus andern

scheinet, bey genauer Erwägung, eines der unfruchtbarsten zu seyn. Denn wozu hilft denn am Ende die ungeheure Menge von Namen besonderer Arten von Sätzen, und deren Eintheilung? Unterdeß muß man wenigstens diejenigen Namen wissen, die noch etwigermaßen gebräuchlich sind; und ein Theil davon ist auch in einer gereinigten Syllogistik unentbehrlich.

Sonderbar ist es, daß die Philosophen, die hier recht methodisch seyn wollen, schon gleich bey der Erklärung von dem, was ein Urtheil ist, in Verlegenheit zu seyn scheinen (*). Ein Paar Exempel können unterdeß die Sache begreiflich machen, wenn die Erklärungen, daß ein Urtheil die Bemerkung des Verhältnisses mehrerer Ideen sey, oder ein Gedanke, worinn etwas bejahet oder verneinet wird, nicht hinreichend seyn sollten. Ein mündlich oder schriftlich ausgedrucktes Urtheil ist ein logischer Satz. Es erhellet aus der gegebenen Erklärung eines Satzes, daß drey Stücke dabey wesentlich sind; eine Sache, oder ein Begriff, von welchem etwas bejahet, oder verneinet wird, und ein Zeichen der Bejahung oder Verneinung. Das erste Stück wird das Subject genennet, das andere heißt das Prädicat, und das dritte das Bindewort (copula). Es giebt Sätze, bey welchen es zweifelhaft ist, was das Subject, und das Prädicat sey. Die Regeln, die man giebt, solches zu erkennen, sind nicht allgemein hinlänglich (**). Der Context kann es am besten lehren.

(*) Man vergleiche mit den Erklärungen der gewöhnlichen Compendien, die genauern genetischen Erklärungen in Lamberts N. D. I. S. 118. und Search's Licht der Natur Kap. XI.

(**) G. Darjes Via ad veritatem S. CII.

§. 35.

Kurze Anzeige der vornehmsten Arten von Urtheilen und Sätzen.

Die vielerley Namen von besondern Arten der Sage, und ihre Eintheilung beziehen sich theils auf die einzelnen Stücke eines Urtheils oder Satzes, und deren Verhältniß auf einander, theils auf den Ausdruck, theils auf die Vergleichung mehrerer Sätze mit einander. In erster Betrachtung sind Urtheile und Sätze entweder allgemein oder particulär, oder individuel; je nachdem das Prädicat entweder allen und jeden Dingen der angezeigten Art oder Gattung, oder nur einigen davon, oder nur einem einzelnen Dinge, beygelegt oder abgesprochen wird. Und in dieser Eigenschaft besteht die Quantität eines Satzes. Es sind ferner die Sätze bejahend oder verneinend, je nachdem das Prädicat vom Subjecte bejahet oder verneinet wird. Dieß macht die Qualität der Sätze aus. Endlich ist ein Urtheil oder Satz einfach, wenn nur Ein Subject und nur Ein Prädicat, zusammengesetzt aber, wenn mehrere Subjete oder mehrere Prädicate, oder zugleich

gleich mehrere Subjecte und mehrere Prädicate, darinn vorkommen, so, daß sich der Satz in mehrere theilen läßt.

In Ansehung des Verhältnisses, in welchem Subject und Prädicat mit einander stehen, findet sich der Unterschied, daß bey einigen Urtheilen schon aus der klaren oder deutlichen Vorstellung des Subjects erhellet, daß das angezeigte Prädicat ihm zukomme oder nicht zukomme: bey andern aber Entwicklung der Begriffe oder Verknüpfung mit andern Begriffen erfordert wird, um solches einzusehen. Ersteres sind anschauende, unmittelbare Urtheile, die andern heißen schliessende, geschlossene, gefolgerte Urtheile, demonstrable Sätze. Ferner liegt im Prädicat entweder völlig der nemliche Begriff, welcher im Subjecte vorgestellt wird, oder nicht. Und im ersteren Falle, sind entweder Prädicat und Subject auch völlig einerley in Ansehung der Bezeichnung oder des Ausdrucks; oder der Bezeichnung nach ist das Prädicat vom Subjecte unterschieden, da es der Sache nach völlig einerley ist. Wenn Subject und Prädicat der Sache und dem Ausdrucke nach völlig übereinkommen, ist der Satz identisch, ein leerer Satz. Wenn unter verschiedenen Ausdrücken völlig einerley Begriffe im Subjecte und Prädicate vorkommen, und noch gewisse andere Eigenschaften sich dabey finden, ist der Satz eine Erklärung oder Definition. In Ansehung des Verhältnisses zwischen Subject
und

und Prädicat werden die Urtheile und Sätze noch ferner eingetheilet in kategorische und syntkategorische; in theoretische und praktische. Kategorisch heisset ein Satz, wenn darinn absolut, gerade zu, schlechthin, etwas bejahet oder verneinet wird. Syntkategorisch aber, wenn solches mit einer gewissen Einschränkung oder genauern Bestimmung geschieht. Syntkategorische Sätze sind also die bedingten oder hypothetischen Sätze, die Disjunctiven, die Vergleichungs- / Einschränkungs- / Ausnahms- / Ausschliessungs- Sätze, und einige andere, deren besondere Eigenschaft man aus dem Namen leichtlich abnimmt, oder aus einigen Beyspielen bald kennen lernet. In einer weitläuftigern Bedeutung heissen bey einigen Logikern alle zusammengesetzten Sätze syntkategorisch. Also auch die copulativen und Causalsätze. Es gehören insbesondere auch noch dazu diejenigen Sätze, in welchen zugleich auch mit angezeigt wird, ob das Prädicat dem Subiecte nothwendig oder zufälliger Weise zukomme, oder entgegen sey. Diese werden modale Sätze genennet. Praktisch ist ein Satz, wenn darinn angezeigt wird, daß etwas geschehen könne oder müsse, theoretisch, wenn sein Inhalt nicht von der Art ist. Ist ein praktischer Satz zugleich von der Art, daß die Richtigkeit desselben ohne Beweis, kraft eines unmittelbaren Urtheils, erkannt werden kann: so nennt man ihn eine Forderung oder einen Heischesatz, *postulatum*.
Braucht

Braucht er einen Beweis, so heißt er eine Aufgabe, Problem. Ein theoretischer Satz, der keines Beweises bedarf, heißet Axiom. Wenn aber ein theoretischer Satz auf einen Beweis beruht, wird er ein Lehrsatz, Theorem, genannt.

In Ansehung des Ausdrucks sind erstlich einige Sätze bestimmt, andere unbestimmt, nemlich in Ansehung der Quantität, die entweder ausdrücklich angezeigt ist oder nicht. Sodann giebt es in dieser Rücksicht versteckte, kryptische, unvollkommene, unvollständige Sätze, wenn nicht alle Haupttheile eines Satzes ausdrücklich vorkommen. Es giebt Sätze, in welchen mehrere enthalten sind, ohne daß sie ein jeder gleich gewahr wird, die also wohl eine Auslegung erfordern können, und daher *exponibiles* heißen, unter welchen die *Propositio exhibitiva* von einigen für wichtig angesehen wird *).

Endlich bekommen die Sätze gewisse Namen in Beziehung auf andere Sätze. Denn da sind sie entweder gleichgültig, oder unterschiedenen Inhaltes. Gleichgültig, wenn verschiedene Ausdrücke einerley sagen, folglich auch, wenn das Prädicat an die Stelle des Subjectes gesetzt, und also durch Umkehrung des Satzes ein neuer gemacht werden kann, der den Begriffen nach gleichgültig mit dem andern ist. Unterschiedene Sätze sind zum Theil einander entgegen gesetzt, wenn in dem einen etwas ver-

verneinet wird, was in dem andern bejahet wird. Recht eigentlich entgegen gesetzt und widersprechend, wenn beyde Sätze nicht mit einander bestehen und zugleich wahr seyn können. Also werden zween *particulaires* Sätze, wovon der eine etwas bejahet, was im andern verneinet wird, uneigentlich entgegen gesetzte Sätze genennet. Von eigentlich entgegengesetzten widerspricht entweder einer dem andern schlechthin, indem eben das, was in dem einen bejahet wird, im andern verneinet wird; oder auf diese Weise, daß, was in einem behauptet wird, zwar nicht gerade das Gegentheil ist von dem, was der andere Satz anzeigt, aber ihm doch so entgegen steht, daß durch die Setzung des einen daß andere aufgehoben wird; wovon der eine Satz also mehr enthält, als das bloße Gegentheil vom andern die bloße Verneinung desselben. Sätze der ersten Art werden *contradictorische* genannt, die letztern aber *contraire*. Von unterschiedenen aber nicht entgegen stehenden Sätzen, nennt man *subalterne*, diejenigen, von welchen der eine *particulär* bejahet oder verneinet, was der andere allgemein bejahet oder verneinet.

*) G. Hollmanni Log. §. 109.

§. 36 a.

Von dem Grunde und Ursprunge der allgemeinen Urtheile.

Einige von den benannten Arten der Urtheile und Sätze verdienen, entweder in Rücksicht
jeders Logik. § auf

auf die psychologischen Gründe ihres Ursprungs, oder in Rücksicht auf ihren Gebrauch, noch eine genauere Beleuchtung.

Die allgemeinen oder wenigstens unbestimmten Urtheile sind dem Menschen so gewöhnlich; was für einen Grund haben sie denn in der Seele, oder in der innern Werkstätte der Vorstellungen? Wenn wir alle oder auch nur einige derselben für angebohren annehmen wollten: so würden eben die Betrachtungen dagegen entstehen, die der Meynung von einer solchen ursprünglichen Gründung der allgemeinen Begriffe entgegen sind (§. 21.) Hingegen ist ihr Ursprung aus den individuellen Bemerkungen, so wie der Ursprung der allgemeinen Begriffe aus den individuellen Empfindungen, gar wohl begreiflich. Wenn unserer Seele eine Bemerkung zu wiederholten malen aufstößt; so entsteht in uns das Bewußtseyn, daß sie nicht diesem einzelnen Falle anlehnend, sondern gemein ist. Das gemeinschaftliche das mehrmalen vorkommt, drückt sich ein, und bleibt, in dem das Individuelle verschwindet. Je gewöhnlicher die Fälle sind, wo dieselbe Bemerkung vorkommt, desto weniger wird sie in die Länge mit irgend einem einzelnen Falle verknüpft seyn. Und wenn denn kein Fall dagegen erscheint: so wird die Bemerkung mit dem dunkeln oder klaren und deutlichen Bewußtseyn der Allgemeinheit verknüpft. Endlich kann sie dem Gedankensystem, dem ganzen Denken so einverleibt seyn, daß an ihren Ursprung gar nicht mehr gedacht

dacht wird. Dieß scheint die wahre Geschichte des Ursprungs der allgemeinen Urtheile, und Sätze zu seyn. Hierzu setze man nur auch noch,

1) daß durch den Weg der Instruction Urtheile anderer allgemein oder unbestimmt in uns kommen.

2) daß ein Genie, entweder durch seine ursprüngliche Beschaffenheit, oder durch die Übung, vor dem andern aufgelegt seyn kann, daß allgemeine, und unbestimmte, zu bemerken.

§. 36. b.

Ueber den Unterschied einfacher und zusammengesetzter, unmittelbarer und mittelbarer Urtheile.

Begriffe können einfach und unaufödelich scheinen, und es doch nicht seyn (§. 20). Eben also auch Urtheile. Und schon deswegen können Urtheile aus andern entsprungen, geschlossene Urtheile seyn, und unmittelbare Grundurtheile zu seyn scheinen. Eine Bemerkung kann sich mit der andern, die Bemerkungen einer gegenwärtigen Empfindung mit der in dem Innersten aufbewahrten Bemerkung aus einer vorhergehenden Empfindung, oder mehreren derselben, vergestalten schnell und genau verknüpfen, daß eine von der andern, Grund von der Folgerung, nicht unterschieden wird. Daraus müssen die Fälle erklärt werden, in welchen wir zwar nach dem ersten Anscheine zu folge einzelner, reiner, gegenwärtiger Empfindungen, nach

genaueren Untersuchungen aber; zu Folge eines Schlusses, oder wenn man, wegen des Mangels der deutlichen Unterscheidung, dieß nicht schließen nennen will, wenigstens zu Folge mehrerer sich verknüpfender Bemerkungen, zu urtheilen scheinen (*).

(*) G. hiebey *Mallebranche* liv. I. chap. VI. VII. *Locke* B. II. chap. IX. §. 8. seq. *Voltaire* *Elemens de la Philosophie de Newton* chap. VI. *Condillac* *Essai sur l'Origine etc.* tom. I. sect. VI. *Traité des sensations.* 2. tom. 8. 1754. *Search* tom. I. chap. IX. pag. 230. seq. XI. 2719.

§. 36. c.

Nähere Betrachtung der Erklärungsätze oder Definitionen.

Von den angezeigten Arten der Sätze verdienen eine genaue Erörterung in Rücksicht auf den Gebrauch besonders die Definitionen oder Erklärungsätze. Dieß sind solche Sätze, in welchen das Prädicat den Begriff des Subiectes aufkläret. Das Prädicat heißt insbesondere die Definition (*Definitio adplicata, definitio in conceptu formali*).

Es kann aber dieses auf verschiedene Weise geschehen; und daher giebt es auch verschiedene Arten von Definitionen. Wenn die Erklärung darinn besteht, daß die Art und Weise, wie das Subiect entsteht, angezeigt wird: so heißt dieß eine generische, bisweilen auch Causalsatz.

Sachklärung. Wenn der Begriff, der mit dem Worte verknüpft werden soll, deutlicher gemacht und genau bestimmt worden ist, ohne daß jedoch der Grund, die innere Natur der Sache, sich aufgeklärt hat: so kann es eine **Namenklärung**, **Nominaldefinition**; und wenn letzteres geschieht, wenn durch Entwicklung der innern Eigenschaften die Sache genau charakterisirt wird, eine **Sachklärung**, **Realdefinition** heißen. Man kann mit Nutzen auch unterscheiden die **Grunderklärungen**, solche, mit denen man anfangen kann, als mit **Grundsätzen**, die keines weitem Beweises bedürfen; und **geschlossene oder gefolgerte Definitionen**, die aus jenen gefolgert werden, und in welchen bisweilen die ganze Lehre von einer Sache zusammengebrängt ist; daher sie alsdenn auch **Lehrbegriffe** heißen. Jedwede andere Erklärungsätze, die den Regeln, die aus dem Begriffe der Definition sich ergeben, nicht völlig entsprechen, werden in der Sprache der Logiker auch keine Definitionen, sondern nur **Descriptionen**, **Beschreibungen**, genennet.

Es beziehen sich aber die meisten Regeln von der Definition eigentlich auf die **Namen- und Sach- Erklärungen**. Da nemlich in den Sätzen, die diesen Namen verdienen sollen, das Prädicat einen deutlichen und vollständigen Begriff vom Subjecte geben muß: so folgt,

- 1) daß die Definition mehr sagen müsse, als der bloße Name der Sache, daß sie den

Begriff entwickeln, einzelne Merkmale geben müsse.

- 2.) Daß das zu erklärende Wort weder gleich unmittelbar in der Definition vorkomme, noch in einer andern zur Aufklärung dieser ersten erforderlichen, welches letztere der Zirkel im Definiren heißt.
- 3) Man muß in den Erklärungen der verständlichsten Worte sich bedienen.
- 4) Die Definitionen sollen nicht ohne Noth weitläuftig seyn; unnöthige Weitläufigkeit verwirrt. Aber auch nicht affectirt kurz, und eben dadurch unverständlich; so, daß eine Erklärung gleich wieder die andere nöthig hat.
- 5) Bey Grunderklärungen muß man solche Merkmale angeben, bey der man die Sache, vermöge der gemeinen Erkenntniß, leicht erkennen kann: nichts strittiges und zweifelhaftes beybringen.
- 6) Die Definition darf nicht weniger Merkmale angeben, als nöthig sind, die Sache von allen andern zu unterscheiden; aber auch keine andere, als solche, die ihr beständig zukommen. Sie darf nicht zu weit und nicht zu eng seyn. Sie muß adäquat seyn. Der Erklärungsatz muß auch umgekehrt wahr seyn.

Wie schwer es sey, allen diesen Regeln vollkommene Genüge zu leisten, lehren die Versuche. Und bey den metaphysischen Untersuchungen über die Wesen der Dinge, desgleichen über

über die Eintheilung in Gattungen und Arten, offenbart sich auch der Grund davon.

Und doch sind viele damit noch nicht zufrieden; sondern fordern noch, daß durch absolute, nicht durch relative, Bestimmungen die Sache charakterisirt werde; daß die Definition nicht negativ sey; daß sie nicht eine Eintheilung enthalten, hingegen den Begriff der nächsten Gattung, und das Unterscheidende der Art, besonders angeben solle.

Es ist gut, wenn alles dieß geschehen kann. Aber so erforderlich sind diese Stücke doch nicht, als wie die vorhergehenden. Und viele unserer Begriffe können auf diese Weise nicht definiert werden.

§. 37.

Von den disjunctiven Sätzen, und der logischen Division.

Disjunctive Sätze enthalten eine Eintheilung, und gründen sich also auf eben die Regeln, nach welchen die Eintheilungen müssen eingerichtet werden, welche nicht weniger als die Definitionen zur Aufklärung und Bestimmung der Begriffe viel beytragen.

Die logische Eintheilung, ist aber nichts anders, als eine vollständige ordentliche Anzeigge der verschiedenen Begriffe, die unter einem allgemeinen Begriffe stehen, oder, welches hier auf eines hinaus läuft, der Dinge, die unter einem gemeinschaftlichen Namen begriffen werden (Enumeratio distincta et completa inferiorum

orum ejusdem superioris). Die Bestimmung, bey welcher die Theilungsglieder sich von einander scheiden, heißt der Theilungsgrund (fundamentum divisionis). Wenn bey verschiedenen Bestimmungen des nemlichen Begriffs solche Scheidungen entstehen: so machen sie Nebenabtheilungen von einander aus.

Aus dem angezeigten Begriffe ergeben sich die Grundregeln der Eintheilung; nemlich

- 1) Jedem Theilungsgliede muß die Definition des höhern Begriffes zukommen. Dieß ist das Merkmaal, daß nichts fremdes mit untergeschoben wird, so etwa wegen der Vieldeutigkeit der Namen geschehen könnte.
- 2) Die Theilungsglieder zusammen müssen nicht weniger enthalten, als der Hauptbegriff enthält. Sie müssen den Begriff erschöpfen, die Eintheilung muß vollständig, adäquat seyn.
- 3) Die Theilungsglieder müssen entgegen gesetzt seyn, einander ausschließen.
- 4) Sie müssen so geordnet werden, wie ihre Abstammung von dem allgemeinen Begriffe, und ihre nähere Verwandtschaft mit einander es mit sich bringt. Daher (a) wenn nach verschiedenen Bestimmungen des allgemeinen Begriffes verschiedene Abtheilungen neben einander entstehen, darf man nicht die Glieder der Nebenabtheilungen durch einander mengen. (b) Man darf die Glieder einer weitem Unterab-

theilung

theilung nicht vermengen mit den Gliedern einer obern Abtheilung. (c) Ueberhaupt soll man keine Mittelbegriffe überhüpfen; sondern jedesmal die nächsten Arten angeben; (d) deswegen ist die Dichotomie, oder die Theilung in zwey einander contradictorisch entgegenstehender Glieder, fürs erste wenigstens anzurathen.

§. 38.

Von dem Verhältnisse einiger Sätze, vermöge dessen aus der Wahrheit des einen, die Wahrheit des andern erkannt werden kann.

Das §. 35. zuletzt bemerkte Verhältniß der Sätze, von welchem sie gewisse Namen bekommen, läßt auch gewisse allgemeine Regeln zu, die Wahrheit des einen Satzes aus dem andern zu erkennen. Es versteht sich, daß, wenn von gleichgültigen Sätzen der eine wahr oder falsch ist, der andere es auch sey, wenn sie nur wirklich ganz gleichgültig sind. Contradictorisch entgegengesetzte Sätze können nicht beyde zugleich wahr, auch nicht beyde zugleich falsch seyn. Folglich, wenn man weiß, daß der eine falsch ist, darf man sogleich annehmen, daß der andere wahr seyn müsse, u. a. m. Contraire Sätze können wohl beyde falsch seyn, aber nicht beyde wahr. Also erkennet man nur aus der Wahrheit des einen die Falschheit des andern. Bey subalternirenden Sätzen kann man die Wahrheit oder Unwahrheit des einen aus dem andern erkennen, in so fern, daß, wenn

der allgemeine Satz wahr ist, auch der partiellere wahr seyn muß, und wenn dieser falsch ist, jener es noch weit mehr seyn muß. Sätze, die durch Umkehrung aus einander entstehen, sind logisch gleichgültig, also beyde entweder falsch oder wahr. Es sind aber bey der Umkehrung der Sätze, wenn man bey der Wahrheit bleiben will, gewisse Regeln zu beobachten. Denn nicht alle Sätze können auf einerley Weise umgekehrt werden, so daß der heraustrommende Satz auch wahr ist, wenn es der erste war. Manchmal muß die Qualitât, manchmal die Quantitât der Sätze dabey geändert werden. Manchmal kann gerade zu mit Beybehaltung der Qualitât und Quantitât ein Satz umgekehrt werden. Die Namen dieser mancherley Arten der Conversion samt den Regeln, wo jedwede zu gebrauchen, findet man in allen gewöhnlichen Logiken.

(*) Die Sache wird manchmal sehr wichtig und in einem gelehrten Aussehen vorgestellt. Aber sie ist weder schwer, noch von erheblichem Nutzen. Und ausser den Künsteleyen der Syllogistik giebt es kaum Gelegenheit, einige Anwendung davon zu machen.

S. 39.

Von hypothetischen Sätzen.

Von den zusammengesetzten Sätzen verdienen die hypothetischen, sowohl deswegen, weil einer der darinn vorkommenden Sätze die Wahrheit des andern zu erkennen giebet, als auch sonst, noch eine genauere Betrachtung. In einem hypothetischen Satze sind zween Sätze also mit ein-

einander verknüpft, daß der eine die Bedingung enthält, unter welcher der andere etwas behauptet oder verneint. Die erste heißt daher die Bedingung, die Hypothese, auch das Vorhergehende oder das Erste; der andere Satz, die These, der Nachsatz, das Nachfolgende oder Letztere. Das Verhältniß, nach welchem der eine Satz die Bedingung, der andere das Folgende ist, heißet die Folge.

Wenn ein bedingter Satz das seyn soll, was er scheint, wenn er zur Erkenntniß der Wahrheit brauchbar seyn soll; so muß die Folge richtig seyn, das heißt, es muß wirklich zwischen dem Vorhergehenden und Nachfolgenden das Verhältniß seyn, daß mit dem Ersten das Letztere zugleich gesetzt wird; daß wenn das Erstere gelten soll, das Letztere auch gelten muß.

Wenn nun die Folge also beschaffen ist: so kann man zwar weder das mit gewisser Bedingung behauptete oder verneinete für schlechthin behauptet oder verneint ansehen, noch die Bedingung selbst als eine kategorische Behauptung: aber so bald ausgemacht ist, daß es mit dem Ersteren seine Richtigkeit hat, ist auch das Letztere ausgemacht. Und wenn das Letztere unstatthaft ist, fällt auch das Erstere, aus welchem es folgt, zugleich mit weg. Also läßt sich bey richtiger Folge in einem bedingten Satze aus der Wahrheit des Ersten die Wahrheit des Letzteren, und aus der Unwahrheit des Letzteren die Unwahrheit des Ersten abnehmen. Nicht aber kann man, weil das

Erst

Erstere falsch ist, auch das Folgende für falsch, oder, weil das Folgende wahr, auch das Erstere für wahr halten; es müßte denn dieses eine einzige und ausschließende Bedingung enthalten, unter welcher allein das richtig gefolger- te Statt finden könnte. Denn alsdann könnte nicht das Erstere falsch seyn, ohne daß es das Andere auch wäre, und dieses nicht wahr seyn, ohne wenn es das Erstere wäre. Und in sofern heißet unter einer unmöglichen Bedingung etwas bejahen, so viel, als dasselbe verneinen.

V. Syllogistik, oder Lehre von den ver- schiedenen Arten zu schliessen, und deren Regeln.

§. 40.

Vom Werthe der Syllogistik.

Wer den Werth der deutlichen Erkenntniß vor der undeutlichen einräumet: kann die Erläute- rung der mancherley Verknüpfungen von Begrif- fen, bey welchen wir sagen, daß man eines aus dem andern schliesse, und die Unterscheidung der richtigen und sichern Schlußarten von den unrichtigen und unsichern gewiß nicht für unnütz halten. Je zusammengesetzter die Wirkung ist, durch welche ein Schluß vollendet wird, desto mehr Unterschiede können sich dabey eräugnen, und desto weitläufiger kann also die Syllogistik gemacht werden. Aber eine Weitläufigkeit, welche die Mühe, so sie dem Gedächtnisse ver-
ur-

ursachet, und den Zeitverlust, nicht durch gewisse Vortheile ersetzt, ist in der Wissenschaft nicht zweckmäßig, und muß vermieden werden; wenn gleich noch so viel gelehrter oder gelehrt scheinender Wortkram dadurch verlohren geht.

(*) An keinem bequemern Ort könnte ich eine nützliche Anmerkung des scharfsinnigen Herrn Kant wiederholen. „Die wissenschaftlichen Dinge häufen sich zu unsern Zeiten. Bald wird unsere Fähigkeit zu schwach, und unsere Lebenszeit zu kurz seyn, nur den nützlichen Theil daraus zu fassen. Es bieten sich Reichthümer im Ueberflusse dar, welche einzunehmen, wir manchen unnützen Plunder wieder wegwerfen müssen.“, S. Abhandl. von der falschen Spitzfindigkeit der 4 syllog. Figuren.

§. 41.

Grunderklärung zur Syllogistik.

Man sagt aber, daß ein Mensch schliesse, oder einen Schluß mache, wenn er ein Paar Begriffe mit einander verknüpft oder von einander trennet um des Verhältnisses willen, in welchem er sie mit einem oder mehreren mittlern Begriffen findet. Eine Rede, worinnen ein also gefolgertes oder geschlossenes Urtheil nebst dem Grunde desselben, dem Verhältnisse der beyden Begriffe desselben zu dem mittleren Begriffe angezeigt wird, heißt eine Schlußrede, Syllogismus, und das Schlusurtheil heißt dann der Schlusssatz, die Conclusion. Die Gedanken,
die

die zusammen einen Schluß ausmachen, werden die **Schlußmaterie** genannt, die Art aber, wie sie mit einander verbunden sind, die **Schlußform**. Säge, so das Wesentliche einer gewissen Schlußform bestimmen, heißen **Schlußregeln**, diejenige, so den Grund der übrigen in sich enthält, **Grundregel**. Eine einfache Schlußrede können wir diejenige nennen, wo nur einmal geschlossen wird; und eine **reine Schlußrede**, wenn die Gedanken nur nach den Regeln einer einzigen Schlußform, oder nur nach einer Grundregel, verbunden sind.

§. 42.

Ordentliche Schlußrede.

Die einfachste und doch zugleich vollständige, die faßlichste, und zur Untersuchung der Wahrheit, selbst zur Prüfung der andern Schlußformen, geschickteste Schlußrede ist diejenige, die vollständig ausgedrückt in drey unterschiedenen kategorischen Sätzen besteht. Sie wird daher auch die **ordentliche Schlußrede** (*Syllogismus ordinarius*) genehmet. Die zweien Sätze, aus welchen geschlossen wird, nennt man die **Prämissen** oder **Vordersätze**: und zwar denjenigen, in welchen das Prädicat der Conclusion vorkömmt, den **Obersatz**, (*Prop. maior*), weil das Prädicat der Conclusion der obere, oder größere Begriff (*terminus maior*) heißt; den Satz aber, in welchem das Subject der Conclusion; oder der engere, kleinere Begriff (*ter-*

(*terminus minor*) vorkommt, den Untersatz (*propositio minor*, *subsumtio*). Die Idee, die in beyden Prämissen vorkommt, ist der Grund-Verbindungs- oder Mittelbegriff (*terminus medius*).

§. 43.

Grundregel der ordentlichen Schlüsse.

Die genauere Untersuchung dieser Schlüsse weist uns den allgemeinen Grundgedanken, auf welchen sie allemals hinaus laufen. Die Conclusion ist entweder bejahend, und wir geben dem Subject alsdann ein Prädicat, weil wir ein Merkmaal, ein beständiges An- und Kennzeichen von diesem Prädicate, an ihm entdeckt haben; oder sie ist verneinend, und wir sprechen dem Subject ein Prädicat ab, weil wir eine Bestimmung, eine Beschaffenheit, ein Merkmaal in ihm entdeckt haben, womit sich das Prädicat, so wir ihm absprechen, nicht verträgt: oder auch, weil wir wissen, daß es die Eigenschaft nicht hat, ohne welche das Prädicat nicht statt findet. Der Grundgedanke hier von ist also dieser: Wo sich das eine (eine positive oder negative Bestimmung) findet, mit welchem das andere beständig verknüpft ist, da muß dieß andere (eine positive oder negative Bestimmung) auch seyn. Ein Grundsatz, dessen Richtigkeit wohl keines Beweises bedarf. Man kann ihn aber auf verschiedene Weise anders ausdrücken *).

*)

*) G. Reimarus Vernunftlehre S. 176. f. Lambert N. D. S. 220. f. f. Kant. I. c.

§. 44.

Aus der Grundregel werden mehrere bestimmte Regeln für die ordentlichen Schlüsse gefolgert.

Aus der gegebenen Erklärung des ordentlichen Schlusses und der Grundregel desselben entstehen folgende bestimmtere Regeln.

- 1) Es können nicht mehr als drey Hauptbegriffe in einem ordentlichen einfachen Schlusse vorkommen. Denn das Prädicat der Conclusion ist ein Hauptbegriff des Obersatzes, das Subiect der Conclusion ist ein Hauptbegriff im Untersatze, und der Mittelbegriff muß in beyden Vordersätzen vorkommen. Wie sollten also in einem einfachen ordentlichen Schlusse mehrere Begriffe statt finden *)?
- 2) Es muß in einem Schlusse wenigstens ein allgemeiner Grundsatz seyn. Dieß erfordert die Grundregel. Die Idee, die ein Merkmaal von einer andern seyn soll, muß durchgängig mit ihr verknüpft seyn. Dieß giebt einen allgemeinen Satz. Hundert Beispiele von Irrungen, wenn man aus lauter particulären Sätzen schliessen wollte, beweisen die Nothwendigkeit der Regel. Unterdessen lassen sich wohl auch Beispiele geben von wahren Folgerungen aus zwey particulären Prämissen. Bey

ge

genauere Untersuchung derselben findet sich, daß die Schlüsse aus particulären Sätzen gerathen, wenn nur der Mittelbegriff mit einem der verschiedenen Begriffe in durchgängiger Verbindung ist. Also könnte man auch auf diese Weise die Regel ausdrücken. Es erhellet aber auch leicht, daß, wenn es so ist, alsdann einer von den particulären Sätzen umgewandt einen allgemeinen gebe.

- 3) Es dürfen nicht beyde Vordersätze verneinend seyn. Denn die Grundregel erfordert, daß ein Merkmal angezeigt werde von einem Prädicat, oder ein Merkmal, wodurch ein Prädicat ausgeschlossen wird. Dieß kann bey zwey wirklich verneinenden Prämissen nicht geschehen. Ich sage wirklich verneinenden. Denn es kann geschehen, daß, obgleich der Ausdruck in beyden verneinend ist, die eine dennoch in Beziehung auf die andere dem Sinne nach bejahend ist. Man kann die Regel auch also ausdrücken; Der Verbindungsbegriff muß mit einem der unterschiedenen Begriffe in Vorderätzen in positiver Verknüpfung seyn. Auch leugnet man nicht, daß Sätze in der äußerlichen Form eines Schlusses so zusammen gekettet werden können, daß auf zwey wirklich verneinende Prämissen eine richtige Conclusion folget; aber man kann dabey nicht sagen, daß sie aus denselben Prämissen rich-

tig folge. Diese Erinnerung gilt in Ausführung mehrerer Schlußregeln.

- 4) Die Conclusion muß sich nach der schwächern Prämisse richten, das heißt, verneinend werden, wenn eine Prämisse verneinend ist, particulär gemacht werden, wenn eine Prämisse particulär ist. Man darf nur einige Beispiele untersuchen, so sieht man bald den Grund dieser Regel deutlich.

Die an diesen Regeln gerne vieles ändern und verbessern wollen, scheinen ihren wahren Sinn nicht zu bedenken, nämlich, daß es Regeln für sichere Schlußformen seyn sollen.

- *) Ribigers Schluß mit vier Begriffen ist keinesweges ein einfacher Schluß. Vollständig ausgedruckt giebt er zween ordentliche Schlüsse. S. de S. V. et. F. lib. II. c. VII.

§. 45.

Von den vier Figuren.

„Derjenige, sagt Herr Kand, so zuerst einen Syllogismus in drey Reihen über einander schrieb, ihn wie ein Schachbrett ansah, und versuchte, was aus der Verlegung des Mittelbegriffs herauskommen möchte, der war eben so betroffen, da er gewahr ward, daß ein vernünftiger Sinn herauskam, als einer, der ein Anagramm im Namen findet. Es war eben so
fin.

kindisch, sich über das eine, als über das andere zu erfreuen, vornämlich, da man darüber vergaß, daß man nichts neues in Ansehung der Deutlichkeit, sondern nur eine Vermehrung der Undeutlichkeit aufbrächte. “ Unterdessen muß man doch eingestehen, daß diejenigen Wendungen der Gedanken bey dem Schließen die man unter den Namen der zweiten, dritten und vierten Figur versteht, wenn sie gleich nicht so gewöhnlich sind, als die Form der ersten Figur, doch bisweilen uns natürlich seyn, und wirklich bey dem Denken und Reden als Schlußformen vorkommen können. Man versteht nämlich unter der Figur eines Schlusses die besondere Gestalt, die er durch die Stellen des Mittelbegriffes in den Vorderfällen bekommt. Da sind nun vier Verfassungen möglich, wie ein leichter Versuch bald lehret. Es kann der Mittelbegriff im Obersatz das Subject, im Untersatz das Prädicat seyn, das heißt die erste Figur. Er kann in beyden Vorderfällen das Prädicat seyn: so hat der Schluß die zweite Figur. In der dritten Figur wird geschlossen, wenn der Mittelbegriff in beyden Vorderfällen Subject ist. Und endlich in der Vierten, wenn er Prädicat im Obersatz und Subject im Untersatz ist.

Es sind dann aber bey jeder dieser Schlußfiguren noch eigene Regeln zu beobachten, wenn richtig geschlossen werden soll, wovon der Grund aus der besondern Stellung und Verknüpfung des Mittelbegriffes sich angeben läßt. Nämlich in der ersten Figur muß der Obersatz alle

gemein, und der Untersatz bejahend seyn. Bey der zweyten Figur kann nicht sicher aus lauter bejahenden Sätzen geschlossen werden; ferner muß der Obersatz allgemein, und die Conclusion muß negativ seyn. Bey der dritten Figur muß der Untersatz bejahend seyn, und die Conclusion particulär. Bey der vierten Figur muß der Obersatz allgemein seyn, wenn die Conclusion verneinend, und die Conclusion muß particulär seyn, wenn der Untersatz bejahend ist. Die drey letzten Figuren haben oft etwas gezwungenes und schwerfälliges, so die erste nicht hat. Die erste Figur hat also in der Faßlichkeit und Deutlichkeit schon etwas voraus. Ferner aber auch darinn, daß sie von allgemeiner Brauchbarkeit ist, indem alle Arten von Sätzen als Schlusssätze dabey vorkommen können. Hingegen die zwote Figur läßt nur verneinende Conclusionen zu, die dritte nur particuläre, die vierte ist gleichfalls eingeschränkt. Hieraus erhellet aber, wo die zwote, dritte und vierte Figur noch am natürlichsten gebraucht werden können. Die zwote Figur führet auf den Unterschied der Dinge, und hebt die Verwirrung in den Begriffen. Die dritte Figur kann gebraucht werden Beyspiele zu geben, oder Ausnahmen wider Sätze, die allgemein scheinen möchten. Die vierte Figur kommt vor, wo man Sätze umkehret (*).

Aber wenn man fraget, ob die zwote, dritte und vierte Figur auch allemal reine einfache Schlussformen sind: so kann man wohl die Frage

ge verneinen. Denn wenn man einem Schluß aus dieser Figur das Schwerfällige und Versteckte benehmen, wenn man ihn in die leichtere Form der ersten Figur bringen will; oder wenn man sich nur selbst allemal nach dem Grunde fraget, warum die Conclusion wahr seyn soll: so offenbaret sich, daß, außer der Grundregel ordentlicher einfacher Schlüsse, auch die Regeln von Umkehrung der Sätze dabey angewandt werden.

Uebrigens ist eben dieses die natürlichste und leichteste Art, einen Schluß aus der zweiten, (dritten oder vierten Figur in die Form der ersten Figur zu verwandeln (*Reductio Syllogismi*;) daß man sich nur um den Grund der Conclusion fraget, und also aus den Prämissen den Mittelbegriff suchet, und damit einen Schluß formet, wie ihn die Beschaffenheit und die Regeln der ersten Figur angeben (**).

(*) G. Lambert N. D. I. §. 232.

(**) Wer Lust hat, einmal eine scholastische Controvers hiebey nachzulesen, kann z. B. den *Zabarella* vernehmen Opp. tom. I. P. m. 41. de quarta syllogismorum figura.

§. 46.

Von den *Modis* der Schlüsse.

Der durch die vorhergehende Regeln noch nicht bestimmte mögliche Unterschied der Schlüsse in Ansehung der Qualität und Quantität der Sätze machet eigene Schlußarten (*modi syl-*

logistici, modi figurarum). Ueberhaupt könnte es, in blosser Rücksicht auf die Quantität und Qualität der drei Sätze eines Schlusses, 64 Schlußarten geben. Aber nur zehn sind regelmässig. Diese zehn regelmässigen Schlußarten sind schon lange unter gewissen charakteristischen Namen bekannt, denen ich auch hier eine Stelle gönnen kann. Nämlich in der ersten Figur kommen 4 modi vor, deren bedeutungsvolle Namen Barbara, Celarent, Darii, Ferio heißen. In der zweiten Figur sind es Cesare, Camestres, Festino, Barocco. In der dritten Darapti, Felapton, Disamis, Datisi, Brocardo, Ferison. Und in der vierten Calemes, Bamalip, Dimalis, Fesapo, Fresiso (*).

Wenn man einige Regeln von der Bedeutung der Buchstaben, so in diesen Namen vorkommen, merken will: so kann man darnach auf eine künstliche Weise die Reduction der Schlüsse veranstalten lernen.

(*) Den Erfinder dieser Namen habe ich noch nicht entdecken können. Was für andere Namen von Griechischen Philosophen dafür gebraucht worden sind, findet man angemerkt in H. F. Müllers Einlett. in die Philos. Wiss. Th. I. S. 474.
486

S. 47.

Von den bedingten Schlüssen.

Es giebt etliche Arten von Schlüssen, die sich dadurch, daß aus zusammengesetzten Sätzen geschlossen

geschlossen wird, von den andern unterscheiden, und noch eine besondere Betrachtung verdienen. Die so gewöhnlichen hypothetischen Schlüsse gehören hieher. Und zwar kommen diejenigen besonders oft vor, wo vermittelt eines hypothetischen Obersatzes eine kategorische Conclusion gezogen wird.

Aus dem, was (§. 39.) von den hypothetischen Sätzen schon ist angemerkt worden, erhellet, daß, wenn der bedingte Obersatz in Ansehung der Folge des Nachsatzes aus der Bedingung richtig ist, auf zweyerley Weise daraus fortgeschlossen werden könne; bejahend (in modo ponente) von der Wahrheit der Bedingung, die nunmehr ein kategorischer Untersatz wird auf die Wahrheit des Nachsatzes, der nun also in der Conclusion auch kategorisch wird: oder verneinend (in modo tollente) von der Falschheit des Nachsatzes, die im Untersatze kategorisch behauptet wird, auf die Falschheit des ersten Stückes des Obersatzes.

Es kommen im Nachsatze des bedingten Obersatzes bisweilen zweien neue Begriffe vor, bisweilen nur einer.

Die allgemeine Grundformel bedingter Schlüsse ist in modo ponente: Wenn etwas unter einer gesetzten Bedingung wahr ist: so gilt es wo und wann diese Bedingung statt findet Und in modo tollente; Woraus etwas falsches folget, das ist selbst falsch: In Ansehung derjenigen bedingten Schlüsse, bey welchen im Nachsatze des Obersatzes nur

ein neuer Begriff vorkommt, kann die Grundformel auch also angegeben werden: Wenn ein Subject ein gewisses Merkmal von einem Prädikate hat; so hat es auch dieses Prädikat, und: wenn etwas den Merkmalen eines Dinges widerspricht, so widerspricht es ihm selbst.

Auf eben die natürliche Weise, wie Schlüsse der zweiten, dritten oder vierten Figur leicht können in Schlüsse der ersten Figur verwandelt werden, kann man auch einem hypothetischen Schlüsse die Form der ordentlichen kategorischen Schlüsse der ersten Figur geben; nemlich dadurch, daß man zur Conclusion den Mittelbegriff suchet, und damit die Vorderfäße formet. Ueberhaupt aber hat man nicht Ursache, den bedingten Schlüssen eine andere Form zu geben. Ihre Form ist faßlich, und erleichtert gewissermassen den Fortgang im Denken, indem man von bedingten Urtheilen zu kategorischen fortgeht.

§. 48.

Von dem disjunctiven Schluß, der Induction und dem Dilemma.

Wenn vermittelt eines disjunctiven Obersatzes geschlossen wird: so heißt der Schluß selbst disjunctiv. Es lassen sich mancherley Arten disjunctiver Schlüsse unterscheiden (*).

Es kommt aber immer alles auf zwei Stücke an, daß der disjunctive Satz richtig (§. 37.)
und

und daß recht subsumirt werde. Wenn dieses ist: so kann man entweder ein disjunctives Glied annehmen, und also die übrigen allererwerfen, weil sie einander entgegengesetzt sind, und nicht zugleich bestehen können (§. 37); oder eines verwerfen, und die übrigen alle disjunctiv, oder wenn man alle bis auf eines verworfen hat, dieses kategorisch annehmen. Es giebt also bey den disjunctiven Schlüssen wieder zwei Schlußarten, wovon die erstere modus ponens, die letztere modus tollens heißet.

Eine besonders merkwürdige Art von disjunctiven Schlüssen ist die Induction. Denn zu den disjunctiven Schlüssen kann sie mit Grunde gezogen werden (**). Eine Induction ist ein Schluß, durch welchen eine Bestimmung für einen allgemeinen Begriff daraus gefolgert wird, daß selbige bey allen untergeordneten Begriffen sich findet. Der Obersatz ist also disjunctiv, oder enumerirt die dem allgemeinen untergeordneten Begriffe. Der Untersatz ist ein bejahend oder verneinend verbindender Satz (Propositio copulativa vel segregativa). Vollständig ausgeführt ist die Induction, wenn sie zeigt, daß bey allen untergeordneten Begriffen die Bestimmung sich findet. Unvollständig, wenn sie es nur von einigen zeigt. Die Anführung eines Falles, der der Induction entgegen ist, heißt eine Instanz.

Ein bedingter Schluß in modo tollente, dessen Obersatz einen disjunctiven Nachsatz hat,

heißt ein gehörnter Schluß (Syllogismus cornutus, dilemma, trilemma).

Der Grund der disjunctiven Schlüsse ist aus der Natur der entgegengesetzten Sätze, und insbesondere der Grund der Induction darneben noch aus der Natur der allgemeinen Begriffe zu ersehen.

(*) S. Lamberts N. D. S. 284.

(**) Dahin rechnet sie auch Herr Lambert N. D. S. 286. f.

(***) Der Schluß des Crocodils in der Fabel, der zur Erklärung des Namens Syllogismus crocodilinus angeführt zu werden pflegt, scheint eigentlich kein gehörnter Schluß zu seyn; so wenig als der Schluß in der Schicane des Protagoras und Euatlus (cf. Laertius in vita Protagorae). Man könnte beyde vielmehr negative Inductionen nennen. Es lassen sich aber überhaupt diese hier zusammen bemerkten Schlußarten leicht in einander verwandeln, und es ist wohl der Mühe nicht werth, über diese Namen zu streiten.

S. 49.

Von den unvollständig ausgedruckten Schlüssen.

Man findet bey einigen Logikern noch Namen und Erklärungen von vielerley Arten zu schliessen. Aber man siehet bey genauerer Untersuchung, daß sie nicht sowohl auf eigene unterschiedene Schlußformen sich gründen, für welche logischer Unterricht nöthig wäre, als vielmehr auf gewisse Begriffe und Grundsätze die
aber

aber nicht in der Logik, sondern in der Metaphysik, oder in andern philosophischen Wissenschaften, erörtert werden müssen. Zum Theil bedürfen sie auch wohl einer gelehrten Erörterung gar nicht.

Noch ist von abgekürzten, versteckten, zusammengezogenen, unvollständig ausgedruckten Schlüssen etwas zu sagen. Es geschieht gar oft, daß in einer Schlußrede nicht alle Sätze angegeben werden, oder daß nicht alle Stücke eines Satzes vollständig ausgedruckt, oder daß sie nicht in der gewöhnlichen Ordnung angeführt werden. Wenn eines oder das andere ist, sonderlich aber im ersten Falle, heißt es ein versteckter Schluß (Syllogismus crypticus, enthymematicus, enthymema). Wenn man zur Conclusion den Mittelbegriff hat, und dieser muß angegeben werden: so ist es leicht, aus einem unvollständig ausgedruckten Schluß einen vollständigen zu machen.

Unter die unvollständigen Schlußreden gehören die unmittelbaren Folgerungen. Die Logiker geben zwar nicht einerley Erklärung von dieser Schlußart. Aus der Vergleichung aber siehet man, daß diejenigen dem Worte die angemessenste Bedeutung geben, die darunter die Folgerung eines Satzes aus einem andern ohne Subsumtion einer neuen Idee, kraft einer logischen Regel, die man im Sinne behält, verstehen. Wenn man diese ausdrückt, giebt die unmittelbare Folgerung einen, bisweilen zween ordentlichen Schlüsse.

Zu den zusammengezogenen Schlußreihen kann auch der Sorites gerechnet werden. Er heißt auch Schlußkette oder zusammengezogene Schlußkette. Ich brauche diese Schlußart hier nicht zu erklären, so wenig als deren Einteilung. Ich übergehe sie, wie mehrere Kunstwörter der Syllogistik, die außer einem logikalischen Antiquitätencabinete sehr entbehrlich sind, wenigstens nicht immer wieder von neuem gedruckt zu werden verdienen.

§. 50.

Von Fehl- und Trugschlüssen.

Um die Materie von den Schlüssen zu vollenden, ist auch von den Fehl- und Trugschlüssen noch einiges zu erinnern. Ein Fehlschluß (Paralogismus) überhaupt ist ein Schluß, darinne die Folge (Form, Schlußart) nicht richtig ist. Insbesondere heißt er ein Trugschluß (Sophisma, Captio), wenn man leicht dadurch betrogen werden kann, etwas Falsches für wahr zu halten. Der Betrug steckt dabey entweder in dem Ausdruck, oder in den Gedanken, und der Verknüpfung derselben. Wer nicht gewohnt ist, blos um der gelehrten Form willen einen Vortrag für gründlich zu halten, wird durch dergleichen Trugschlüsse schwerlich verführt werden. Ein anders ist, wenn man falsche Sätze für wahr hält, und daher auch dasjenige, was richtig daraus folgt, annimmt. Aber da fehlt es dann dem Schlusse nicht in der Form, sondern in der Materie.

Zwey-

Zwentes Hauptstück.

Theoretischer Unterricht von Wahrheit und Irrthum.

Erster Abschnitt.

Von der Wahrheit und der Erkenntniß derselben überhaupt.

§. 51.

Entwicklung des Begriffes von Wahrheit.

Worte, die in verschiedener Rücksicht, und bald in strenger, bald in nachlassender Bedeutung angewandt werden, lassen eine überall gleich anpassende Erklärung nicht zu. Das Wort Wahrheit ist von der Art. Unterdesen lassen sich die verschiedenen Begriffe, die mit demselben verknüpft werden, noch wohl näher zusammen, und auf gemeinschaftliche Begriffe zurückbringen; wenn man nur erst die Anwendung eines jeden genauer untersucht.

Also findet sich

- 1) Daß das Wort Wahrheit mit einigem Unterschiede angewandt wird, indem es sich bisweilen auf Vorstellungen, die wir haben, bezieht, bisweilen auf Dinge auf.

ausser unserer Vorstellung, bisweilen auf die Reden, oder überhaupt äusserlichen Zeichen, wodurch man dem andern Vorstellungen von seinen Gesinnungen oder von einer andern Sache zu erwecken sucht. In erster Rücksicht wird es dem Irrthume oder der leeren Einbildung entgegengesetzt; in der zweyten dem blossen Scheine, dem Blendwerke, der Erdichtung; in der dritten Beziehung stehet es der Verstellung (Entstellung, falschen Vorstellung in einer gewissen Bedeutung dieses Ausdruckes) entgegen.

- 2) Die Wahrheit unserer Vorstellungen insbesondere ist noch von verschiedener Art, oder, wenn man lieber will, hat Stufen der Vollständigkeit. Eine Vorstellung ist schon wahr, wenn sie als die Vorstellung eines Prädicats eines logischen Satzes mit der Vorstellung vom Subjecte übereinstimmt. Diese Wahrheit haben also alle Sätze, in denen das Prädicat ein Theil aus der Nominal-Erklärung von dem Subjecte, oder eine Folge, aus derselben ist; wenn gleich noch nicht ausgemacht ist, ob es ein solches Ding giebt oder nur geben kann. Solche Sätze werden daher zum Unterschiede Nominalsätze oder Nominalwahrheiten genannt. Man könnte vielleicht die Wahrheit derselben die logische Wahrheit nennen. Wenn nun aber in dem Begriffe eines solchen Subjects nicht
- als

alles zusammen paſſet; ſo iſt es ein chimäriſcher, kein wahrer Begriff. Paßt aber alles darinn zuſammen, ſo daß alſo die absolute innere Möglichkeit der Sache außer Zweifel iſt: ſo iſt in der Vorſtellung diejenige Wahrheit, die man zum Unterſchiede die metaphyſiſche nennt. Damit iſt aber noch nicht ausgemacht, ob etwas in der Welt wirklich vorhanden iſt, was dieſer Vorſtellung entſpricht. Iſt dieſes: ſo hat der Begriff Realität. Die Folgen aus demſelben ſind Realsätze, und dieſe Wahrheit könnte man auch wohl phyſiſche Wahrheit nennen. Bey allem dem iſt noch die Frage übrig, ob der Begriff der an ſich Wahrheit und Realität hat, die richtige Vorſtellung von dem iſt, was man ſich darunter vorzuſtellen ver meynt? (veritas in concreto, logico-phyſica). Und meiſtentheils iſt dieſe Art von Wahrheit zu verſtehen, wenn von der Wahrheit unſerer Vorſtellungen ſchlechtthin geredet wird.

- 3) Nach dem Hauptbegriffe beſteht alſo die Wahrheit in der Uebereinkunft mit dem was wirklich iſt; und überhaupt in Rückſicht auf alle Beſtimmungen und Anwendung, des Begriffes, in der Uebereinkunft deſſen, was ſich der Verſtand als beyſammen vorſtellen ſoll.
- 4) Wenn nun bekannt iſt, was aus folgenden Unterſuchungen weiter erhellen wird, daß um gewiſſer Empfindungen und Erfahrun-

rungen willen wir die Wirklichkeit der Dinge annehmen und annehmen müssen; desgleichen daß wir nicht im Stande sind dasjenige als bepfaffen uns vorzustellen was nicht mit einander übereinstimmt, was einander widerspricht, wovon das eine das Gegentheil des andern ist, das andere aufhebt: so wird leicht einzusehen seyn, wie die Wahrheit auch erklärt werden könne durch die Beschaffenheit der Vorstellungen, daß sie mit der Empfindung und Erfahrung übereinstimmen, desgleichen durch die Gedenkbarkeit (*); und endlich warum etwas für wahr anzunehmen uns auch schon genug ist, weil sein Gegentheil widersprechend, nicht gedenkbar, falsch ist (**).

(*) Diesen Begriff von Wahrheit hat *Tshirnhausen*, so viel ich weiß, zuerst ausführlich angewandt. S. dessen *Medicina mentis* Part. II. Sect. I.

(**) Auch die Erklärung von der Wahrheit, daß es diejenige Beschaffenheit der Gedanken und Sätze, daß wir ihnen beypflichten innerlich gezwungen sind; oder die dieser nahe kommende andere, daß es derjenige Werth derselben, daß sie mit vollkommenem Beyfall, ohne Vermischung von Zweifel, angenommen zu werden verdienen kann, mit den angezeigten gewöhnlichen Begriffen bestehen; ohne daß man daraus zu folgern braucht, daß die Wahrheit bisweilen mit dem Erfolge oder der Wirklichkeit der Dinge nicht übereinstimmt, daß das Wahre nicht allemal beständig wahr sey. Man muß nur den Unterschied der Begriffe vom wahren

ren und vom annehmungswerthen oder glaubwürdigen nicht ganz aufheben. G. Philalethie Th. I. S. 3. und Elementarbuch St. II. G. 256. ff.

§. 52.

Nöthige Erinnerungen zu den angegebenen Merkmalen des Wahren; nebst einigen Folgerungen.

Diese in den angezeigten Erklärungen enthaltene aus dem Grundbegriffe gefolgerten Merkmale der Wahrheit und Unwahrheit sind es auch, die man im gemeinen Leben und überall gebrauchet, wo Wahres und Falsches unterschieden werden soll. Einige sind direct, wenn wir uns gerade zu, auf die Erfahrung, auf das Zeugniß der eigenen Sinnen, oder auf ein unzweifelhaftes Zeugniß anderer berufen; andere indirect wenn wir von einer Vorstellung nicht abgehen, weil das Gegentheil sich schlechterdings nicht denken läßt, in sich selbst widersprechend ist, oder mit dem ausgemachten, mit dem Zeugnisse der Sinnen oder irgend einem andern unbezweifelten Grunde der Wahrheit sich nicht zusammen reimen läßt.

Aber Vorsicht ist nöthig, daß man sich hiebey nicht übereilt. Leicht geschieht es,

- 1) Daß etwas Widersprechend zu seyn scheint, weil man sich nicht alles recht vorstelllet, nicht das rechte sich denkt, den andern nicht recht versteht; wozu die Vieldeutigkeit der Worte, Nebenideen oder andere Umstände Anlaß geben können. Oder
- Jeders Logik. 5 es

es ist dasjenige nicht ausgemacht, und so völlig richtig, womit das andere nicht bestehen kann. Noch viel weniger dürfte etwas verworfen werden als nicht gedenkbar, was einer nicht völlig verstehen, einsehen, begreifen kann. Schlechterdings nicht gedenkbar dürfen wir erst etwas nennen, wenn ein Widerspruch offenbar ist. Unbegreiflich aber ist uns etwas schon, wenn wir uns keine vollständige, zusammenhängende und in unsere vorrätigen Begriffe einpassende Vorstellung davon zu machen wissen.

- 2) Hingegen geschieht es auch oft, daß ein wahrer Widerspruch, eine Ungereimtheit, sich verbirget; und also das Falsche ganz faßlich, wohl zusammenhängend, übereinstimmend, gedenkbar, scheint.
- 2) Was unter gewissen Umständen wahr seyn soll, muß mit allen diesen Umständen sich zusammen reimen lassen, was in der Welt, und für unsern Verstand Wahrheit seyn soll, muß mit allem dem, was in der Welt und für uns unleugbare Wahrheit ist, zusammenstimmen.
- 4) Keine Wahrheit kann der andern widersprechen; in dem Reiche der Wahrheiten, ist die vollständigste Harmonie.
- 5) Der Widerspruch entsteht oft aus einer einzigen Bestimmung. Eine geringe Veränderung also: so wird oft das Wahre falsch, oder das Falsche wahr.

§. 53.

Evidenz, unmittelbar evidente Wahrheiten, Grundwahrheiten. Gesetze des logischen Verfalls.

Ob etwas wahr sey oder nicht, erbhellet nicht allemal. Wenn dieses aber völlig klar ist: so spricht man von Evidenz der Vorstellungen, Sätze, Wahrheiten. Unmittelbar evident (selbstevident) heißen sie, wenn so bald man die Ausdrücke nur versteht, aus den nächsten Ideen, die Wahrheit alsbald, ohne daß man sich zu besinnen braucht, einleuchtet, zu folge des Begriffes von Wahrheit. Also ein Satz, der nichts anders sagt, als was die Empfindung unmittelbar lehrt, oder ein Satz, in welchem das Prädicat weiter nichts enthält, als was der Begriff des Subiects unmittelbar zu erkennen giebt, ist eine unmittelbare evidente Wahrheit. Wenn solche Sätze gebraucht werden können, die Wahrheit vieler andrer Sätze daraus herzuleiten: so heißen sie Grundwahrheiten.

Es giebt aber zweyerley Grundwahrheiten; solche, welche weiter nichts als das Merkmal der Wahrheit, irgend eine Definition von der Wahrheit, enthalten, und folglich gebraucht werden können, um darzuthun daß ein Satz wahr ist, bey welchem dieses Merkmal sich findet (*Principia formalia veritatis*); und andere, welche so reichhaltig sind, daß sie viele Sätze in sich enthalten, die bey Entwicklung der Be-

griffe daraus gefolgert werden können. (*Principia veritatis materialia*).

Von der erstern Art sind die bekannten Sätze, daß das Widersprechende, dasjenige was sich gar nicht gedenken läßt, nicht wahr; daß was einerley mit dem andern ist, nicht anders als wahr seyn könne, wenn dieses es ist; endlich die noch mehr identischen Sätze, daß wahr nicht zugleich falsch, wahr wahr, etwonerley einerley sey.

Diese Sätze, wie sie andern der Wahrheit merklich machen sollen, enthalten also auch zugleich den Grund unsers Beyfalls, den wir einer Sache als wahr geben. Und diesen Beyfall sind wir gezwungen zu geben, so bald die Wahrheit einleuchtet; innerlich wenigstens ihn zu geben. Denn wir können nicht conträre Gefühle oder Gewahrnehmungen von derselben Sache zugleich haben. Hingegen ist uns aber auch dieser Beyfall ausser dem nicht möglich. Nicht von der Willkühr, sondern von nothwendigen Naturgesetzen hängt also dieser Beyfall ab, oder die innere Empfindung, daß etwas wahr sey.

Gleichwie aber durch die schnelle Erweckung der Ideen es geschehen kann, daß einem etwas unmittelbar evident zu seyn scheint, was es an sich nicht ist (S. 36. b) also kann Unachtsamkeit und jedwedes Hinderniß der völligen und reinen Gewahrnehmung dessen was einen Begriff ausmacht, verursachen, daß Wahrheiten, die ausserdem mit Recht unmittelbar evident heißen, dann und wann für einen es nicht sind.

(*) Man findet noch allerhand Merkmale von den Grundwahrheiten angegeben: als daß kein Raisonnement sie aufkläret und einleuchtender macht, sondern vielmehr verwirret; daß aber auch kein Raisonnement gegen sie etwas ausrichtet; daß sie allgemein angenommen werden, wenn nicht besondere Gründe des Irrthums es verhindern; daß sie sich mit den Hauptwahrheiten wohl vertragen, da die ihnen zuwiderlaufenden Sätze bald in dem ganzen System der menschlichen Erkenntnisse, Zerrüttung und Verwirrung anrichten. Welche Merkmale sich wohl gebrauchen lassen, wenn man es mit Behutsamkeit und in Rücksicht auf den genauen Grundbegriff thut.

§. 54.

Von den Beweisen.

Wenn die Wahrheit einem nicht erleuchtet; so ist ein Beweis nöthig. Es ist aber alldenn entweder nur Entwicklung der Begriffe nöthig, um mit Hülfe der dabey entstehenden allgemeinen schon erkannten, oder leicht zu erkennenden Wahrheiten die Richtigkeit des angegebenen Verhältnisses des Subjects zum Prädicate offenbar zu machen: oder es gehöret eine besondere Erfahrung dazu, eigene, oder von andern glaubwürdig bezeugte. Ein Beweis der ersten Art heißt daher ein Beweis aus dem Begriffen (a priori)*: der von der andern Art aber, aus der Erfahrung, der eigenen Empfindung oder dem Zeugnisse (a posteriori).

Wenn der Beweis aus den Begriffen in der Ordnung die Sätze vorträgt, wie sie aus der Entwicklung der Begriffe des zu erweisenden Satzes nach und nach entstehen bis man zu den Sätzen kommt, die das zu Erweisende einleuchtend machen: so heißt er ein analytischer, bey umgekehrter Ordnung aber, ein synthetischer Beweis. Der Beweis heißt direct oder apodiktisch, wenn das zu Erweisende unmittelbar aus den Gründen gefolgert wird, apagogisch oder indirect aber, wenn es erst vermittelst der Ungereimtheit des Gegentheils erwiesen wird. Vollender ist ein Beweis, so bald dasjenige was bewiesen werden soll, aus dem angeführten einleuchtet; und ausführlich, wenn alle Sätze, die dabey aufeinander fortführen, ausdrücklich angezeigt sind.

Daß Beweise nicht tüchtig sind wenn entweder etwas falsches dabey als wahr vorausgesetzt (**), oder falsch geschlossen, oder etwas anders bewiesen wird, als was bewiesen werden soll, folget aus den Begriffen. Es ist auch leicht einzusehen, daß ein Beweis aus dem was zu erweisen war (petitio principii) nichts taugt; man mag nun unmittelbar daraus beweisen wollen, oder durch einen Cirkel darauf kommen. In diesen Fehler muß man verfallen, wenn man alles beweisen will. Aber alsdenn kann man nicht sagen, daß einer in diesen Fehler bey dem Beweisen verfällt, wenn er sich zum Beweise eines richtigen Grundsatzes bedient, worinn der zu erweisende freylich schon steckt,

ket, aber so daß nicht Jedermann, der den ersten einräumet, solches einsieht. Denn dieß ist dem Endzwecke eines Beweises und der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes vollkommen gemäß. Wenn der schlecht bewiesene Satz dennoch wahr ist: so verbirgt sich der Fehler des Beweises unter der einleuchtenden Wahrheit des Satzes noch bisweilen.

(*) Die Hinlänglichkeit dieser Beweisart bey Nominalsätzen (§. 51) ist leicht einzusehen. In Ansehung der Realsätze wird sie aus dem, was in der Lehre von der Wahrscheinlichkeit (§. 57) vorkommt, beurtheilet werden können.

(**) Wie fern dieß bey dem apagogischen Beweise, desgleichen bey dem so genannten Beweise κατ' ἀντίθεσιν geschehen kann; so wie der Sinn der Regel, daß zu viel beweisen nichts beweisen heiße, und die Lehre von den Objectionen kann hies bey bald begreiflich werden.

§. 55.

Von der Ueberzeugung und Gewißheit.

Wenn man etwas für wahr oder falsch hält: so ist man entweder durch völlige und deutliche Erkenntniß gezwungen so zu urtheilen; oder nicht. Nur in dem ersten Falle kann man sagen, daß man Ueberzeugung (Convictio) habe, und gewiß sey, daß heißt, außer der Gefahr sich zu irren. Hingegen, wenn man, ohne durch die deutliche Erkenntniß untrüglicher Merkmale gezwungen, etwas für wahr oder falsch hält; so heißt dieß, nach der genauern, nicht ohne

Grund angenommenen Sprache, nur Ueberredung, (Persuasio). Dieses weiter zu erörtern, merken wir folgende Sätze:

- 1) Die Ueberredung bringt allernächst eben den Effect hervor, wie die Ueberzeugung, daß einer nemlich etwas für wahr annimmt. Und daher hält sich derjenige leicht für überzeugt, der nur überredet ist, und etwas für gewiß, ohnerachtet er keine solche Gründe dabey hat, bey denen man ausser der Gefahr ist, sich zu irren. Aber wie beyde in ihrem Ursprunge verschieden sind: so sind sie es auch in ihren Folgen. Es wäre also nicht recht gethan, wenn man die Namen und Begriffe nicht genau von einander zu unterscheiden suchte.
- 2) Die Ueberzeugung hängt von der Beschaffenheit der Erkenntniß ab, die einer von dem Sage und seinen Beweisgründen hat. Daher kann es leicht geschehen, daß von der nemlichen Wahrheit der eine überzeugt ist, und der andere nicht, und daß der nemliche Mensch zu einer Zeit Ueberzeugung hat, und zur andern nicht. Aber dieß ist unmöglich, daß von dem nemlichen Sage und seinem Gegentheile es wahre Ueberzeugung gebe.
- 3) Wenn unterdessen einem etwas gewiß heißt, in so fern er davon überzeugt ist; so ist die Gewißheit etwas relatives (subjectivisches). Weil aber doch alles was da ist, dasselbe, was es ist, nicht zugleich nicht

nicht seyn kann, und was wahr ist, wahr bleibt, ob einer es dafür hält oder nicht; so wird die Gewißheit auch bisweilen als etwas, so den Dingen für sich zukommt, angesehen, absolut, objectivisch betrachtet.

4) Wenn man überzeugt ist, daß etwas ist: so kann man sich das Gegentheil davon nicht mehr als möglich vorstellen. (§. 53.) Aber das ist zur Gewißheit nicht nöthig, daß man allemal vorher das Gegentheil an und aus sich selbst für unmöglich erkennt.

5) So vielerley Erkenntniß- und Beweisgründe es giebt, die etwas evident machen, so vielerley Wege giebt es zur Gewißheit zu gelangen. Und darauf gründet sich eine Eintheilung der Gewißheit. Die Ueberzeugung gründet sich nemlich entweder auf Folgerungen aus den Begriffen vermittelt allgemeiner Grundwahrheiten, oder unmittelbar auf eigene Erfahrung, oder auf Zeugnisse anderer. Im letztern Falle heißt sie historische, im zweyten physische (intuitive), im ersten theoretische, spekulative, demonstrative, (systematische) Gewißheit.

6) Bey der gewöhnlichen Eintheilung der Gewißheit in geometrische und moralische, wird das Wort Gewißheit nicht beydemale in einerley Bedeutung genommen. Geometrische Gewißheit ist diejenige Gewißheit, die auf die Evidenz der Folge aus den für wahr angenommenen

nen Begriffen und Grundsätzen sich gründet; dergleichen sich zwar in der Geometrie nicht allein, aber doch am häufigsten findet. Moralisch gewiß aber wird etwas genannt, wenn es zwar keine solche Gründe für sich hat, bey denen es unmöglich wäre sich zu irren, doch aber solche, bey denen man nicht Ursache hat, einen Irrthum zu vermuthen, und also sich beruhigen, und seine Handlungen darnach einrichten kann.

- (*) Wenn man den allgemeinen Begriff von Gewißheit also anseht: wo man keinen Grund zu zweifeln mehr hat: so könnte man etwa die Abtheilung so machen, daß höchste oder geometrische Gewißheit hiesse, wenn man keinen logischen Grund zu zweifeln hat, gemeine oder moralische, wenn man keinen moralischen Grund, keine Pflicht dazu hat.

§. 56.

Von der Ungewißheit und dem Zweifel

Man hält etwas nicht für gewiß, wenn man keine Gründe vor sich sieht, bey denen man es für unmöglich halten müßte sich zu irren, und man ist nicht gewiß, wenn man nicht dergestalt von einer Meynung überzeugt ist, daß man es für unmöglich erkennt, daß das Gegentheil wahr wäre. Beydes kann daher kommen, daß man die Beweisgründe, die eine Meynung für sich hat, nicht gehörig sich vorstelllet und ein-

einsteht; aber auch daher, daß die Meynung nicht bewiesen werden kann, weil sie nicht richtig ist. Man nimmt diese Unrichtigkeit bisweilen nur dunkel gewahr; und ist daher nicht überzeugt, ohnerachtet man nicht sagen kann, wo es dem Beweise fehlt. Ein andermal ist man nicht überzeugt, weil man Gründe, die das Gegentheil beweisen, für sich zu haben glaubt.

Wenn man weder überzeugt noch überredet ist: so zweifelt man. Insbesondere aber sagt man alsdenn, daß jemand an etwas zweifelt, wenn er sich das Gegentheil als möglich vorstellt; und also, wenn er es nicht sich, sondern der Unzulänglichkeit der Gründe an und für sich, zuschreibt, daß er nicht überzeugt ist.

Man sieht hieraus leicht, wie die Zweifel entstehen, daß sie durch das Wachsthum unserer Erkenntniß vermehrt werden können, und daß sie doch immer eine Folge unserer Unwissenheit sind. Denn wer alles aufs beste erkennete, würde in keiner Sache zweifelhaft seyn.

S. 57.

Von der Wahrscheinlichkeit. Grundbegriff und Grundregeln.

Wenn man nicht gewiß ist: so ist man deswegen nicht völlig ungewiß, daß heißt, eben so wenig das eine als das andere anzunehmen geneigt. Dasjenige, wovon man nicht völlig gewiß ist, das man aber doch für wahr zu halten

ten geneigt ist, ist einem wahrscheinlich, wird vermuthet. Sinegen ist unwahrscheinlich, was man zwar nicht offenbar für falsch erkennt, aber für falsch zu halten doch mehr geneigt ist, als für wahr.

Da wir nicht ohne Gründe etwas für falsch oder für wahr halten können: (S. 53.) so ist leicht zu entdecken, woher diese Geneigtheit, woher die Wahrscheinlichkeit entstehe. Sie entsteht aus einer unvollständigen Evidenz. Merkmale der Wahrheit sind da; aber keine hinlängliche, ganz untrügliche. Etwas kann man beweisen: aber nicht soviel, als man zu behaupten geneigt ist. Man ist geneigt mehr anzunehmen, als man wirklich sieht. Eben dieses heisset vermuthen.

Noch deutlicher wird es durch folgende Bemerkungen werden.

- 1) Unmittelbar evident ist das Wahrscheinliche nicht. Es gehöret also in die Classe dessen, was bewiesen werden muß, oder wenigstens bewiesen werden kann.
- 2) Es wird etwas zur völligen Gewißheit gebracht durch einen Beweis aus den Begriffen, wenn evident gemacht wird, daß das zu erweisende völlig einerley ist, mit dem, was für ausgemacht angenommen werden durfte, oder völlig darinne liegt. Wahrscheinlich wird also etwas auf die Weise nur werden; wenn noch irgend ein Unterschied zwischen einem und dem andern übrig bleibt, oder doch nicht als unmöglich, obwohl
ver-

verborgen, geleugnet werden dürfte, weil man keine vollständige Erkenntniß von der Sache hat.

3) Desgleichen wenn man nur zeigen kann, daß das Gegentheil weniger damit übereinstimmt, nicht aber daß es schlechterdings widerspricht: oder wenn man nur diesen Widerspruch von einem und dem andern contrairen Sage darthun, nicht aber gewiß machen kann, daß von allen möglichen, oder kurz von dem contrariorisch entgegengesetzten, eben dieses richtig ist.

4) Das Zeugniß der Sinnen kann etwas gewiß machen. Aber alsdenn fehlt dem Urtheile diese Gewißheit, wenn es weiter gehet, als die Vorstellung der Sinnen, wenn man etwas vermuthet, was man nicht sieht, oder überhaupt empfindet. Solche Vermuthung kann aber doch Gründe für sich haben, die uns natürlicher Weise geneigt machen, ihr nachzugeben, und vernünftige Wahrscheinlichkeit bewirken. Dieses geschieht, wenn man etwas gewahr wird, womit man dasjenige, was man vermuthet, zufolge vorhergehender Erfahrungen, oder der daraus entstandenen Begriffe und Urtheile, beständig oder gewöhnlich verknüpft weiß; gewisse Theile eines Ganzen, gewisse Eigenschaften eines Dinges oder Wesens, eines so als Wirkung oder als Ursache mit dem andern verknüpft ist. Dies will

will die gemeine Regel, daß man das Gewöhnliche das Natürliche, im zweifelhaften Falle vermuthen müsse (*).

- 5) Es ist also nichts anders als eine Anwendung dieser Vermuthungsregel, oder dieses Grundsatzes von der Wahrscheinlichkeit, wenn man aus unvollständigen Inductionen (§. 48.) allgemeine Sätze folgert; oder wenn man eben denselben Lauf der Dinge, der bisher gewesen ist, ferner erwartet, auf die Gesetze der Natur, die bisher sich bewiesen haben, ferner rechnet.
- 6) Wenn man aber bloß daraus, daß ein Ding in vielen Stücken dem andern ähnlich ist, die Vermuthung zieht, daß es ihm auch in andern ähnlich seyn werde, ohne genauer zu bestimmen, in was für einer Verknüpfung diese und die andern überhaupt sind: so entsteht diese Vermuthung zwar auch zum Theil aus einerley Grunde mit der vorhergehenden; aber sie wird um so viel schwächer, je mehr Erfahrungen man hat, daß Dinge in gewissen Stücken sehr ähnlich, und in andern sehr unterschieden seyn können (**). Nun kommt es also darauf an, was man unter der Regel von der Analogie verstehen will, um ihren Werth bey dem Denken zu bestimmen.
- 7) Anders als wahrscheinlich kann auch die Conclusion nicht seyn, die aus einer Wahrschein-

scheinlichen Prämisse in richtiger Schlussform entsteht.

- (*) Die physischen Gründe und Naturgesetze wird der Psychologe auch hiebey leicht aus vorhergehenden Bemerkungen (§. 26. 53.) abnehmen, und aus diesen und dem Erfolge, den diese Denkarten haben, zusammengenommen, sie hinlänglich rechtfertigen können.
- (**) Wie fern Gleichnisse beweisen, kann hiebey erklärt werden.

S. 58.

Von den Graden der Wahrscheinlichkeit, und der Glaubwürdigkeit.

Aus allem bisherigen erhellet leicht, daß die Wahrscheinlichkeit von verschiedener Art (*) ist, und verschiedene Grade zuläßet.

- 1) Gleichwie das Urtheil von der Gewißheit nicht immer auf Ueberzeugung, sondern oft nur auf Ueberredung sich gründet: also entsteht die Wahrscheinlichkeit nicht allemal aus deutlicher Erkenntniß und gründlicher Untersuchung, sondern etwan nur aus flüchtigen und verworrenen Vorstellungen. Man muß daher eine geprüfte Wahrscheinlichkeit von einer ungeprüften, die reelle von der eingebildeten unterscheiden. Die Begriffe sind nicht nur verschieden, sondern die Fälle lassen sich auch darnach beurtheilen.

- 2) Je vollständiger die Uebereinstimmung dessen was vermuthet wird, mit dem was ausgemacht ist; das heißt, mit je mehrern allgemeinen Wahrheiten oder besondern Erfahrungen und je genauer es übereinstimmt; desto wahrscheinlicher ist es für sich (directe).
- 3) Je weniger Gründe für die gegenseitige Meynung, oder je mehr Gründe wieder dieselbe da sind; also auch je weniger Ursache man hat, das Gegentheil nur für möglich zu halten, je weniger entgegengesetzte Fälle möglich scheinen können: desto mehr indirecte Wahrscheinlichkeit ist da.
- 4) Hingegen mindern die Gründe, die man für das Gegentheil hat, die Wahrscheinlichkeit. Also je mehr entgegengesetzte Fälle möglich scheinen können, desto weniger Wahrscheinlichkeit ist für einen Fall.
- 5) Je mehr unausgemachtes man annehmen muß um seine Vermuthung zu unterstützen; desto zweifelhafter wird sie.
- 6) Wenn sich, vermöge der Gründe und Gegenstände, oder überhaupt, gar vielerley Fälle als möglich gedenken lassen: so ist, in dieser Rücksicht, derjenige der wahrscheinlichste, in Ansehung dessen die abweichenden Fälle, die Gründe und Gegenstände, am nächsten zusammen kommen.
- 7) Wenn nur ein entgegengesetzter Fall eben so möglich scheint, als der angenommene: so kann man schon eigentlich nicht mehr
von

von Wahrscheinlichkeit reden. Und überhaupt, wenn Gründe und Gegengründe völlig gleich sind: so läßt sich gar kein begründetes Urtheil fällen.

8) So bald etwas als unmöglich erkannt ist, es sey wegen irgend eines Widerspruches, der sich direct entdecket, oder wegen der Gewißheit des Gegentheils: so hat es gar keine Wahrscheinlichkeit mehr, wenn auch, nemlich diese Gründe der Unmöglichkeit wegerechnet, noch irgend einige scheinbare Beweisgründe für Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit da wären.

9) Wenn einer wahrscheinlichen und geprüften Meinung nichts erhebliches entgegen-
gesetzt werden kann, als daß sie nicht völlig streng bewiesen, nicht ganz evident ist: so ist ihre Wahrscheinlichkeit vorzüglich. Und sie ist, zumal wenn Bewegungsgründe, nicht unentschlossen und zweifelhaft zu bleiben da sind, eine glaubwürdige Meinung. Viele Gründe, die einzeln alle noch leicht trügen können, vermögen doch oft zusammen etwas außer Zweifel zu setzen (**).

(*) Es ist insbesondere ein wichtiger Unterschied ob man nur eine gewisse Art von Vermuthungen überhaupt beurtheilen, und den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit bestimmen will; oder ob die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung in einem einzelnen Falle bestimmt werden soll.

(*) Statt aller andern Schriften dient zur Einleitung in die Kenntniß der Litteratur und des Umfanges dieses Lehrstückes R. H. Krämmers Abh. Ueber die Lehre des Wahrscheinlichen 1773. 4.

Zweyter Abschnitt.

Von den Quellen der Wahrheit und den Gründen der Zuverlässigkeit bey den verschiedenen Arten der Erkenntniß.

§. 59.

Zweifel wider die Zuverlässigkeit unserer Erkenntniß überhaupt.

Man sollte denken, aus dem vorübergehenden erhelle nun schon genugsam, daß in unserer Erkenntniß Wahrheit sey, und bey Beobachtung gewisser Regeln allemal seyn müsse; und daß wir die Wahrheit oft mit Gewißheit und Ueberzeugung erkennen.

Aber glaubt man nicht oft die Wahrheit zu erkennen, gewiß und überzeugt zu seyn, und man hat sich getrrret? Man wird es selbst gewahr, und ist nachmals oft von dem andern Gegentheile eben so überzeugt, als man es vorher von dem einen war. Behaupten nicht die Menschen die entgegengesetztesten Meynungen, und glauben beyderseits gewiß zu seyn? Oder
viele

vielmehr (so sprechen die Zweifler) sie sind es wirklich; weil doch gewiß und überzeugt seyn, nichts anders heißet, als zuversichtlich glauben, ohne zu zweifeln. Was ist aber dieß für eine Gewißheit, wobey man oft genug sich irret, und also immer in Gefahr ist, sich zu irren?

Der Zweifel geht noch weiter, und greift die allgemeinen Gründe und Quellen unserer Erkenntniß an. Er leugnet die Zuverlässigkeit der sinnlichen Erkenntniß, welche doch die Quelle aller unserer Erkenntniß seyn soll. Er erwecket Mißtrauen wider unsere allgemeinen Theorien, Schlußarten und Grundsätze, und überhaupt wider unsere Vernunft. Kann man nicht, sagt er, entgegengesetzte Dinge, Wahres und Falsches, aus diesen allgemeinen Grundsätzen, und vermittelst dieser berühmten künstlichen Form herleiten?

Unwissenheit spricht der Zweifler, verbirgt uns unsere Unwissenheit, verbirgt uns unsere Irrthümer. Denn was ist der Erfolg von den eifrigsten Bemühungen, seine Erkenntniß aufzuklären, je anders gewesen, als Entdeckung der Irrthümer und der Unwissenheit, die man vorher nicht eingesehen hat? Was kann also anders das Ende seyn, wenn man in dieser Untersuchung lange genug fortfähret, als die Bemerkung, daß keine Gewißheit in unserer Erkenntniß ist: daß wir nichts wissen, nemlich nichts gewiß wissen? Eine Bemerkung, die die Eigenliebe und den Dünkel des großen Haufens zu sehr beleidiget; als daß von den wenigen, die

ſie zu machen im Stande ſind, nicht die meiſten noch zu muchloß ſeyn ſollen, ſie frey zu bekennen.

Nur die Weiſeſten — Jetzt nennet er eine lange Reihe angeſehener Männer, die dieſes Bekenntniß abgelegt haben, vom weiſen Sokrates an, der aus Beſcheidenheit und den eingebildeten Sophiſten zur Lehre ſagte, daß er nicht wüßte, bis auf den Erzweifier Bayle, der ein beſonderes Vergnügen ſcheint darinn gefunden zu haben, die Leute in ihrem Glauben irre zu machen.

Ich habe die Gründe der Zweifler vorgetragen, ſo gut ich ſie gefunden habe, wie es Pflicht eines redlichen Gegners iſt. Man muß ſeinem Feinde gerade zu ins Geſicht ſehen.

Die Widerlegung dieſer Gründe erfordert eine weitläuftige Ausföhrung, und muß ſtückweiſe vorgenommen werden. Es wird der Sieg nicht fehlen, wenn wir nicht zu viel gewinnen wollen. Der Streit mit den Zweiflern wird nur dadurch ſchwer, wenn man zu viel behaupten, und ihnen nicht da, wo ſie Recht haben, Recht laſſen will.

§. 60.

Von der Zuverläſſigkeit der ſinnlichen Erkenntniß, Feſtſetzung der Streitfragen.

Wenn alle unfere Begriffe urſprünglich aus Empfindungen herkommen (§. 31. f.), auch die letzten Grundſätze aller Beweiſe auf Empfindung ſich ſtützen (§. 53.); ſo hat man Urſache, die

Zuverlässigkeit der sinnlichen Erkenntniß außer Zweifel zu setzen.

So weit ist vermuthlich noch niemand im Zweifel gegangen, daß er seine eigene Existenz, und die Existenz der Empfindungen, drey er sich bewußt war, geleugnet hätte. Auch das Daseyn der Beschaffenheiten, die man an den Empfindungen gewahr wird, als Beschaffenheiten der Empfindungen, kann dann nicht geleugnet werden. Daß wir gewisse Dinge mit Vergnügen, andere mit Widerwillen, einige als außer uns, andere als in uns u. s. f. empfinden, ist außer Zweifel. Dieß alles aber heißt allgemein gesagt nur so viel: Was und wie man empfindet, das und so empfindet man; oder auch; Was scheint, das scheint.

Ob aber das, was scheint, wirklich ist, ob wirklich außer uns Dinge vorhanden, und wenn sie vorhanden sind, ob die Dinge so beschaffen, wie es uns scheint; endlich wie fern überhaupt in dem Scheine, an und für sich betrachtet, Wahrheit und Grund zur Wissenschaft sey; darüber kann gestritten werden.

§. 61.

Idealisten. Gewöhnliche Gründe wider sie. Gesunde Vernunft unter dem Schutze des Instincts.

Diejenigen welche überhaupt leugnen, daß die Dinge, die außer uns vorhanden zu seyn scheinen, wirklich vorhanden, oder doch daran zweifeln, oder wenigstens glauben, daß man,

wohl daran zweifeln könne, werden insgemein Idealisten genennet (*). Wenn sie nur gar ihre eigene Existenz für gewiß halten, heißen sie Egoisten.

Diese Leute zu widerlegen, beruft man sich hißweilen auf den gar merklichen Unterschied zwischen der Vorstellung eines Gegenstandes, der jetzt nur in der Vorstellung vorhanden ist, imaginirt wird, und zwischen der Vorstellung dessen, was nun empfunden wird, und von welchen wir eben sagen, daß es außer der Vorstellung vorhanden sey. Man hält ihnen die Unmöglichkeit vor, die Folge der Vorstellungen in der Seele auf einander zu begreifen, wenn man nicht wirklich außer uns vorhandene Gegenstände und deren Einwirkung annehmen will. Man kann auch sagen, daß die Seele Gegenstände, die sie quälen, die sie verabscheuet und gerne von sich entfernen möchte, sich nicht selbst zur Empfindung schaffen werde. Kann eine Kraft dermaßen gegen sich selbst gerichtet seyn?

Allein so viel auch Gründliches in diesen Sätzen lieget: so fehlet es doch geübten Gegnern nicht an Einwendungen. Und zum Unglück treffen diese Gründe auch ein andere Parthey von Philosophen, die nicht mit den Idealisten dürfen vermengt werden (§. 5.). Der Streit auf diese Weise angefangen, möchte daher wenigstens sehr lange währen.

Wenn es mit den Beweisen und Gegenbeweisen bey dieser Streitfrage also beschaffen ist: wie kommt es denn aber doch, daß, der Zweifel

felgründe ohngeachtet, die Vernunft immerzu in ihrem Laufe fortfähret, und sich nicht irre machen läßt? Und daß auch diejenigen, die als Zweifler hier auftreten, nur zweifeln, wenn sie speculiren und streiten wollen, bey ihren Handlungen aber ihre Zweifel selbst zu vergessen scheinen? Vielleicht führt uns dieses auf eine bequemere Erläuterung der Streitfrage.

(*) Zur letzteren Classe gehört, jedoch noch mit einem gewissen Unterschiede, der Bischof *Berkeley* S. dessen *Dialogues between Hylas and Philonous*; Franz. Amsterd. 1750; desgleichen the principles of humann Knowledge S. auch *Malbranche R. de la V. Eclairciss. II.*

S. 62.

Versuch einer leichten und endlichen Entscheidung.

Weil der Instincc dem Zweifel wider die Existenz von Dingen außer uns so sehr zuwider ist: so haben einige die Idealisten als Unsinnige zu betrachten, und keiner Widerlegung zu würdigen, fürs beste erachtet. Andere, sagt man, haben ihnen durch unangenehme Empfindungen das Bekenntniß abzwingen wollen, daß Dinge außer ihnen vorhanden wären.

Aber wie, wenn die ganze Sache nur ein Wortstreit wäre, und man sich nur gegen einander besser erklären dürfte, um einverstanden zu seyn? Wir wollen sehen. Wenn ich zu dem Idealisten also sagte: So viel ich merke, hast du eben auch Vorstellungen von Dingen, als

wären sie außer dir, wie ich sie habe, du bewertest dich in deinem Verhalten gegen dieselben eben so wie ich. Auch weißt du wohl den Unterschied, daß manches dergestalten scheint, daß es nur selten, nur unter gewissen Umständen so scheint, durch den viel beständigern Schein aber, und durch unzählige andere Vorstellungen widerlegt wird; vieles aber beständig auf einerley Weise scheint, in unzähligen Fällen, und bey unzähligen Menschen, wenn sie sich im ordentlichen Zustande befinden, nach welchen die Vollkommenheit der menschlichen Natur abzumessen, und bey welchem die Empfindung richtig heißet, weil sie der Natur und Bestimmung des Menschen angemessen ist. Dieses beständige Scheinen nun, bey dem ordentlichen Zustande der menschlichen Natur, bey der richtigen Empfindung, heiße ich mit allen übrigen Menschen Seyn. Und das hältst du, nebst etlichen wenigen, nicht für Recht. Aber wenn es nun keine Unbequemlichkeit hat von dem, was uns Menschen also scheint, zu sagen, daß es sey; wenn dieses die wahre Bedeutung des Wortes ist, hier und in jedweden andern Falle; wenn die Menschen sich dabey verstehen, und in dem sie einen solchen Schein Realität und Wirklich seyn nennen, jene verschiedene Arten des Scheines dadurch von einander unterscheiden: warum willst du dich nicht bequemen, wie andere Leute zu reden, und warum willst du durch Verdammung eines Wortes, das uns so wichtig ist, eine Verwirrung in unserem ganzen Wort-

und

und Gedanken = System anrichten? — Wenn ich also mit dem Idealisten redete, hätte ich nicht genug für die gute Sache behauptet? Oder würde er mir wohl noch etwas dagegen einwenden können? Würden wir nun nicht mit einander einverstanden seyn, daß also Dinge außer uns vorhanden sind?

§. 63.

Wie fern wir aus der Empfindung die Beschaffenheiten der Dinge erkennen.

Wenn die Existenz der Dinge, die wir uns bey der Empfindung als außer uns vorstellen, zugegeben wird; so kann noch gefragt werden, ob wir vermöge der Empfindung auch die Beschaffenheiten der Dinge, die ihnen wirklich zukommen, erkennen (*)? Man kann dieses zu bezweifeln, nicht nur durch die Veränderlichkeit der Beschaffenheiten, mit welchen die Dinge uns erscheinen, bewogen werden; sondern auch selbst durch genauere Erwägung der Natur unserer Empfindungen. Denn wir empfinden ja nur eigentlich eine Veränderung in uns, ob wir wohl gewöhnlich sagen, daß wir einen Gegenstand empfinden, die Sonne sehen, die Glocke hören. Wenn auch diese Veränderung, so wir empfinden, eine Wirkung der Dinge außer uns ist: so weiß man ja doch, daß die Wirkung eines Dinges sowohl durch die Beschaffenheit der Dinge, vermittelt deren es die Wirkung in irgend einem andern Dinge hervorbringt, als durch die Beschaffenheiten dieses Dinges selbst, auf wel-

ches gewirkt wird, mit bestimmt werde. (§. 9.). Dieses beweiset nun allerdings so viel, daß die wahren Beschaffenheiten der Dinge oder diejenigen, die bey der gewöhnlichen natürlichen Empfindung sich zeigen, nicht aus jeder Empfindung erhellen; und daß wir überhaupt vermittelst der Empfindung nur erkennen, was ein Ding für unsere Organen ist.

Unterdessen ist immer der beständige Schein für uns Realität; und da die Dinge selbst für uns nur das sind, was sie bey der natürlichen Empfindung scheinen: so müssen wir ja wohl diejenigen Beschaffenheiten, mit welchen Dinge uns beständig erscheinen, Beschaffenheiten dieser Dinge nennen, wenn uns nichts, so gewisser ist, als dieser Schein, anders zu denken zwinget (**).

(*) Dieses leugnet *Cartesius* ausdrücklich *G. Princip. philosoph. part. II. §. 3. part. IV. §. 198.* Weiter führet es *Mallebranche* aus *liv. I.*

(**) Wie fern bey dieser Beschaffenheit unserer Erkenntniß, dennoch Grund vorhanden ist, einige der uns bekannten Eigenschaften der Dinge als absolute Grundbeschaffenheiten (*primar. qualit.*) von den abgeleiteten, relativen Beschaffenheiten derselben (*Secondary qualities*) zu unterscheiden? *G. Locke B. II. chap. VIII. vergl. Search R. VII. §. 2. 3.*

§. 64.

Hey der sinnlichen Erkenntniß ist also Wahrheit, und Grund der Wissenschaft.

Hey der Erkenntniß, die aus den Empfindungen der Menschen unmittelbar erwächst, für

findet sich sehr vieles, so auf einen beständigen Schein gegründet ist, so daß es weder in sich selbst, noch bey der Vergleichung mit dem, was sonst für ausgemacht wahr zu halten, widersprechend gefunden wird. So sind die Vorstellungen von den Dingen, die diese sichtbare Welt ausmachen, und von ihren Beschaffenheiten, wie sie ein beständiger Schein uns lehret, gegründet. Es sind feststehende und unter sich harmonisirende Begriffe. Es wäre also unger reimt und wider den Begriff der Wahrheit, der menschlichen Erkenntniß, die sich dergestalten auf Empfindungen gründet, überhaupt und schlechthin die Wahrheit abzusprechen.

Auch kann man ihr die Gewißheit nicht absprechen. Denn was ist gewisser, als daß wir empfinden, wenn wir uns der Empfindung bewußt sind? wenn wir uns denn also in Ansehung vieler Dinge eines beständigen Scheines bewußt sind, und das Beständig Scheinen uns Seyn helffet: so können wir ja durch die Empfindung von vielem gewiß werden. Die sinnliche Erkenntniß kann also eine zuverlässige Erkenntniß seyn, und Wissenschaft gründen.

§. 65.

Von der Zuverlässigkeit einzelner Empfindungen.

Wie aber können wir bey jedweder einzelnen Empfindung mit Gewißheit oder wenigstens mit Wahrscheinlichkeit erkennen, daß sie zuverlässig, und daß, was sie uns lehret, wahr sey? Un-
hier

hier nicht in Wortstreitigkeiten zu verfallen, wolten wir nur genau bestimmen, was Wahrheit und Zuverlässigkeit einer einzelnen Empfindung heißen solle. Allemaal zwar empfindet man das, was man empfindet. Und allemal kann man von dem Gegenstande sagen, daß es etwas sey, was unter gesetzten Umständen so erscheint. Aber nicht allemal stellet sich uns bey der Empfindung die Sache so dar, daß wir schlechtthin sagen können, sie sey wirklich so beschaffen. Denn nur von denenjenigen Beschaffenheiten, mit welchen Dinge, bey der natürlichen Empfindung, uns immerzu erscheinen, dürfen wir schlechtthin sagen, daß sie diesen Dingen wirklich zukommen (§. 63.). Wenn uns also bey gewissen einzelnen Empfindungen Dinge anders erscheinen, als sie sonst ordentlich uns und andern Menschen vorgekommen sind: so nehmen wir billig Anstand, dafür zu halten, daß die Sache wirklich so beschaffen sey, wie sie uns da vorgestellet wird, und wir setzen ein Mißtrauen in unsere Empfindung. Denn sonst müßten wir entweder Widersprechendes zugleich für wahr halten; oder wir müßten annehmen, daß ein Ding in dem Augenblicke, da wir es anders empfunden, und so oft wir es anders empfunden, seine Natur geändert; oder wir müßten unzählig vielen Empfindungen weniger als einer einzigen trauen. Das erste können wir gar nicht. Das zweyte wird einmal dadurch verwerflich, weil daraus folgen würde, daß, wenn verschiedene die nemliche Sache zu gleicher

Der Zeit unter dem Scheine verschiedener sich entgegengesetzter Beschaffenheiten empfinden, solche zu gleicher Zeit entgegengesetzte Beschaffenheiten an sich habe. Sodann weiß man ja schon, wie sehr von der Beschaffenheit der Mittelursachen und der Empfindungswerkzeuge die Beschaffenheit der Vorstellung von den Dingen, die uns Empfindungen verursachen, abhängt. Wollte man endlich das, was in der sonderbaren Empfindung vorgestellt wird, für wahr, und das, was in unzähligen entgegengesetzten Empfindungen lieget, für falsch erklären; so dürfte man sich wenigstens nicht auf die Empfindung berufen, sondern man müßte es durch andere Gründe darthun. Wenn sich aber diese Gründe gar nicht finden: so wäre es wohl offenbar ungereimt.

Aus diesen allen erhellet nun, daß die Wahrheit einer Empfindung darinn besteht, daß der gegenwärtige Schein der Sache von den wirklichen Beschaffenheiten derselben herrühret; auf diejenige Weise, wie er davon herrühret bey den gewöhnlichen Empfindungen der Menschen, in den unzähligen Fällen, auf welche unsere feststehenden Begriffe sich gründen, und nach welchen unsere ganze Erkenntniß eingerichtet ist. Es erhellet auch ferner daraus, daß zwar eine sonderbare Empfindung, deswegen, weil sie sonderbar, nicht gleich für falsch könne erklärt werden; daß aber ihr Schein nicht geschickt sey, feststehende Begriffe zu gründen, bevor genau untersucht worden ist, ob nicht der besonders

Zustand der Mittelursachen, oder der Empfindungswerkzeuge, und also nicht die wirkliche Beschaffenheit der Sache, diesen sonderbaren Schein veranlasset haben.

§. 66.

Vom Gebrauche seiner Empfindungen zur Beurtheilung der Erkenntniß anderer Menschen.

Wenn ein Mensch versichert ist, daß seine Empfindungswerkzeuge in der bey der menschlichen Natur gewöhnlichen Vollkommenheit, oder in demjenigen Zustande sich befinden, welches der ordentliche Zustand der Natur ist; wenn er ferner versichert ist, daß die Mittelursachen, alle Dinge, welche nebst dem Objecte und dem Empfindungswerkzeuge die Empfindung modificiren, gleichfalls so beschaffen sind, wie ordentlich, wie in den unzähligen Fällen, aus welchen ein beständiger Schein erwächst: so darf er nicht nur hoffen, daß, so wie ihm jetzt die Sache vorkommt, sie ihm auch ein andermal vorkommen werde, wenn er sie wieder empfindet; sondern er kann auch annehmen, daß er eine solche Vorstellung von der Sache vermittelt dieser seiner Empfindung habe, wie andere gesunde Menschen sie auch haben, kleine meist unbeträchtliche Unterschiede weg gerechnet. Denn die Erfahrung (*) hat eine solche Uebereinstimmung der menschlichen Empfindungen bereits genugsam gelehret; und bey der Ähnlichkeit der Menschen in ihrer Natur, bey der nach feststehenden Gelesen eingerichteten Natur der
übr-

übrigen Dinge, läſſet es ſich auch nicht anders vermuthen (**).

(*) G. dagegen *Mallebranche* liv. I. chap. VI. §. 1. ch. XIII. §. 5.

(**) Der meiste Unterschied bey den Empfindungen der Menschen äussert ſich in Ansehung des Wohlgefallens oder Misfallens, so sie daran haben. Der Unterschied der Empfindungswerkzeuge kann ihn veranlassen. Ein Mensch hat Recht, wenn er von Empfindungen nach diesem beständigen Verhältnisse auf sein Vergnügen oder Misvergnügen behauptet, daß sie ihm angenehm oder unangenehm sind. Mehr aber kann er nicht behaupten: und dieß kann man nicht widerlegen. Aber noch immer kann gefragt werden, ob seine Empfindungsart natürlich sey, oder einen verdorbenen, unnatürlichen Zustand seiner Organen zum Grunde habe?

§. 67.

Einige besondere Anmerkungen von der Zuverlässigkeit des innern Sinnes.

Es braucht wenige Veränderung, um die vorhergehenden Grundsätze zur Bestimmung der Zuverlässigkeit der Erkenntniß, so von dem innern Sinne kommt, insbesondere der Urtheile über Schönheit, Wahrheit und Moralität, die man auf die Empfindung gründet, anzuwenden.

Nemlich auch hier findet sich vielfältig Uebereinstimmung und durchgängiger Schein. Und weil denn nun ein beständiger Schein für die
Mens

Menschen Realität ist, und es ungereimt seyn würde zu sagen, daß alle Menschen mit einander nicht recht empfinden, wenn sie auf eine übereinstimmende Weise etwas empfinden: so wird man folgende Sätze als Grundsätze in der Lehre von den innern Empfindungen zugeben müssen:

- 1) Was alle Menschen nicht anders als so denken können, das ist also; ist wahr.
- 2) Was allen Menschen schön, ergözend scheint, ist es auch wirklich.
- 3) Was allen Menschen zusammen recht oder unrecht scheint, ist es auch wirklich.

Aber freylich lehret die Erfahrung, daß auch bey dieser Art der Empfindung die Menschen sehr, und noch mehr als bey den Empfindungen der äussern Sinne, von einander abgehen. Außer dem Unterschiede, der sich bey der innern Organisation verschiedener Menschen ohne Zweifel befindet, kommt dieses von dem Unterschiede in den Haupt- und Neben-Vorstellungen, die die innere Empfindung hervorbringen. Wenn mehrere sich im Grunde nicht das nemliche vorstellen, wie können sie einerley dabey empfinden, Wahrheit, Schönheit auf gleiche Weise wahrnehmen?

Unterdessen darf ein Mensch dem Gegenstande diejenigen Eigenschaften, die er bey richtiger Vorstellung desselben innerlich empfindet, wenigstens in Ansehung seiner zuschreiben; und wie die Erfahrung lehret, darf er alsdenn auch annehmen, daß viele andere ähnliche Empfindun-

dungen haben werden. Und er darf seine inneren Empfindung desto sicherer für zuverlässig halten, je mehr er versichert ist, daß er sich in demjenigen Zustande befinde, in welchem die Seele auf das, was in ihr vorgehet, genau aufzumerken, und alles wohl zu unterscheiden geschickt ist. Dieß ist vorzüglich der Zustand der Gemüthsruhe. Affekten sind in der Seele, was Sturm und Nebel in der Luft sind.

(*) Über der Affect scharft die Sinnen. Das mag seyn. Er läßt mich aber nicht so empfinden, daß ich feststehende Begriffe bekäme, auf die ich rechnen kann. Und darauf kommt es bey der Zuverlässigkeit der Empfindungen an.

(**) Der Scepticismus hat insbesondere auch die Zuverlässigkeit der Erinnerung verdächtig gemacht. Aber es giebt bey der Erinnerung eine Klarheit, und in gewissen Fällen auch Deutlichkeit, woben der Zweifel eben so zweckwidrig und unvernünftig, als unnatürlich seyn würde.

§. 68.

Zuverlässigkeit der Erkenntniß.

Das Geschäft der höhern Erkenntniß oder der Vernunft geht dahin, daß wir uns Begriffe verschaffen, die uns die Empfindung unmittelbar nicht giebt, ob wohl der Grund dazu in der Empfindung liegt. Diese giebt den Stoff her, den die Vernunft bearbeitet. Wahre und zuverlässige Empfindungen giebt es. Es kommt also nur darauf an, ob bey der Anwendung jeders Logik. R dies

dieser Empfindungen, zur Aufklärung und Erweiterung unserer Erkenntniß, die Vernunft höhere Regeln vor sich hat, deren Beobachtung sie vor dem Irrthume bewahren kann. Und auch dieses ist durch vorhergehende Betrachtungen außer Zweifel gesetzt. Die Regeln der Schlüsse sind auf Grundgesetze des Denkens und auf die vernünftigen Begriffe von Wahrheit gebauet.

Bleiben wir diesen Regeln immer getreu; behaupten wir nichts ohne hinlänglichen Grund, messen wir die Zuversichtlichkeit unseres Urtheils nach dem Gewichte der Gründe, nach den Graden der Wahrscheinlichkeit, ab; bleiben wir da, wo wir nach Bild und Gleichniß, nur analogisch, etwas uns vorstellen, dieser Beschaffenheit unserer Erkenntniß uns immer bewußt: so ist unser Denken vernünftig und zuverlässig.

Ich kann mich auch hier auf die Erfahrung und auf die Uebereinstimmung der Menschen in diesem Theile ihrer Erkenntniß berufen. Aber eben hier ist es auch, wo ich auf die Einwürfe der Gegner stosse. Zur Erwägung dieser Einwürfe können folgende Anmerkungen dienlich seyn

- 1) Der Widerspruch der Meynungen und Urtheile. verschiedener Menschen ist nicht so groß, als Zweifelsüchtige ihn bisweilen vorstellen. Es ist leicht, bey der unzählbaren Menge von Meynungen viele widersprechende aufzubringen. Aber wie viele übereinstimmende sind nicht noch zurücke? Nicht nur in den allgemeinsten Grundsätzen
sind

sind die Menschen mit einander einig, sondern auch in sehr vielen allgemeinen. Wie die Erfahrung lehret, gehen sie meistens nur bey den Untersätzen ihrer Schlüsse von einander ab.

2) Nicht so oft, als es anfangs scheint, gehen die Menschen in den Gedanken von einander ab; unzählige male nur in den Ausdrücken. Je mehr man Licht giebt auf die Streitigkeiten und Widersprüche der Menschen, desto mehr wird man durch die Erfahrung hiervon überzeugt. Und die Sache selbst bringt es so mit sich. Nämlich unsere Namen sind allgemein, und die einzelnen Fälle, auf die sie angewandt werden, sind immer in etwas, manchmal in vielem, von einander unterschieden. Sodann sind die Menschen gewohnt, unbestimmt oder allgemein zu sagen, was sie bey genauer Erwägung ihrer Gründe selbst einschränken müssen. Dieß kann aber die Erkenntniß der Vernunft nicht unzuverlässig machen, daß die Menschen einander widersprechen, wenn sie sich bey einerley Namen verschiedene Sachen gedenken.

3) Unterdessen liegt hierinn freylich ein Irrthum, wenigsten Grund zum Irrthume, dem wir im folgenden genauer nachzuforschen haben. Aber wenn auch diese Unvollkommenheit der Sprache, diese fehlerhafte Bezeichnung unserer Gedanken, oder wenn andere Ursachen bey dem Ge-

brauche der höhern Erkenntnißfähigkeiten Irrthum veranlassen können: so ist doch nicht zu vermuthen, daß wir uns immer oder meistens irren sollten; da die Grundgesetze des Denkens dermaßen auf Wahrheit führen, daß wir das Falsche an sich, den Widerspruch, gar nicht denken können (§. 53.). Der Widerspruch muß sich verbergen unter der Zustimmung des Uebrigen, wenn er sich in unsere Erkenntniß einschleichen will. Daraus folget, daß, wenn man auch den Zweiflern zugeben wollte, daß bey unsrer Erkenntniß sich immer Falsches unter das Wahre einmische (Cic. N. D. I. 15.), sie doch wenigstens auch eingestehen müssen, daß an allem, was die Menschen für wahr halten, etwas wahr ist: ein Paradoxon, so des andern werth ist.

Wenn man nicht behaupten kann, daß die Menschen die Vernunft stets gebrauchen; so kann man es auch der Vernunft nicht ausbilden, wenn sie von einander abweichen.

§. 69.

Ob der Empfindung oder dem Raisonement mehr zu trauen?

Dasjenige, was wir bey dem rechten Gebrauche unserer Vernunft für wahr erkennen, wird demjenigen nie zuwider seyn, was wir vermöge der Empfindung dafür annehmen müssen. Wie kann man denn also über den Vorzug

zug der einen Erkenntnißart vor der andern streiten? Man kann es entweder in der Bedeutung, daß bey einem der Irrthum gewöhnlicher und leichter sich verbergen könne, als bey der andern; oder daß man den Fall bestimmt, in welchem die eine für irrig zu halten ist, eben deswegen, weil sie der andern widerspricht.

Also wird man freylich eingestehen müssen, daß unsere Schlüsse uns sehr leicht betrügen können, weil wir sie oft auf Voraussetzungen bauen, die so, wie wir sie uns izo gedenken, nicht erwiesen sind; und daß hingegen die Empfindung, die uns näher an der Quelle unserer Erkenntniß hält, uns nicht so weit verirren lasse, und genau genommen, an sich selbst nie uns betrüge.

Ferner ist klar, daß die Empfindung Richter im einzelnen Falle allemal in so fern bleibe, in wie fern sich weder ihre Existenz wegdemonstriren läßt, noch ihre genau untersuchte Richtigkeit (S. 66. 67.) durch das Raisonnerment aus allgemeinen Grundsätzen, und die einmal angenommenen Regeln umgestossen werden kann; da sich ja die allgemeinen Sätze auf die Uebereinstimmung der einzelnen Empfindungen gründen sollen. Wenn die Vernunft sich wider die natürliche Empfindung auflehnet: so arbeitet sie wider sich selbst, und ist nicht mehr gesunde Vernunft.

Unterdessen erhellet auch aus dem Vorhergehenden, daß man öfters die Vernunft gebrau-

den müsse, um von der Zuverlässigkeit seiner Empfindungen sich zu versichern.

(*) Das Gefühl ist gleich einem Schiffer, der sich immer nahe an das Ufer hält; die Vernunft gleich einem Seefahrer, der den Ocean durchkreuzet. Ist mehr Gefahr heym letzteren; so ist auch mehr Hoffnung des Gewinnstes. Aber die Grundsätze der Empfindung müssen der Vernunft seyn, was dem Seefahrer der Compaß ist.

S. 70.

Gründe der Zuverlässigkeit bey der historischen Erkenntniß.

Vieles können wir nicht anders erkennen, als aus dem Zeugnisse anderer, aus ihrer schriftlichen oder mündlichen Aussage, daß etwas gewesen, geschehen sey, daß sie etwas gesehen, gehört u. s. w. Auf Zeugnissen beruhet die eigentliche historische Erkenntniß.

Ueberhaupt muß man eingestehen, daß bey dieser Art der Erkenntniß der Gewißheit mehr Schwierigkeiten entgegenstehen, als bey den vorhergehenden Erkenntnißarten. Denn es kann seyn, daß das Zeugniß selbst erdichtet ist, untergeschoben oder verfälschet; oder daß die Zeugen die Wahrheit nicht wissen, selbst im Irrthume sind; oder sie können sie wissen und vorseßlich nicht sagen; oder aus Uebereilung, Vergessenheit, Ungeschicklichkeit sich auszudrücken, solche verfälschen. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, daß Zeugniß allemal recht zu verstehen.

Dem

Dem ohngeachtet würde derjenige allen Vernünftigen lächerlich werden, der da behaupten wollte, daß wir es bey der historischen Erkenntniß nie zur Gewißheit, und nicht oft zu einem solchen Scheine der Wahrheit bringen können, der da zuverlässig genennet zu werden verdient, weil er in unzähligen Fällen richtig befunden worden ist, bevor er ein einzigmal trüget. Gar oft nemlich müßte man annehmen, was, wo nicht absolut unmöglich, doch höchst unwahrscheinlich und hypothetisch unmöglich heißen kann, wenn man nicht die Erkenntniß, die auf Zeugnissen beruhet, für ausgemacht und gesichert genug halten wollte. Dieses genauer zu bestimmen, merken wir erstlich folgende Sätze an.

- 1) Es ist etwas an sich glaubwürdig, wenn es unter Umständen geschehen seyn soll, unter welchen es eher zu vermuthen war, als sein Gegentheil (*). Aber wie das Gewöhnliche nicht das einzig mögliche das Vermuthliche nicht nothwendig und ausgemacht ist; also kann etwas, so an sich weniger glaubwürdig scheinen möchte, als sein Gegentheil, doch wohl geschehen seyn. Aber was an sich absolut unmöglich, oder unter gewissen Umständen hypothetisch unmöglich ist, kann schlecht-hin, kann unter diesen Umständen, nicht geschehen seyn, und also nicht durch Zeugnisse glaubwürdig gemacht werden.

2) Ordentlich Weise sagen die Menschen die Wahrheit. Wenige ausgenommen, die aus Gewohnheit oder Unbedachtsamkeit die Unwahrheit sagen, geschieht dieses nur um eines Vortheils willen. Aber daß jemand, der bey gesunder Vernunft ist, mit Vorsatz und Vorbedacht Unwahrheiten behaupte, von denen er nicht nur keinen Vortheil, sondern Schaden zu erwarten hat, ist wider alle Erfahrung.

3) Es ist wider die Erfahrung, und an sich nicht denkbar, daß sehr viele Menschen, ohne es mit einander abgeredet zu haben, einstimmig einerley Unwahrheit bezeugen sollten. Und noch weit mehr, daß Menschen von verschiedenen Gemüthsseigenschaften und verschiedenem Interesse zur Bezeugung der Unwahrheit sich vereinigen sollten.

4) Eine Sache, die ein Mensch genau zu beobachten bemüht ist, und deren Beobachtung nicht über die Kräfte war, die er damals hatte, beobachtet er richtig.

5.) Es ist ganz ungewöhnlich und wider den natürlichen Lauf der Dinge, daß viele Menschen in einer Sache, deren richtige Erkenntniß nur gemeine Kräfte erfordert, den nemlichen Irrthum begehen sollten.

Derohalben, wenn etwas an sich glaubwürdiges von sehr vielen Personen, bey welchen insgesamt weder Aufrichtigkeit noch Geschicklichkeit mit Grunde bezweifelt werden kann, als

als so vielen unterschiedenen Zeugen erzählt wird; wenn selbst diejenigen, die ein Interesse gehabt hätten, diesen Zeugnissen zu widersprechen, und es hätten thun können, solches nicht gethan, oder nicht mit Grunde gethan haben, oder wohl gar damit übereinstimmen: so muß man eingestehen, daß der Zweifel an einer solchen Erzählung unnatürlich und unvernünftig seyn würde. Die Erkenntniß ist unter solchen Umständen zuverlässig, und man darf sagen gewiß.

Was hingegen diesen Gründen abgeht, das geht der Gewißheit ab; wofern nicht, was auf der einen Seite abgeht, auf der andern wieder ersetzt wird. Wenn aber auch nicht Gewißheit da ist, so kann doch Wahrscheinlichkeit in verschiedenen Graden da seyn. Durch die Menge der Zeugen kann das Gewicht der eigenen Glaubwürdigkeit der Sache, durch die personelle Glaubwürdigkeit der Zeugen, oder durch die individuellen Umstände des Zeugnisses, der Abgang an der Menge ersetzt werden.

Aus jenen Gründen aber folget noch

1) daß wenn mehrere zwar etwas bezeugen, ihre Aussagen aber, wenn sie untersucht werden, alle auf das Zeugniß eines einzigen sich gründen; oder wenn Verdacht da ist, daß die mehrerern es abgeredet haben, die mehreren Zeugnisse nur als eines anzusehen sind.

2) Daß das Zeugniß der unmittelbaren Zeugen, die, was sie erzählen, selbst empfun-

pfunden haben (testes oculati), eigentlich als Zeugniß von der Sache entscheidet; und daß das Zeugniß der mittelbaren Zeugen (testes auriti) nicht gelten kann, als bey gegründeter Voraussetzung eines glaubwürdigen unmittelbaren Zeugnißes. Ein späterer Zeuge, ist ein mittelbarer; und seine Glaubwürdigkeit nimmt in dieser Betrachtung ab, wie die Menge der Mittelzeugen zunimmt. Aber die Zuverlässigkeit muß dabey nicht nothwendig verlohren gehen, weil andere Gründe die Glaubwürdigkeit unterstützen können. So man kann nicht schlechtthin sagen, daß das Zeugniß eines spätern Zeugen beym Widerspruch eines Zeitgenossen allemal nachstehen müsse. Denn es könnte nicht nur der Zeitgenosse ein mittelbarer Zeuge seyn, wie der andere, sondern es könnte der Zeitgenosse auch wohl gehindert gewesen seyn, die Wahrheit, die er wußte, zu sagen, Interesse beym falschen Zeugnisse gehabt haben.

- 3) Bey Dingen, wo es nur auf das Wollen ankommt, kann das Zeugniß der Einfältigen, wichtiger seyn, als das Zeugniß derer, die mehr Einsicht haben. Aber nicht also, wenn die Beobachtung dessen, was bezeugt wird, Einsichten oder besondere Geisteskräfte erforderte. Ueberhaupt aber muß auf Kopf und Herz, auf Geschicklichkeit und Interesse, zugleich gesehen

sehen werden, wenn die Glaubwürdigkeit eines Zeugen beurtheilet werden soll.

- 4) Da es also hier immer auf die individuellen Umstände ankommt: so geht der Zuverlässigkeit der historischen Erkenntniß dadurch nichts ab, daß viele falsche Erzählungen für wahr gehalten worden sind; die Zuverlässigkeit der *H. G.* ist individuell. Nur müssen es nicht eben die Gründe seyn, die in den Fällen betrogen haben, auf welche man nun die Zuverlässigkeit gründet.

- (*) Können nicht unter gewissen Umständen außerordentliche, wunderbare Begebenheiten zu vermuthen, und also an sich glaubwürdiger seyn, als das Gegentheil? *G. Locke B. IV. ch. XVI. S. 13.*

§. 71.

Von der zuverlässigen Erkenntniß des Sinnes anderer aus ihren Worten. Grundbegriff von der Kritik.

Wenn die Erfahrung beweiset, daß die Menschen einander nicht immer recht verstehen; so beweiset sie auch, daß sie einander gar oft recht wohl verstehen. Und wenn sie einander nicht immer völlig verstehen: so verstehen sie einander doch meist in der Hauptsache. Auch auf der Seite also ist der Wahrheit der Zugang in unsere Erkenntniß nicht versperrt; und die unmittelbare Evidenz begleitet sie in unzähligen Fällen.

Wenn

Wenn der Sinn der Worte zweifelhaft ist: so wird Auslegung erfordert. Dazu gibt es gewisse gegründete Regeln, vermittelst deren man auch oft da mit Zuverlässigkeit den Sinn der Reden und Schriften erforschen kann, wo er anfangs verborgen oder zweifelhaft war. Die Auslegungskunst, Hermeneutik, ist bereits zu einer eigenen Wissenschaft gemacht worden, die sowohl im Allgemeinen, als in besonderer Anwendung vorgetragen wird. Ihre Gründe liegen in folgenden Sätzen.

- 1) Die Menschen reden ordentlich in der Absicht, daß sie wollen verstanden werden, folglich auf eine Weise, daß sie verstanden werden können, wenn man nach Regeln sich richtet, nach welchen sie gleichfalls sich richteten.
- 2) Die Menschen gebrauchen derothalben die Worte meist in der gewöhnlichen Bedeutung: oder wenn sie den Worten eigene Bedeutung geben, so ist doch eine gewisse Bedeutung ihnen gewöhnlich.
- 3) Da in der ganzen Rede ein Sinn liegen soll: so bestimmt der Context die Bedeutung der einzelnen Worte, wenn dieselbe an sich nicht genug bestimmt ist.
- 4) Es ist nicht so gewöhnlich, daß die Menschen sich offenbar widersprechen, und ihrer Absicht entgegen handeln; daß man nicht Ursache hätte, eine Auslegung, wenn es seyn kann, zu vermeiden, nach welcher ein vernünftiger Mensch sich selbst widerspro-

sprochen, oder seiner Absicht zuwider geredet oder geschrieben haben müßte.

- 5) Man nimmt mit Grunde an, daß ein Mensch seine Meinung da recht erklärt habe, wo er mit Bedacht und Vorsatz sie erklären wollte: und daß man ihn nach solchen Stellen mehr beurtheilen müsse, als nach andern, wo er nur im Vorbeygehen, und nicht gerade zu, etwas berührt.
- 6) Wenn die gewöhnliche Bedeutung der Worte, Context Parallestellen, die ganze sonst bekannte Denkungsart eines Menschen, und insbesondere auch die Absicht der gegenwärtigen Rede oder Schrift, mit dem Sinne, den eine Ansehung angiebt, übereinstimmen: so müßte man den andern für unvernünftig halten, oder es selbst seyn, wenn man an der Zuverlässigkeit dieser Auslegung zweifeln wollte (*).

Es könnte oft sehr zweckwidrig und nachtheilig seyn, wenn man eine Schrift, als von einem gewissen Verfasser herrührend, gebrauchen wollte, ohne untersucht zu haben, ob sie überhaupt, und in allen Stücken, so wie sie vorhanden ist, von ihm herkömmt. Dieß ist das Geschäft der Kritik. Und vermittelt der Kenntniß des Eigenthümlichen jedwedes Zeitalters und jedweden Schriftstellers, und der genauen Bekanntschaft mit den Ursachen und Kennzeichen der Unterschlebung oder Verfälschung der Schriften, können ihre Untersuchungen zur hohen

hen Wahrscheinlichkeit, wo nicht zur eigentlichen Gewißheit gebracht werden (**).

(*) G. Joach. Ehr. Pfeifferi Element. hermeneuticae vniuersalis. Ien. 1743.

(**) Ueber diesen ganzen Abschnitt verdienen gelesen zu werden. Bouiller Traité des vrais principes de la certitude morale, vor seinem Essai sur l'ame des bêtes; seconde edit. Amst. 1732. 12. Desgleichen Th. Reid's Inquiry into the human mind, on the principles of common sense. 2. edit. Edinburgh. 1765. 8. Jam. Beattie's Essay on the nature and immutability of truth, Edinb. 1770. 8. (Deutsch 1772.) Die Grundlehren der Kritik kann man außer des Clerici Art. crit. kennen lernen aus des Anton. Gemuenfis Element. artis Logico-criticae, lib. IV.

Dritter Abschnitt.

Von den allgemeinen Quellen der Irrthümer.

§. 72.

Allgemeine Entstehungsart, und Hauptgattungen der Irrthümer.

Wir irren uns, wenn wir uns eine Sache anders vorstellen, als sie ist, wenn wir Wahres für falsch, Falsch für wahr (§. 51.), oder überhaupt, wenn wir verschiedene Dinge für

für einerley halten, eines für das andere anse-
hen, wenn wir einem Dinge Prädicate geben,
die ihm nicht zukommen, oder Prädicate abspre-
chen, die ihm zukommen. Der Irrthum be-
steht also in der Verbindung dessen, was nach
der Wahrheit nicht mit einander verbunden wer-
den soll, oder in der Trennung dessen, was der
Wahrheit nach beyammen ist; kurz in einem
falschen Urtheile.

Wie unsere Urtheile entweder unmittelbare
oder gefolgerte sind, so sind es auch unsere
Irrthümer. Es entstehen nemlich einige un-
mittelbar aus der unrichtigen Vorstellung eines
Subjects; wenn entweder in dieser Vorstellung
Bestimmungen eingemischt sind, die nicht da
seyn sollten, oder Bestimmungen fehlen, die
die Vorstellung haben sollte, um vollständig zu
seyn. Aus jenen falschen Zusätzen entstehen
unmittelbar irrige bejahende Urtheile; aus
der Unvollständigkeit der Vorstellungen aber
verneinende, in welchen die Menschen Sub-
jecten diejenigen Beschaffenheiten absprechen,
die sie nur in ihrer Vorstellung nicht haben.

Aus solchen falschen Grundbegriffen und
Grundurtheilen müssen dann wohl bald meh-
rere erfolgen. Hat man einem Subjecte ein-
mal fälschlich eine Bestimmung gegeben: so
nimmt man ihm ferner andere, die damit nicht
bestehen können, eignet ihm andere zu, die mit
jenen verknüpft sind, u. s. w. Oder hat man,
nach andern irrigen Urtheilen, Bestimmungen
zu Merkmalen gewisser Prädicate gemacht, die

es nicht sind: so verführet dieß oft fälschlich Subjecten Prädicate zu geben, um dieser unrichtigen Merkmale willen, oder bey dem Mangel derselben sie ihnen zu nehmen.

Dieß sind die allgemeinsten Sarrungen der Irthümer.

§. 73.

Unwissenheit und Uebereilung, die nächsten Ursachen unserer Irthümer.

Wir können nicht Widerspruch, das Merkmal der Unwahrheit, einsehen, und etwas für wahr halten; wir können nicht ohne Grund, einen richtigen oder einen Scheingrund, etwas für wahr halten (§. 53.). Ein Schein der Wahrheit muß daher auch bey unsern Irthümern seyn, und der Widerspruch muß sich dabey verbergen.

Es kann aber dieses auf eine gedoppelte Weise geschehen; entweder, daß wir die widersprechenden Bestimmungen gar nicht bemerken; oder daß, vermittelt eines andern irrigen Begriffes, dieser da übereinstimmend scheint. So können zwey verstümmte Saiten eine Consonanz zusammen machen.

In beyden Fällen, was ist die Ursache unseres Irthums anders, als Unwissenheit und Uebereilung? Wären wir nicht unwissend, hätten wir immer vollständige und deutliche Begriffe, so würde sich uns kein Widerspruch verbergen, kein falscher Schein uns verführen können. Wären wir misstrauischer gegen den
Schein

Schein unserer unvollständigen Erkenntniß; so würden wir behutsamer seyn bey dem Gebrauche, den wir davon machen, und nicht so oft durch Uebereilung in Irrthum gerathen.

§. 74.

Allgemeine Gründe unserer Uebereilung bey'm Urtheilen.

Alles also, was da macht, daß unsere Erkenntniß von den Dingen dunkel, verwirrt, einseitig oder verfälscht ist; und ferner alles, was die Uebereilung bey'm Urtheilen befördert, voranlaßt und befördert den Irrthum.

Die Ursachen der ersten Art sind aus dem vorhergehenden bereits bekannt (§. 24.).

Wir wollen hier nur die letztern genauer bemerken. Diefes aber sind hauptsächlich

- 1) Der Abscheu vor einer anhaltenden mühsamen Untersuchung, oder die Begierde, das bald zu haben, was man sucht.
- 2) Die Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Irrthum.
- 3) Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen auf eine gedoppelte Weise; einmal, weil die ruhige langsame Untersuchung dadurch gehindert wird; sodann, weil dieses Lichte der Lebhaftigkeit leicht für das Licht der vollständigen Klarheit gehalten wird.
- 4) Eigenliebe, thörigte Schaam seine Unwissenheit zu erkennen und zu gestehen.
- 5) Das Vergnügen, so man bey einer gewissen Meynung findet.

Besondere Ursachen. Die Leidenschaften.

Es folget aus dem vorhergehenden, und die Erfahrung lehret es in unzähligen Beyspielen von vielerley Art, daß der Zustand des Gemüths, die Begierden und Neigungen, die ein Mensch heget, einen gewaltigen Einfluß auf seine Begriffe, Urtheile und Meynungen haben. Nämlich darnach bestimmt sich das Interesse, so eine Sache für uns hat; der Eindruck, den sie auf uns machen kann, und die Seite von welcher wir sie hauptsächlich betrachten werden, endlich die Association der Ideen, hängen davon ab.

Mit ganz andern Augen siehet man eine Sache an, die unser heißen kann, die sich auf uns beziehet als das Fremde; anders im Alter als in der Jugend; anders bey glücklichen, und anders bey widerwärtigen Umständen. Das muß dann wohl verschiedene Begriffe und Urtheile nach sich ziehen. Ueberhaupt aber suchen wir das, was wir wünschen; wir wenden uns daher da weg, wo wir gewahr werden, daß es nicht zu finden ist; und wenn wir des Suchens müde sind, nehmen wir das, was dem, so wir suchten, am ähnlichsten ist, ohne weitere Untersuchung dafür an. Daß heißt mit andern Worten: was der Mensch wünschet, glaubt er leicht. Die mannigfaltigen Ausflüsse der Irrthümer aus dieser einzigen Quelle würden schwer zu zählen seyn.

Alles vereinigt sich zur Veranlassung des Irrthums bey den eigentlichen Leidenschaften, bey den Neigungen, die oft in Affect ausbrechen; so wie Irrthum insgemein die Quelle der Leidenschaft ist. Die Leidenschaft zieht unsere Aufmerksamkeit auf eine Seite; dahin, wo der Eindruck herkam, wo die Begierde hinzielet. Sie läßt uns nicht auf andere Vorstellungen mit ruhigem Geiste aufmerken, am allerwenigsten auf diejenigen, so wider die Begierde streiten. Die erhitze Einbildungskraft bringt uns ordentlich alle Ideen, die mit der herrschenden in Verbindung stehen, hervor, und die sich mit ihr vertragen können, gesellen sich dazu. So entstehen statt der wahren Vorstellung ein Phantom, das, man kann es fast eigentlich sagen, dem Verstande, wie dem Herzen, Fesseln anlegt. Noch beschleuniget die Lebhaftigkeit, die alsdenn in uns ist, alle unsere Urtheile und Entschliessungen. — Und doch gehören auch Leidenschaften zur Vollendung der Bestimmung des Menschen!

§. 76.

Mangelhafte Bezeichnung:

Mit Recht zählt man unter die wirksamsten Ursachen unserer Irrthümer auch den Mißbrauch der Worte, oder überhaupt die mangelhafte Bezeichnung der Gedanken.

Zu geschweigen, daß wir mit gewissen Redensarten, die sich auf Irrthum gründen, irdige Vorstellungen von andern unvermerkt übers

kommen: so sind die Worte, deren wir uns gewöhnlich bedienen, überhaupt so beschaffen, daß sie der richtigen Erkenntniß viele Hindernisse in den Weg stellen. Sie bezeichnen die Vorstellungen, die sie erhalten und erwecken sollen, weder vollständig, noch genau genug. Nicht vollständig; und diese unvollständige Bezeichnung macht, daß die Vorstellungen selbst unvollständig werden, wovon die üblen Folgen schon im vorhergehenden (§. 72.) angezeigt worden sind. Nicht genau genug. Denn wenn es gleich keine eigentlich sogenannte vieldeutige Worte sind, die wir gebrauchen; so sind doch unsere Worte fast lauter allgemeine Benennungen, und die Dinge, Fälle, worauf sie angewandt werden, sind von einander unterschieden. Darans entstehet nun gar leicht Verwechslung der Dinge und ihrer Eigenschaften. Man höret einen Namen; und denket an das, was man bey diesem Namen zu denken gelernt hat, gewohnet ist, nach Veranlassung, der Fälle, bey welchen er für einen bedeutend geworden ist; und denket, jedes Ding, so diese gemeinschaftlichen Namen führet, müsse völlig so beschaffen seyn, wie diejenigen andern, die wir unter diesem Namen kennen. Eine sehr gewöhnliche Veranlassung des Irrthums.

Die Worte veranlassen aber noch ferner dadurch Irrthümer, daß Menschen gewisse Begriffe mit gewissen Worten zu verknüpfen sich dermassen gewöhnen, daß öfters, wenn sie bloß das Wort haben, sie die Sache zu haben glauben

den, hingegen wenn das Wort weggenommen wird, wenn das nemliche unter andern Ausdrücken gesagt wird, dafür halten, daß es nicht mehr das nemliche sey (*).

Endlich aber veranlassen die Worte Irrthum, wenn der Eindruck, den dieselben an und für sich auf uns machen, Ursache ist, daß wir den Widerspruch, die Unvollständigkeit, den Ungrund der Begriffe, die damit angezeigt werden, nicht einsehen; welches uns leicht begegnen kann, sowohl wenn wir andern, als wenn sie uns, Gedanken mittheilen wollen (**).

(*) G. Helvetius de l'Esprit. Disc. I. ch. IV. p. 67.

(**) Locke B. III. chap. X. §. 14 seq.

§. 77.

Von den Grundirrhümern und Vorurtheilen.

Da Irrthümer dadurch den Schein der Wahrheit gewinnen, wenn sie mit andern irrigen Meinungen, denen wir bereits beypflichten, übereinstimmen (§. 73.) und also aus eben diesem Grunde Wahres und falsch scheinen kann, weil es mit unsern Irrthümern nicht übereinstimmt; so erhellet, wie leicht dem Irrthume, und wie schwer der Wahrheit der Eingang dadurch werden muß, wenn ein Mensch allgemeine weit sich erstreckende, irrige Grundsätze heget.

Es sind dieses entweder Grundirrhümer (πρωτα ψευδη) in einer gewissen Sache; oder angenommene Meinungen von gewissen gemein-

schaftlichen Beschaffenheiten der Dinge, oder von gewissen Personen, die einen verleiten, oftmals ohne gehörige Untersuchung zu urtheilen, sein Urtheil zu beschleunigen. Diese letztern werden am eigentlichsten Vorurtheile genannt: ob wohl dieser Name öfters allgemeiner gebraucht wird.

So verführet die Menschen öfters die vorgefaßte Meynung, so sie von einem gewissen äußerlichen Ansehen, von einem gewissen Stande, Alter, von einer Nation, überhaupt von einer gewissen Gattung der Dinge, oder auch von einem einzelnen Dinge, von einer Person u.s.t. haben, ohne gehörige Untersuchung voreilig zu urtheilen. So machet die vorgefaßte Meynung von dem Werthe des Alterthums, oder dem Werthe der Neuheit in andern Fällen, daß sie sich in ihren Urtheilen übereilen. Auch kann die Meynung, die man von sich selbst hat, allzu vieles Zutrauen, oder allzu vieles Mißtrauen gegen seine Kräfte und Verdienste, machen, daß man von vielen nicht gehörig urtheilet.

Wie in Rücksicht auf diesen Unterschied, in Ansehung dessen, was unser Urtheil beschleuniget die Vorurtheile in mancherley Arten können eingetheilet werden; so kann dieses auch geschehen, in Ansehung derjenigen, welche sie hegen, und der Bestimmungen, welche machen, daß sie sie hegen. In dieser Rücksicht giebt es Vorurtheile der Jugend und jedwedes Alters, des Standes, und der Lebensart, Secte und Nation. Sie können auch eingetheilt werden

den in Ansehung dessen, worauf sie angewandt werden, in theoretische und praktische, u. s. w. Wir merken hiebey noch an,

1) daß nicht jedwedes Vorurtheil verwerflich ist und nothwendig auf Irrthum führet. Es können die Vorurtheile bisweilen vernünftige Vermuthungsregeln (§. 57.) seyn. Nur in so fern sind sie verwerflich, als man die sicherern Erkenntnißgründe dabey nicht gebrauchet, wenn man doch könnte, die Gründe des Gegentheils nicht untersucht und auf sie wirken läßt.

2) Die Vorurtheile und das Ansehen derselben gründet sich allenächst auf die Beschaffenheit des Verstandes; auf unvollkommene, einseitige Erkenntniß, nebst dem, was die Uebereilung im Urtheilen veranlaßt (§. 74.). Aber der Einfluß der Neigungen ist auch hier sehr leicht zu erkennen.

3) Die Vorurtheile erstrecken sich bisweilen bis auf die Urtheile über die Empfindungen; man dürfte fast sagen, auf die Empfindungen selbst.

4) Wenn wir bedenken, wie wir den größten Theil unserer Erkenntniß bekommen, unsere meisten Begriffe und Urtheile, Grundbegriffe und Grundurtheile; so werden wir leicht gewahr, wie vieles in unserer Erkenntniß ursprünglich auf Vorurtheile gegründet seyn müsse.

5) Je länger wir ein Vorurtheil gehegt haben, desto schwerer ist es auszurotten.

Denn es hat sich tief eingedrückt, und hat einen großen Anhang.

6) Am allerschwersten werden die Vorurtheile auszurotten seyn, die man nicht angreifen kann, ohne starken oder empfindlichen Triebfedern des Herzens wehe zu thun.

(§ 75.)*).

7) Seine Vorurtheile selbst zu finden, muß wohl schwer seyn. Dazu gehöret auch, außer der gesunden Vernunft, eine eigene Lust.

8) Aus Vorurtheil hält man manches für Vorurtheil, was es nicht ist (**).

(*) G. Locke B. I. ch. III. §. 22 - 27.

(**) Ueber diesen ganzen Abschnitt verdienet die Logik des di Soria nachgelesen zu werden. S. dessen Opere filosofiche tom. I. p. 164 - 283.



Drittes Hauptstück.

Praktischer Unterricht von Erforschung
der Wahrheit und Vermeidung des Irr-
thums bey den mancherley Arten un-
serer Erkenntniß.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Regeln.

§. 78.

Grundregel zur Vermeidung des Irrthums.

Die vorübergehenden Betrachtungen, die uns
die Quellen des Irrthums bekannt ge-
macht haben, geben auch die Regeln an die
Hand, wie man sich davor zu bewahren habe.

- 1) Der allaeine Grund des Irrthums ist
allzu großes Zutrauen in Begriffe und Mey-
nungen, die man nicht genug untersucht
hat; Uebereilung. Die allgemeinste Grund-
regel zur Vermeidung der Irrthümer ist da-
her, daß man nie voreilig, nie ohne
gehörigen Grund, urtheile; sein Urtheil
zurück halte, wenn die Wahrheit weder
unmittelbar noch mittelbarer Weise evident
ist; und die Vermuthungen nach den Gra-
den der Wahrscheinlichkeit bestimme.

- 2) So lange Vorurtheile und Geraden immer in uns sind; hilft die unvollständige Untersuchung oft zu nichts, als in den eingewurzelten Irrthümern sich noch mehr zu bestärken. Es ist also nöthig daß ein Mensch der sich von der Wahrheit versichern will, einmal sein ganzes Gedankensystem genau untersuche, besonders seine gewöhnlichen Grundurtheile und Maximen genau prüfe, entwickle und bis auf die einfachsten für sich evidenten Sätze zurück führe. Wenn man dieses Untersuchen ein Zweifeln nennen will: so kann man sagen, daß man an allem zweifeln müsse.
- 3) Wenn auch dadurch ein gewisser Skepticismus zuletzt übrig bleiben sollte: so kann dieser ganz heilsam seyn. Man strebt nicht mehr nach einer Gewißheit, von der man einseht, daß sie für uns nicht ist; und achtet der Wahrscheinlichkeit desto mehr. Man wird tolerant gegen die Meinungen anderer. Wenn ein Skeptiker nicht tolerant ist: so ist es ein Beweis, daß falsche Gründe unter seinem Skepticismus wenigstens mit stecken müssen.

(*) G. Arist. Metaph. II. cap. I. Cartesius Medit. de philos. prima medit. I.

§. 79.

Regeln, so bey dem untersuchenden Zweifeln zu beobachten.

Aber dieses höchst wichtige Geschäft erfordert viele Behutsamkeit und Sorgfalt, um glücklich ausgeführt zu werden. Folgende Regeln werden dabey in Acht zu nehmen seyn.

- 1) Man muß nur zweifeln aus Liebe zur Wahrheit. Die Neigungen und Leidenschaften müssen also von der Untersuchung ausgeschlossen werden; reine Liebe zur Wahrheit muß uns alleine dabey begleiten; das ganze Gemüth muß ruhig und der Geist heiter seyn.
- 2) Die Untersuchung muß Schritt vor Schritt gehen, nach der Ordnung des Zusammenhangs unserer Gedanken. Ein einziger Sprung könnte alle Mühe vergebens machen. Oft kann es hiebey nützlich seyn, die Gründe in die einfachste Schlussform zu bringen.
- 3) Also darf nirgends etwas ununtersucht bleiben, kein Grund des Beyfalls, keine Prämisse ungeprüft, sie habe diesen oder jenen Namen. Wir müssen uns doch verstehen lernen, und wissen, warum wir etwas annehmen.
- 4) Es erhellet hieraus schon zur Genüge, daß eine solche Untersuchung nicht auf einmal geschehen könne. Es ist dieses nicht die Sache einer Stunde oder eines Tages, son-

sondern gewissermassen die Beschäftigung unsers ganzen Lebens; indem sie zu wiederholten malen muß angestellt werden, wenigstens zur Verhütung, daß nicht unvermerkt neue Irrthümer sich einschleichen und einwurzeln.

- 5) Unterdessen, da die Vergessenheit die beste Ueberzeugung schwächen, und Zweifel gegen die bewährteste Meynung veranlassen kann: so ist es gut, um nicht immer wie ein Rohr von jedem Winde des Zweifels hin und her bewegt zu werden, wenn man, nach gehrlicher oft angestellter Untersuchung, und dadurch bestätigter Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit einer Meynung, dieses wenigstens tief sich eindrucket, daß dieselbe Meinung gute Gründe für sich habe. Auf diese Weise wird doch der Zweifel uns nicht vorläufig bestimmen, ehe wir Gründe und Gegengründe noch einmal geprüft haben.

§: 80.

Grenzen des Zweifels. Mittel zur Beruhigung.

Damit nicht diese Verfolgung der Irrthümer die Wahrheit selbst treffe, oder der Zweifel zur Gewohnheit werde, so sind noch folgende Regeln zu beobachten.

- 1) Halte einen Sag nicht gleich für falsch, einen Beweis nicht gleich für ungültig, wenn du die Gründlichkeit nun nicht einse-

stehst. Denke nicht, was du nicht einsehest, sehe niemand ein, was du nicht mit Gewißheit erkennest, davon könne niemand gewiß seyn. Vielleicht offenbaret dir der folgende Tag, was dir heute verborgen ist.

- 2) Auch wenn du die Unrichtigkeit eines Satzes hast einsehen lernen: so wirf nicht gleich die andern damit weg, die du um dieses Satzes willen bisher für wahr gehalten hast. Sie können andere Gründe für sich haben, und richtig seyn. — Es scheint, daß die Menschen sehr leicht in diesen Fehler verfallen. Vielleicht ist keine Reformation, die nicht Beweise davon enthält.
- 3) Wiße, daß, wenn es Unvollkommenheit unserer Natur ist, die Wahrheit nicht immer in ihrem völligen Lichte zu sehen, es Thorheit sey, dem stärkern und beständigen Scheine nicht nachgeben zu wollen, und lieber von jedweden Irrlichte sich in der Ungewißheit herum führen zu lassen (*). Zweifeln aus Liebe zum Zweifel ist Unsinn oder Bosheit. Auch hoffe nicht durch Zweifelsucht Ansehen zu erlangen: die Welt hat Stolz und Unwissenheit schon zu oft unter dieser Maske entdeckt.
- 4) Traue auch bey'm untersuchenden Zweifel deiner Einsicht nicht so sehr, daß du die Einsichten anderer verachtetest. Oft giebt ein vernünftiger Freund das Licht, das man lange vergebens suchte.

5) Ist der Mensch also fern von Gott, und das, was uns natürlicher Weise zur Erkenntniß der Wahrheit helfen kann, also ausser dem Bezirke seiner Regierung, daß ihn um Erkenntniß der Wahrheit bitten, Schwärmerey seyn müßte? — Ich frage nicht aus Mangel der Ueberzeugung.

(*) In dieser und der letzten Regel des vorhergehenden Paragraphs liegt das Wesentliche von der Glaubenspflicht, über welche des Herrn Basadows Gedanken nachgesehen und beherzigt zu werden verdienen, Methodenh. S. 378. 412. u. a. Orten. Unser Beyfall hängt nicht von unserer Willführ ab; sondern von der Beschaffenheit der Gründe und deren Erkenntniß (§. 53.). Über unsere Aufmerksamkeit haben wir in unserer Gewalt; und können uns dadurch entweder die Gründe des Zweifels oder die Gründe des Beyfalls und der Beruhigung im Herzen und Gemüthe herrschend machen.

Zweiter Abschnitt.

Vom rechten Gebrauche der sinnlichen Erkenntniß.

§. 81.

Grundregel zur Vermeidung der Irrthümer bey der sinnlichen Erkenntniß.

Der Irrthum bey der sinnlichen Erkenntniß entsteht

- 1) daraus, daß man glaubet recht empfunden zu haben (65.) wenn man nicht recht empfindet.
- 2) Also auch daraus, daß man das Phantom der Einbildung für ein Phänomen der äußerlichen Welt hält.
- 3) Dadurch, daß man auch aus der richtigen Empfindung nicht reine und gehörig bestimmte Erfahrungssätze abzieht; sondern in diese mehr bringt, als in jener gegründet war.

Die Grundregel hiebey also wird diese seyn: nicht gleich jedem Scheine zu trauen, und zu folge desselben nicht so fort zu sagen, es ist, sondern fürs erste nur, es scheint mir.

§. 82.

Wie man untersuchen könne, ob man recht empfinde; und wie der Mangelhaftigkeit der Empfindung abzuhelfen.

Je mehr man also Ursache hat anzustehen, ehe man einen vorkommenden Scheine der Empfindung trauet, folglich je sonderbarer und ungewöhnlicher das Phänomen ist: desto genauer muß man untersuchen, ob man wohl recht empfinde, ob man sich in dem Zustande befinde, der zu gehöriger Empfindung erfordert wird, ob die Sache selbst, und die Mittel Dinge beschaffen, wie sie seyn müssen. Dieß alles läßt sich nun erkennen.

- 1) daraus, daß man untersucht, ob man andere Dinge gehörig zu empfinden und zu beurtheilen im Stande ist, sie wie gewöhnlich findet.
 - 2) Daß man die Sache auf verschiedene Weise, von allen Seiten, in veränderter Lage betrachtet; oder dieselbe unter mehrere Sinnen bringet.
 - 3) Daß man Acht darauf hat, wie andere dabey sich verhalten, was ihnen vorkommt.
- Das schlimmste hiebey aber ist dieses, daß einer manchmal, wenn er auch alle diese Mittel in seiner Gewalt hätte, durch den Affect, die vorhergehende Einbildung, oder eine andere Ursache der Uebereilung und des Irrthums gehindert wird, den hinlänglich sorgfältigen Gebrauch davon zu machen.

§. 83.

Vom Fehler des Erschleichens.

Wenn auch die Empfindungen rechter Art sind: so ist doch viele Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig, um den rechten Gebrauch davon zu machen. Denn Flüchtigkeit und Uebereilung können machen, daß wir theils manches übersehen, so am merkwürdigsten, und zur Gründung einer zuverlässigen Erkenntniß oft am nöthigsten, gewesen wäre; theils in die Empfindung unsere Phantasie und Vermuthung sich einmischen lassen, und dann alles dieses doch für Erfahrung halten, und dafür ausgeben.

Leg.

Letzteres insbesondere heißt der Fehler des Erschleichens (*vitium subreptionis*).

Um diesen Fehler bey dem Gebrauche unserer Empfindungen zu vermeiden, kömmt es hauptsächlich auf folgende Regeln an.

- 1) Da alle Empfindungen von einzelnen Dingen herrühren: so läßt auch jedwede nur einzelne Bemerkungen zu. In so fern können nun zwar aus einzelnen Erfahrungen allgemeinere Sätze gemacht werden, in wie fern man nur dasjenige wegläßt, was nichts dazu beygetragen hat (*). Aber darauf kömmt es nur an, und dazu ist die größte Behutsamkeit nöthig, daß man seine Erfahrung genau bestimmte nach dem, wovon sie abhängig war, und nicht auf dasjenige ausdehnet, wohin sie sich nicht erstreckt. Die Unterlassung dieser Regel ist die gewöhnliche Ursache der Streitigkeiten, wo einer dem andern widerspricht, jeder auf seine Erfahrung sich beruft, und keiner Erfahrung genug für seine unbestimmte Behauptung gehabt hat.
- 2) Die Benennung mit einem gemeinschaftlichen Namen classificirt den Gegenstand, ist also schon ein Urtheil, und insgemein ein Urtheil, in welchem der Grund von vielen andern liegt. Hier ist also abermals ein Ort, wo die Erfahrung anfangen kann, verfälscht zu werden, und Irrthum sich einschleicht. Hüte dich also, daß du bey deinen Empfindungen, und bey

Jeders Logik.

W

der

der Bestimmung der Erfahrung, die du daraus sammlest, keine falschen Namen gebrauchest. Dieses kann aber gar leicht geschehen einmal aus Mangel der Erfahrung, oder weil man viele Dinge nur dem Namen nach kennet, und folglich nicht recht kennet, allerley Namen im Kopfe hat, aber keine deutlichen und vollständigen Begriffe dazu. — So steht in der Fabel die junge Maus, die nun auf Reisen geht, die Mäster für ein Schiff an, und wird gefangen. — Je weniger bestimmte Begriffe man hat, desto leichter kann man durch einige Ähnlichkeit verführet werden, einen vorkommenden Gegenstand unter einem falschen Namen sich zu gedenken (**). Sodann können hier insbesondere auch wieder Phantasie und Leidenschaft uns täuschen, und bey der Empfindung einen falschen Namen unterschreiben, nemlich den Namen, der ohnedem in der Phantasie war; und somit alle Beschaffenheiten, die wir einmal bey diesen Namen zu denken gewohnt waren, zum Scheine der Empfindung hinzusetzen. So sehen die Menschen oder hören, nicht was wirklich da ist, sondern bald, was sie wünschten, bald was sie fürchteten. Die Regel versteht sich nun von selbst.

- 3) Insbesondere aber hat man sich zu hüten, daß man nicht durch den Namen in die Erfahrung mit einmischet, was sich gar nicht

nicht empfinden läßt; sondern nur geschlossen werden kann. Die Namen, die verstecktere Verhältnisse, causalen Zusammenhang, Absicht, oder Moralität, anzeigen, dürfen nicht gebraucht werden, wenn man aus der Empfindung reine Erfahrungen absondern will (***).

(*) Wie vermittelt der Regel von der Analogie die einzelnen Erfahrungen wahrscheinliche allgemeinere Folgerungen zulassen, ist aus dem, was von dieser Vermuthungsregel oben (§. 57.) bemerkt worden ist, abzunehmen. *S. Verulamius de Augmentis scient. lib. V. c. 2.*

(**) *S. Helin Geschichte der Menschheit, Th. I. S. 183.*

(***) *S. Epiktet Kap. 45.*

S. 84.

Einige Regeln für die Kunst zu beobachten.

Es giebt gemeine Erscheinungen, von welchen jedermann Erfahrungen hat, und ohne Mühe sich erwirbt. Es giebt auch solche, die sich selten ereignen, oder nur durch die Kunst hervorgebracht werden. Bey diesen ist besonders Kunst zu beobachten nöthig, die Kunst, vermittelt der Erfahrung richtige und lehrreiche Begriffe sich zu erwerben.

Was dazu gehöre, läßt sich aus dem Begriffe und der Absicht der Beobachtung leicht bestimmen.

Nemlich

- 1) Genauigkeit, nichts unbemerkt zu lassen, was nicht offenbar entbehrlich ist. Was eine Kleinigkeit scheint, ist oft das wichtigste. Bey der Beobachtung ist es daher besser, zu viel, als zu wenig anzumerken. Bey Versuchen ist die Beschaffenheit der Instrumente nicht ausser Acht zu lassen.
- 2) Das Vermögen einer anhaltenden Aufmerksamkeit, Gegenwart und leichte Fassung des Geistes.
- 3) Lust zur Sache.
- 4) Eine vorläufige Kenntniß von der Sache kann grosse Dienste thun, und bisweilen unentbehrlich seyn.
- 5) Aber nicht müssen vorgefaßte Meynungen einen hindern, mit unverblendeten Augen zu sehen, und alles zu sehen.
- 6) Wis und Scharfsinn führen mittelst analogischer Schlüsse auf Versuche, durch welche Wirkungen hervorgebracht werden, die vor sich selbst nicht entstanden seyn würden.
- (*) Aus diesen Regeln kann man auch die Merkmale abnehmen, die uns die Beobachtungen anderer glaubwürdig oder verdächtig machen können.

§. 85.

Regeln, so bey Untersuchung der Ursachen zu beobachten.

Wir sind begierig, die Ursachen von allem, was da ist und geschieht, zu wissen. Es ist uns

uns daran auch viel gelegen. Aber vielerley Irrungen sind hiebey gewöhnlich.

Um die Regeln zu verstehen, die die Logik desfalls vorschreibt, können wir uns noch mit dem klaren Begriffe einstweilen begnügen, oder mit der Worterklärung, daß eine Ursache von etwas dasjenige genennet wird, was dieses hervorgebracht hat, oder ohne dessen Kraft und Wirkksamkeit dieses nicht würde geschehen seyn.

Die gewöhnlichsten Irrthümer, die wir bey Erforschung der Ursachen begehen, sind folgende:

- 1) Wir sehen etwas für die Ursache an, was zwar dabey gegenwärtig, zugleich vorhanden, vorgegangen, aber nicht die Ursache von dem, was geschah, gewesen ist (*fallacia non causae ut causae*).
- 2) Noch öfter schreiben wir demjenigen einen Erfolg ganz zu, wovon derselbe noch nur zum Theil hergekommen ist.
- 3) Und eben deswegen sehen wir dasjenige, was ein Ding nur unter gewissen Umständen hervorbringen konnte, für etwas an, was es immerzu, und unter ganz andern Umständen, bewirken wird.
- 4) Auch zeigt sich der Einfluß der vorgefaßten Meynungen und der Neigungen gar deutlich hiebey.

Man sieht also wohl, was zur Erforschung der Ursachen nöthig ist, nemlich genaue und wiederholte Beobachtung.

Nach der Regel, (§ 57.) daß das gewöhnliche mit Recht vermuthet wird, wenn nicht das

Gegensatz aus einem besondern Grunde erhellet, vermuthet man auch die gewöhnlichen und bekannten Ursachen in jedweden ähnlichen Falle. Darauf gründen sich die Erklärungs-hypothesen, Sätze die die Ursache einer Begebenheit mit Wahrscheinlichkeit angeben. Bey ihrem Gebrauche ist zu erwägen,

- 1) Ob die angebliche Ursache auch ein wirkliches mit Kraft versehenes Ding;
- 2) Ob sie in dem Falle vorhanden seyn und wirken konnte;
- 3) Ob nicht eine andere Ursache weit wahrscheinlicher angenommen werden könne;
- 4) Ob sie auch dem ganzen Effecte gewachsen, alles habe bewirken können, was ihr zugeschrieben wird?

§. 86.

Vom rechten Gebrauche des innern Sinnes.

Von Irrthümern, in welche Menschen in Ansehung der innern Empfindungen gerathen, sind zu merkwürdige Beyspiele bekannt, als daß es unnöthig scheinen könnte, von dem rechten Gebrauche derselben noch besonders etwas zu erinnern. In Rücksicht auf dasjenige, was im vorhergehenden bereits gesagt worden, wird man folgende Regeln leicht für gegründet erkennen:

- 1) Bey den innern Empfindungen vermen-
ge man nicht den Schein, den die Dinge
von uns erhalten, von den sich zugesellen-
den Nebengriffen, von der Beschaffen-
heit

heit unseres Gedankensystems und den Neigungen unseres Gemüthes, mit dem Scheine, der von ihren wirklichen Beschaffenheiten herrühret.

2) Auch wenn der zufällige Schein von dem beständigen abgezogen worden ist; hat man sich noch wohl in Acht zu nehmen, daß man nichts erschleicht, nicht mehr in den Ausdruck, der sich auf die Empfindung gründet, bringt, als in der Empfindung liegt, nicht allgemeiner ihn mache, als er, vermöge dessen, wovon die Empfindung herkam, gemacht werden kann.

3) Der eigene Geist des Menschen, die Imagination, können wunderbare Empfindungen und innere Erscheinungen hervorbringen, deren starkes Licht verführen kann, sie für mehr als bloße Wirkungen der Phantasie zu halten, da sie es doch sind. Man hüte sich vor Selbstbetrug, und vermuthet auch hier nicht eher ungewöhnliche Ursachen, bis man überzeugt ist, daß die gewöhnlichen das Bemerkte nicht haben hervorbringen können. Je sonderbarer die Erscheinung ist, desto genauer muß sie geprüft werden.

4) Ueberhaupt also verachte man zwar die innern Empfindungen nicht; aber man suche sie aufzuklären, vermittelst der höhern Erkenntnisfähigkeiten, die dazu bestimmt sind, wenn man Begriffe und Meinungen darauf gründen will.

Dritter Abschnitt.

Regeln für die Meditation.

§. 87.

Grundregel zur Verwahrung vor Irrthum bey dem abstracten Denken.

Dasjenige Denken, wobey nicht gegenwärtige Dinge in dem Scheine der Empfindung, sondern wobey abgezogene Begriffe in dem Scheine der symbolischen Vorstellung betrachtet werden, heißt das abstracte Denken, Meditation, oder auch Speculation. Das eigene bey dieser Art der Erkenntniß ist also, daß die Vorstellung unmittelbar aus dem Worte entspringt. Die Worte aber veranlassen leicht allerhand Irrthümer. Davor hat man sich also in Acht zu nehmen. Obgleich die Irrungen, die durch Veranlassung der Worte entstehen, mancherley sind; so ist doch der allgemeine Grund davon immer dieser, daß man sich das, was bey den Worten gedacht werden soll, nicht klar, deutlich und bestimmt genug gedenket. Dem Irrthume bey dem abstracten Denken vorzubeugen, ist also vor allen Dingen nöthig, daß man die Worte wohl erwäge, die man gebrauchet, und die Ideen, die sie ausdrücken sollen, besonders aber die Hauptidee, worauf die Meditation sich bezieht, sich klar und deutlich mache.

S. 88.

Von dem Gebrauche und der Empfindung der
Definitionen.

Dies führt uns nun auf bestimmtere Regeln. Es fragt sich, nun wie können wir machen, daß die Begriffe, die wir nur dunkel, schwankend, und unbestimmt haben, helle und bestimmt werden? Es finden sich dreyerley Wege, auf welchen man dazu gelangen kann. Sie sind aus den Betrachtungen des ersten Hauptstückes der Logik bekannt.

Erstlich dienet dazu die Definition; durch welche das Mannigfaltige, so unter einem Namen zusammen begriffen wird, oder die vollständigen Beschaffenheiten einer Sache, die ihr theils gemeinschaftlich mit andern zukommen, theils eigen sind, einzeln angezeigt werden; oder vermittelst deren der Begriff von der Sache aufgeklärt wird durch Anzeigung der Art ihres Entstehens. Wenn einer nun eine Definition von der Sache hat, so ist nur nach den oben (S. 36.) angezeigten Regeln zu untersuchen, ob solche richtig. Muß aber die Definition erst gesucht werden: so ist aus dem Begriffe der Definition leicht abzunehmen, wie sie gefunden werden könne; nemlich durch Vergleichung der mancherley Lebensarten, in welchen ein Wort gebraucht wird, durch Zusammenhaltung der mancherley Vorstellungen, die man von der Sache hat, unter allerley Umständen und Bestimmungen; durch Verknüpfung der einzelnen

ausgemachten Eigenschaften und Erwägung dessen was daraus folget. Es ist hiebey besonders vertheilhaft,

- 1) Wenn man gleich anfangs auf sehr unterschiedene Anwendungen eines allgemeinen Begriffes, dessen Erklärung man sucht, sich besinnet, und diese mit einander vergleicht;
- 2) Wenn man den entgegenstehenden Begriff zu gleicher Zeit aufkläret;
- 3) Wenn man die allernächst angränzenden Begriffe mit erwäget, als welche hauptsächlich unterschieden werden müssen.

Aber es kömmt hiebey immer darauf an, daß einer die gehörigen Vorerkenntnisse hat. Wenn ihm diese fehlen, so wird er bey allen Regeln der Logik, wie man die Definition finden könne, leicht falsche Begriffe sich machen. Die nützlichste Regel hiebey ist also wohl diese, daß man bedenke, ob man auch Kenntniß genug habe, um seine Begriffe, die daraus abstrahirt sind, für vollständig und allgemein zu halten?

S. 89.

Von dem Gebrauche und der Empfindung der Eintheilungen und Distinctionen.

Nicht alle Begriffe lassen sich auf einentliche Definitionen bringen. Sie sind zum Theil zu allgemein oder zu einfach (S. 36.). Oft hat man es mit vieldeutigen Namen zu thun; oder mit solchen, die nicht sowohl ein Ding, als
viele

vielmehr eine Sammlung von Dingen oder Beschaffenheit ausdrücken. In allen diesen Fällen dienet statt der Definition die Division, die Herablassung auf die bestimmtern Begriffe. Auch wo die Definition schon vorhanden ist, kann diese zur Prüfung derselben, oder überhaupt zur fernern Aufklärung und Ordnung der Begriffe gar nützlich gebraucht werden.

Und ausser der eigentlichen logischen Eintheilung dienet jedwede Anzeige der Theile, woraus ein Ding besteht, zur Vollkommenheit der Begriffe; so wie die Distinction zur Verhütung, daß nicht verschiedene Ideen mit einander verwechselt oder vermengt werden. Nur muß auch bey der Distinction darauf gesehen werden, daß der angebliche Unterschied nicht nur überhaupt, sondern auch so, wie er ist gebraucht wird, wirklich da ist.

Die bestimmtern Begriffe, die Theilungsglieder, findet man durch Besinnen und Nachdenken: indem nach dem natürlichen Gesetze des Denkens (§. 26.) Ideen, die so genau mit einander verknüpft sind, wie diese, wohl einander erwecken, und auf einander führen müssen.

Die Ordnung derselben wird sich auch geben, wenn man sie einzeln sich aufklärt, und unter einander vergleicht, und an die obigen Regeln (§. 37.) sich dabey erinnert.

Wenn mehrere Theilungsgründe sich anbieten; so verdienen diejenigen den Vorzug, die am deutlichsten in die Augen fallen, am merkwür-

würdigsten sind, und am natürlichsten auf weitere nützliche Eintheilung fortführen (*).

Ein Erfindungsmittel, das man dabei mit Vortheile gebrauchen kann, ist dieses; daß man die allgemeineren und einfacheren Begriffe, die in dem Hauptbegriffe, für den man eine Eintheilung sucht, liegen, herauszieht und nachdenket, ob man nicht von diesen einige Eintheilungen weiß. Denn ein großer Theil davon wird sich allemal anwenden lassen, um eine Eintheilung für den bestimmteren Begriff daraus herzuleiten (**).

(*) G. Reimarus Vernunftlehre §. III. 123.

(**) Die Erfindung der Eintheilungen durch willkührliche Bestimmung des allgemeinen Begriffes, ist in den §. 91. angezeigten Bemühungen mit enthalten. G. unterdessen Urrichs Anleitung zu den philos. Wissen. §. 38. f. f.

§. 90.

Wie durch Aufsuchung des Ursprunges unserer Begriffe die Realität derselben erforschet werden könne.

Es ist noch ein Mittel übrig, Begriffe aufzuklären, welches besonders auch dazu dienet, ihre Realität zu erforschen. Dieß ist die Untersuchung ihres Ursprunges. Es könnte vielleicht geschehen, daß etwas sich definiren und eintheilen ließe, und daß es doch eine Chimäre, sein Name ein leeres Wort, wäre. Es dienen zu dieser Untersuchung nachfolgende Regeln:

- 1) Man frage sich selbst, woher man wisse daß dasjenige, so man sich bey einem Worte gedenket, irgendwo sey oder seyn könne? Es wird sich dadurch offenbaren, ob man den Begriff von sich selbst, oder von andern habe.
- 2) Hat man ihn von sich selbst; so ist es entweder ein Erfahrungsbegriff oder ein geschlossener. Man gehe in einem oder in dem andern Fall auf seine Gründe zurück, und prüfe sie: so wird sich zeigen, ob der Begriff reell ist oder nicht. Wenn er es ist: so wird er zugleich in einem neuen Lichte erscheinen.
- 3) Erinnert man sich an andere, von welchen man diesen Begriff bekommen: so fragt es sich weiter, ob sie ihn uns als einen Erfahrungsbegriff oder als einen Begriff des Nachdenkens angegeben haben; und mit was für Gründen?
- 4) Da alle unsere Erkenntniß aus den Empfindungen erwächst, da Worte an sich nicht die Quellen der Vorstellungen sind, und also die Begriffe, die sie erwecken sollen, mittelbarer oder unmittelbarer Weise aus den Empfindungen haben müssen: so kann wohl ein Wort nichts anders, als ein leerer Name seyn, wenn es nicht auf Empfindungsbegriffe zurückführet. Diese Empfindungsbegriffe müssen das wahre Licht hergeben, den abstracten Beweis aufzuklären. Aber man kommt vermittelst der
Wort.

Wörterklärungen sehr langsam, oder gar nie, auf diesen Punkt. Geschwinde kommt man dahin, wenn man untersucht, aus welchen Empfindungen der abstracte Begriff konnte entstanden seyn.

5) Finden wir uns in dem Falle, daß wir durch alles dieses uns noch nicht von der Realität des Begriffes gewiß machen können: so versuchen wir noch alle Bestimmungen desselben, die wir wissen, mit einander zu vergleichen, um zu sehen, ob sich das zusammen gedenken lasse, was zusammen gedacht werden soll.

6) Hier, wie bey allen Untersuchungen, muß ein Mensch nicht seine Einsichten zum Maasstabe der allgemeinen Vernunft machen, und was er nur nicht einsieht, schlecht- hin leugnen.

§. 91.

Wie vollständige und ausföhrliche Begriffe zu erlangen.

Die vorhergehenden Bemühungen dienen meistens nur dazu, die Erkenntniß, die man bereits hat, mehr aufzuklären und zu ordnen. Aber wie können wir durch Nachdenken dazu gelangen, daß wir unsere Erkenntniß erweitern, daß wir von einer Sache, von der wir noch wenig wissen, einen vollständigern und ausföhrlichern Begriff bekommen, entdecken, was wir noch nicht wußten; oder, um den schmeichelhaftesten Namen zu gebrauchen, daß wir

Wir erfinden? Daß dieſes möglich ſey, wird niemand leugnen. Aber ob allgemeine Regeln viel dazu helfen können, ob der glückliche Fortgang im Denken nicht mehr gehindert als befördert werde durch den Zwang der Regel; ob ein gutes Genie bey freyer Meditation, bloß durch die natürlichen Geſetze des Denkens geleitet, nicht mehr ausrichten werde: dieß möchte wohl gefragt werden. Und allerdings ſcheinet es weder möglich, viele bewehrte Regeln im allgemeinen zu geben; noch rathſam, ſich beym Nachdenken an dergleichen logiſche Vorſchriften allzu genau zu binden. Denn es kann nicht anders ſeyn, als daß der Fortgang der Gedanken aufgehalten wird, wenn man ſich zu ſehr in ein gewiſſes Geleiſ einschränket. Sodann beſtimmt auch eine Meditation, die auf ſolche Weiſe entſteht, ordentlich ein allzu ſchulmäßiges und einförmiges Anſehen, ſo dem guten Vortrag entgegen iſt.

Alle Regeln des künstlichen Nachdenkens können überhaupt weiter nichts leiſten, als daß vermittelt derſelben Gedanken leichter erwecket werden. Sie zu prüfen, zu ordnen und mit einander zu verbinden, iſt die Sache der Vernunft. In dieſer Abſicht aber kann man die längſt bekannten Vorſchläge der Logiken und Rhetoriken nicht gänzlich verwerfen (*). Sie können wenigſtens dazu dienen, eine ſchon fertige Sammlung von Gedanken darnach zu muſtern, um zu ſehen, ob irgendwo noch etwas hinzugethan werden könne. Folgende Regeln wer-

werden bey freyer Meditation, und bey jedweder andern, nützlich zu beobachten seyn:

- 1) Man denke nicht einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten, über eine Sache nach; und betrachte sie aus verschiedenen Gesichtspunkten.
- 2) Man nütze die glücklichen Augenblicke, sammle die in denselben aufsteigenden Gedanken, sonderlich diejenigen, die eine neue Aussicht versprechen.
- 3) Man denke allemal zuerst selbst über eine Sache nach, ehe man sich bey andern Rathß erholet. Man bereitet sich nicht nur dadurch vor, die Gedanken des andern besser zu beurtheilen, sondern man kann auch dadurch auf Bemerkungen gebracht werden, auf welche man nicht würde gekommen seyn, wenn man sich gleich anfangs einen Führer gewählt hätte (**).

(*) Man kann hiebey nachsehen *Verulamii de Augm. scient. V. 3. Rotembecci Logica vetus et nova. part. II. pag. 714. seq. Crusius Logik S. 1038. f. Darjes Via ad veritatem p. 120. seqq. Und wenn man Lust hat I. A. Weberi Ars discurrendi de qualibet materia. Norimb. 1671. 8.*

(**) Regeln zur freyen Meditation giebt *Cartesius* in den *regulis ad directionem ingenii. Opp. tom. IX. u. Mallebranche liv. VI. sec. part. ch. I.*

§. 92.

Von Auflösung der Fragen.

Auf welche Weise man auch unternimmt über eine Sache nachzudenken: so wird es jederzeit hauptsächlich darauf ankommen, wie aufstossende Fragen aufgelöst werden können. Auch läßt sich überhaupt unter dem Problem, wie Fragen aufzulösen, alles zusammen fassen, was noch von der Meditation zu sagen seyn möchte. Und hiebey können auch einige nützliche Regeln angebracht werden.

Es scheint, daß sich alle Fragen auf diese drey Classen bringen lassen, daß entweder ein Subject gegeben wird, wozu ein Prädicat gefunden werden soll, oder ein Prädicat, wozu das Subject, oder es wird Subject und Prädicat gegeben, und das Verhältniß gesucht, ob das Prädicat dem Subjecte zukomme oder nicht. Die Frage sey von welcher Art, als man will: so sind folgende Regeln nützlich.

- 1) Man suche den Sinn derselben so genau, als möglich, zu bestimmen. Hernach kann man auch versuchen, sie auf andere, aber gleichgültige Ausdrücke zu bringen, ob das durch etwa eher ein Licht aufgehen möchte.
- 2) Man sehe ob sie sich theilen läßt, und wenn dieses ist, so untersuche man, welche von den einfachern Fragen zuerst behandelt werden muß. Es liegen in einer Frage oft mehrere ohne daß man es gleich gewahr wird. Also muß bey den Fragen

Jeders Logik.

N

die

die die Erklärung einer Begebenheit betreffen, fürs erste gefragt werden, ob und in wie fern das Factum wahr und richtig angegeben worden ist.

- 3) Man suche die darinn liegenden Begriffe aufzuklären und zu entwickeln, so weit bis man einiges Licht bekommt, welches auf das Ziel führet.
- 4) Statt des angegebenen Begriffes nehme man, wo es angeht, bald den allgemeineren, der darinn steckt, bald den bestimmteren, der darunter gehört, und wende die Frage darauf an. Dadurch, daß man also die Frage bald allgemeiner, bald bestimmter denkt, kann man viel gewinnen.
- 5) Man besinne sich, ob man nicht die Frage auf eine andere reduciren kann, die man leichter zu beantworten weiß.
- 6) Man darf hiebey so gar etwas annehmen, was nicht ist, wenn man dadurch auf ein Resultat kommt, aus welchem das, was man wissen will, sich leichter finden läßt.

Ist nun die Frage von der dritten Art, welches, nach der allgemeinen Form zu urtheilen, die leichteste ist: so kann man vielleicht dadurch eher auf die Antwort geführt werden, wenn man dieselbe einmal bejahet, einmal verneinet, und nun aus den kategorischen Sätzen Folgen zieht. So findet sich vielleicht ein indirecter Beweis für einen dieser contradictorischen Sätze. Und damit wäre schon genug gewonnen. Bey Fragen der ersten und zweyten Art versuche man fürs

fürs erste, ob die ganze Frage, oder die einfachen Fragen, die in ihr liegen, sich in Lehrsätze verwandeln lassen, von der Art: Es ist möglich, daß ic. Dadurch kann nicht nur offenbar werden, ob die Frage etwas unmögliches enthielte; sondern der Beweis zu einem solchen Lehrsatz wird auch zu der Auflösung der Frage leiten. Welter aber suche man zu dem gegebenen Prädicate solche Subjecte, oder zu dem gegebenen Subjecte solche Prädicate ausfindig zu machen, die einigermaßen, wenigstens mehr als andere, damit zu harmoniren scheinen, so bekommt man Fragen der dritten Art.

Vierter Abschnitt.

V o n d e r L e c t ü r e.

§. 93.

Nutzen einer geordneten Lectüre.

Die Erkenntniß eines einzigen Menschen ist viel zu eingeschränkt, und das Feld der Wahrheiten viel zu groß, als daß es unnöthig scheinen könnte, anderer Einsichten sich zu Nutzen zu machen. Viele Dinge lernet man nicht anders kennen, als vermittelt besonderer Erfahrung, die aber nicht ein jeder unmittelbar für sich haben kann. Auch bey den gewöhnlichsten Gegenständen der menschlichen Erkenntniß, würden eines jeden Begriffe allzu einseitig, und

unvollständig seyn, wenn er nur auf seine eigene Wahrnehmungen und Einsichten bauen wollte. Und seine Vorurtheile zu erkennen, ist wohl hauptsächlich fremde Hilfe nöthig.

Man wählt in dieser Absicht mündlichen Unterricht oder Lectüre. Aber die Erfahrung lehret, daß die Absicht oftmals verfehlet wird. Da unterdessen die Mittel an sich brauchbar und unentbehrlich sind, so muß es auf die Art des Gebrauches ankommen. Daher kann es nicht überflüssig seyn, einige Regeln für die Lectüre anzumerken. Denn diese Art, sich durch andere zu unterrichten, hat man am meisten in seiner Gewalt, um nach Regeln dabei zu verfahren. Regeln für den rechten Gebrauch des mündlichen Unterrichtes werden leicht daraus abzunehmen seyn.

§. 94.

Was für Schriften man lesen soll.

Es ist natürlich, daß ein jeder hauptsächlich diejenigen Schriften fleißig studiret, die zu seiner Absicht vorzüglich nöthig sind. Ueberhaupt aber

- 1) nuzet es mehr zur Bildung des Genies wenige gute Schriften oft lesen, als immer viele mittelmäßige, oder schlechte, wie sie einem vorkommen. Denn von jenen lernt man denken; bey diesen ist man in Gefahr, es zu verlernen.
- 2) Man lese nicht bloß die Schriften, die jetzt den Beyfall des großen Haufens haben.

ben. Diese Gewohnheit ist ohne Zweifel eine der vornehmsten Ursachen, die die Progressen des menschlichen Verstandes aufhalten. Daher kommt es, daß die Vorstellungarten immer abwechseln, und immer einseitig sind.

- 3) Man lese Schriften, wo Gutes und Böses durch einander auf eine blendende Weise vorgestellt ist, die berufenen Schriften, nicht zu frühzeitig, nicht ehe man die gehörigen Grundbegriffe im Verstande hat, und im Stande ist, den Irrthum unter dem Scheine der Wahrheit zu erkennen; auch nicht zur Zeit, wenn die Leidenschaft auf Irrlehren lauert; endlich nie, ohne wohl auf seiner Hut zu seyn. Aber lesen muß man sie, wenn man in dem Theile der Erkenntniß, zu welchem sie gehören, gründliche und geläuterte Einsichten sich verschaffen will.
- 4) Man lese nicht mehr, als man vertragen, überdenken und ordnen kann.

S. 95.

Wie man lesen soll. Allgemeine Regeln.

Ich setze voraus, daß man die Absicht bey der Lectüre habe, sich zu unterrichten oder wenigstens den Inhalt einer Schrift sich genau bekannt zu machen.

- 1) Wenn es seyn kann, suche man sich gleich anfangs von der Absicht, in welcher ein

ders zu beobachten. Denn wenn man sich aus selbigen unterrichten will, muß man vorher wissen, in welchem Grade der Geschichtschreiber glaubwürdig sey. Einige Regeln, wie dieses zu beurtheilen, sind in dem oben (§. 70.) angezeigten enthalten. Aber selbst aus der Art, wie ein Geschichtschreiber erzählt, kann man abnehmen ob er Glauben verdienet oder nicht. Er wird verdächtig,

- 1) Wenn er immer noch Witz haschet, den glänzenden Ausdruck mehr liebt, als den richtigen.
- 2) Wenn er beständig, wo er erzählen soll, und wenn seine Erzählung zu sehr auf ein Thema hinfiele.
- 3) Wenn man sieht, daß er gerne alles ungemein und wunderbar vorstellet; nur das Glänzende aussucht, und vor wichtigen Kleinigkeiten unachtsam vorbeigehet.
- 4) Wenn er offenbar ungereimte Dinge als wirkliche Vorfälle ernstlich erzählt; ohne zu erinnern, oder durch den Ton der Erzählung zu verstehen zu geben, daß sie keinen Glauben verdienen. Aber man übereile sich nicht, etwas für unmöglich zu halten, welches zu begreifen man nur zu unwissend ist.
- 5) Wenn er unter die Geschichte seiner Vermuthungen und Schlüsse einmengen, sie in dem Tone der Erzählungen sagt.

S. 97.

Vom Lesen dogmatischer Schriften.

Beym Lesen solcher Schriften, in denen allgemeine Lehren vorgetragen werden, ist hauptsächlich darauf zu sehen, daß man nicht durch betrügerische Vorstellung der Meinungen, und durch Scheinbeweise, verführet werde, irrige Lehresätze für wahr anzunehmen, und gegründete zu verwerfen. Hiebey werden also nachfolgende Regeln nicht ohne Nutzen beobachtet werden:

- 1) Man denke, wenn man nur einigermaßen dazu geschickt ist, selbst über die Materie nach, ehe man das Buch vornimmt, in welchem sie abgehandelt ist. Die Uebereinstimmung mit der vorgefaßten Meinung ist zwar kein sicheres Merkmal, daß die Lehren des Schriftstellers richtig, so wie die Abweichung sie nicht nothwendig als irrige zu erkennen giebt. Aber man setzet sich doch dadurch in den Stand, das Gelesene besser zu beurtheilen.
- 2) Ohne sie zu entkräften, bringe man bey wichtigen Lehren die Beweise des Schriftstellers in die einfachste Schlussform. Dieses schulgerechte Verfahren ist von dem wahrtem Nutzen.
- 3) Man gebe einer kritischen Meinung keinen uneingeschränkten Beyfall, so lange man nur die Gründe des einen Theiles kennet.

- 4) Man beurtheile Meynungen nicht bloß aus den Vorstellungen der Gegner.

§. 98.

Von einigen besondern Gelegenheiten zur Verführung, vor welchen man sich bey der Lectüre in Acht zu nehmen hat.

Die Begierde, Beyfall zu erlangen, und andern seine Meynungen beizubringen, gebräuchet bisweilen Kunstgriffe, die unvorsichtigen Lesern leicht zur Verführung gereichen können. Man kann Beispiele davon bey berühmten Schriftstellern finden. Ich bin weit entfernt jedweden, bey dem sie angetroffen werden, eine böse Absicht Schuld zu geben. Aber es scheint doch Pflicht, davor zu warnen. Ich will einen Versuch machen, und einige dieser verführerischen Kunstgriffe anzeigen.

- 1) Der Schriftsteller bringet seinen Satz in Verbindung mit den bekanntesten Dingen der gemeinen Erkenntniß, an welchen niemand zweifelt, wobey aber die vielen Bestimmungen, und der verworrene Schein leicht eine Seite zulassen, wo sich das Falsche an das Wahre anschliesset, und mit einschleicht.
- 2) Man beschäftigt auf eine angenehme Weise den Leser mit Nebenideen, und quasi aliud agendo bringt man seinen unrichtigen Satz mit unter, ohne daß es der Leser gewahr wird. Eben so machen es Taschenspieler.

3)

- 3) Solche Schriftsteller gewinnen die Leser dadurch, daß sie alle ihre Grundsätze auf die herrschenden Sitten und Meinungen hinleiten, auf Dinge, die dem Leser familiar und interessant sind. Sie reden immer die Modensprache. Man müßte gar nicht wissen, wie sehr die Menschen an den Worten kleben bey ihrer Erkenntniß, wenn man nicht bald einsehen könnte, was Lehren für einen Schein der Wahrheit durch einen solchen Vortrag gewinnen können.
- 4) Sie suchen hauptsächlich den Theil der Leser für sich einzunehmen, der am heftigsten ist, wenn er Wutten macht. Dieser Artigkeit, und den zur rechten Zeit für einige Lebensangelegenheiten Complimenten, hat wohlriecht mancher Modeschriftsteller einen großen Theil seiner Anhänger zu danken.
- 5) Sie machen durch starke aber einseitige ~~Vorstellungen einer Sache~~, durch lebhaftere Schilderungen derselben in einzelnen Fällen, einen Eindruck auf die Einbildungskraft, und ziehen alsdann unbestimmte und allgemeine Folgen.
- 6) Bisweilen nimmt der Schriftsteller eine verstellte Bescheidenheit an, überläßt dem Leser den Auspruch, der aber schon vorbereitet und gewonnen ist. Ueberdies glaubt dieser selbst geurtheilet zu haben, und ist desto kräftiger überzeugt.
- 7) Ein andermal muß eine falschnüßig zuversichtliche Mine eben die Wirkung thun.

Mit

Er wird immer in der Fassung seyn, eines bessern sich belehren zu lassen: folglich keine Ehre darinne suchen, unüberwindlich zu scheinen dadurch, daß er es nie an Worten fehlen läßt.

Daß das Wesentlichste der Disputirkunst in diesen Regeln begriffen ist; wird man leicht einräumen; wenn man sich nicht unter diesem Namen jene Zankkunst (*) gedenket, die mit dem Charakter wahrer Wissenschaft und Weisheit so wenig sich verträget.

(*) Wer noch Lust hat sich von den Künsten derselben zu unterrichten s. I. U. *Danhaueri Idea boni disputatoris et malitiosi sophistae.* Argent. 1692. 8.

§. 100.

Von der Lehrart.

Lehren heißt nicht nur schlechtthin dem andern wieder sagen, was man weiß; sondern so sagen, daß er es nun auch wisse, folglich, daß er alles verstehen, überzeugt werden, alles fassen und behalten könne. Es kommt dabey ohne Zweifel auf die Art des Vortrages vieles an. Die nöthigsten Eigenschaften eines Vortrages, wodurch der andere unterrichtet werden soll, lassen sich aus der Absicht abnehmen, und nachfolgende werden von den allgemeinen die hauptsächlichsten seyn.

- 1) Ein guter Vortrag muß die Sache verständlich machen, folglich deutlich seyn, als

le Begriffe in gehöriges Licht ſetzen. Die Mittel dazu ſind in dem vorhergehenden angezeigt (§. 88. f. f.)

- 2) Er muß Ueberzeugung verſchaffen, ſolglich gründlich ſeyn, alles, was eines Beweiſes bedarf, aus unzweifelhaften Grundſätzen dermaßen herleiten, daß die Folge evident iſt.
- 3) Er muß ſo eingerichtet ſeyn, daß man den Zuſammenhang der ganzen Lehre faſſen könne. Folglich muß man geſchickte Abtheilungen und den Uebergang von einem aufs andere natürlich machen, keine Lücken laſſen, aber auch vor Ausſchweifungen ſich hüten, und auf die entferntern Grundbegriffe und Grundſätze zurückführen, ſo oft es nöthig iſt.
- 4) Es erhellt hieraus, daß ſehr viel an der Ordnung gelegen iſt, in welcher man die einzelnen Stücke auf einander folgen läßt. Deutlichkeit, Ueberzeugung und das Beſthalten des ganzen Zuſammenhanges können dadurch befördert, oder gehindert werden. Aber daß dieſe dreyerley Abſichten, die man bey dem Unterrichte zu erhalten trachtet, einander bißweilen einſchränken, muß jeder wiſſen, der die Sache nur einmal verſuchet hat. Wollte man bey der Ordnung nur immer darauf ſehen, wie eines aus dem andern bewieſen werden könnte; wollte man nicht bißweilen etwas zum voraus annehmen, was an einem andern Orte erſt
recht

recht deutlich gemacht, vollständig bewiesen werden soll: so würden oftmals Materien dadurch zu sehr zerrissen werden, und dieß würde es schwer machen, dasjenige zusammen zu fassen, was sich unter einander bestimmet, deutlich machet, und einen vollständigen Begriff giebt. Die Deutlichkeit und das Behalten würden darunter leiden. Die sogenannte Ordnung der Schule kann daher der Ordnung der Natur nicht gerade entgegen gesetzt werden.

Nach diesen allgemeinen Regeln wird man den Werth der mancherley Methoden beurtheilen, und das Wesentliche einer jedweden von dem Zufälligen unterscheiden können. Die bekanntesten Lehrarten sind die analytische, synthetische, mathematische, aphoristische, dialogische, erorematische. Man wird bald gewahr, daß die eine in diesem Stücke, die andere in jenem etwas voraus hat. Sie sind aber auch nicht so sehr von einander unterschieden, daß sie sich nicht auf gewisse Weise mit einander verbinden ließen. Subjectivische Gründe müssen auch oftmals die Wahl der Lehrart, und die genauere Bestimmung ihrer Regeln, an die Hand geben. Allemal wird es nöthig seyn, sich mit den Begriffen und der Denkungsart desjenigen, dem man Unterricht geben will, vorher bekannt zu machen.

*) Ein mehreres von den mancherley Lehrarten s. in Crusius Logik. S. 568. f.

§. 101.

Vom Memoriren, und der Uebung der untern Erkenntnißkräfte.

Ob gleich die Logik nicht dergestalt auf den Gebrauch der höhern Erkenntnißkräfte eingeschränket ist, daß man nicht auch Vorthail für die untern Erkenntnißkräfte aus den eigenthümlichen Lehren derselben ziehen könnte, nicht nur was die Vermeidung des Irrthumes bey dem Gebrauche derselben anbetrifft, sondern auch in Ansehung der Uebung und Vervollkommenung derselben: so lassen sich dennoch für diese letztere, Absicht noch besondere Vorschläge thun. Was psychologisch dabey ist, besteht hauptsächlich darinn, daß man allmählig vom leichtern zum schwerern fortgeht; außerdem daß man durch die vorräthigen Begriffe des Verstandes leichter und richtiger zu empfinden in den Stand gesetzt wird (§. 24. §. 36. b. §. 84.). Als einen Anhang zur vorübergehenden Lehre vom Vortrage, will ich hier nur noch ein paar Regeln vorschlagen, die ich bey dem Memoriren oder der Vorbereitung zu einem öffentlichen Vortrage gut gefunden habe.

- 1) Man präge sich erstlich die Hauptabtheilungen, die Hauptideen und ihre Folge recht ein; dann die Subdivisionen, eine nach der andern.
- 2) Bey der Einprägung der letztern Unterabtheilungen, der Zergliederung der Begriffe, gebe man der Lust nach, die die Seele äußert, eines oder das andere zuerst sich einzuprägen.

Sedens Logik.

D

3)

- 3) Allernächst vorher, ehe der Vortrag gehalten werden soll, wiederhole man sich nur die Hauptideen in ihrer Ordnung, mit einem klaren scharfen Blicke.

Geschichte der Logik.

§. I.

Ursprung der Logik. Der Griechen erste Versuche.

Die Menschen haben lange nach Regeln gedacht, ehe sie diese Regeln bemerkt haben; so wie noch immer viele Menschen diese Regeln beobachten, ohne sich derselben deutlich bewußt zu seyn. Die Geschichte einzelner Menschen giebt in diesem Stücke, wie in vielen andern, die Geschichte des menschlichen Geschlechtes. Und von den einzelnen Bemerkungen bis zu der Wissenschaft vom Denken währte der Uebergang auch noch Jahrhunderte lang.

Die Griechen haben auch hier die ersten systematischen Abhandlungen geliefert; aber nicht gleich vollständige Logiken oder Dialektiken. Diese Namen selbst bedeuteten anfangs nicht genau die Wissenschaft vom Denken. Der Eleatische Zeno wird insgemein als der Erfinder dieser Wissenschaft genannt. Aber die Proben, die uns von seiner Dialektik übrig geblieben sind, beweisen, daß es eine verachtungswürdige Sophisterei gewesen. Unterdessen hat man es doch zumal der Mühe werth geachtet, sich mit diesen Grillen den Kopf zu zerbrechen. Die Megarische Secte machte sich dadurch einen eigenen Namen.

So.

Sokrates und Plato sind zwar nicht als Erfinder in der Logik berühmt; wiewohl sie nach einigen Zeugnissen auch hierinn etwas geleistet haben. Aber ein eigenes Verdienst ist es für sie, daß sie sich von dem verdorbenen Geschmacke der Sophisten nicht haben anstecken lassen, und daß sie andern ein Beispiel einer bessern Dialektik in ihrem Vortrage gegeben haben.

Der Pythagoräer wird in der Geschichte der Logik kaum gedacht. Als Pythagoras philosophirte, war es noch nicht Zeit, diese Wissenschaft auszuarbeiten. Bey seinen Schülern konnte allerdings das *αυτος ερα* eine Hinderniß seyn, auf die richtige Logik zu kommen. Archytas wird unterdessen als der Erfinder der Kategorien angeführt; und diese Erfindung war gewiß ein grosser Schritt in den Progressen des Geistes der Speculation.

§. 2.

Vom Organon des Aristoteles und der Logik der Stoiker.

Das Verdienst der mehreren Vollständigkeit erwarb sich zuerst Aristoteles. Obgleich ein grosser Theil seiner dialektischen Schriften verloren gegangen ist: so hat man doch lange genug in der Logik nicht mehr gehabt, und nicht mehr verlangt, als was in den übrig gebliebenen Schriften des Aristoteles enthalten ist. Die Lehren von den Schlüssen und Beweisen sind hauptsächlich darinn abgehandelt. Von den ältern Auslegern desselben hat Porphyrius das Glück erhalten, daß man seine Einleitung in die Kategorien des Aristoteles der Dialektik

dieses letzteren gleichsam einverleibet hat. Andronikus aus Rhodus soll die einzelnen Stücke in Ordnung gebracht haben, in welcher sie noch immer das Organon ausmachen. Aber nicht in der Ordnung scheint sie Aristoteles geschrieben zu haben. Dem Aristoteles könnte keine von den griechischen Schulen den Ruhm in der Dialektik eher strittig machen, als die Stoische. Chrysipp, der zweyte Vater dieser Schule, ist nicht nur der Urheber sehr vieler logischen Schriften, sondern auch so berühmt gewesen, daß man seine Logik für würdig hielte, von den Göttern selbst gebraucht zu werden *).

*) E. Revision der Philosophie Abschn. II. §. 3. und Cicero Top. c. II.

§. 3.

Von der Kanonik des Epikurs.

Epikur, ohne den Namen einer Wissenschaft zu gebrauchen, die ihm wegen des Mißbrauches, den seine Zeitgenossen davon machten, verhaßt war, hat in seiner Kanonik doch das Wesentliche davon vorgetragen. Es gereicht ihm zum Verdienste, daß er die Zuverlässigkeit und Wichtigkeit der sinnlichen Erkenntniß behauptet hat; ob er wohl zu weit darinn gieng. Auch hat er andere gute und praktische Bemerkungen darinn gemacht, wie man dem Irrthume und der Sophisterei begegnen solle. Wenn er von dem Syllogismus und von andern Materien, die ihm der Mißbrauch der Sophisten verächtlich machte, aus Geringschätzung keinen Unterricht gab; so war dieß nicht zu billigen, und

und seine Kanonik wurde dadurch allerdings unvollständig (**).

(*) *G. Cic. acad. IV. 26. 33. fin. l. 6. Lucræ. V. 565.*

(**) *G. Cicero acad. I. 2. fin. l. 7.*

§. 4.

Beschaffenheit der Logik in den mittlern Zeiten.

Die Römer haben sich um die Logik gar nicht verdient gemacht. Die Topik des Cicero kann kaum hieher gerechnet werden. Ueberhaupt hat das Studium der Philosophie bey den Römern nicht den Zeitpunkt erreicht, wo sie hätten darauf verfallen müssen, Logiken zu schreiben. Von den Kirchenvätern hat Augustinus einiges geschrieben, so dahin gehöret.

In den mittlern Zeiten war erst bey den Arabern, dann bey den Scholastikern, Aristoteles der allgemeine Lehrer dieser Wissenschaft. Nie hat man sich mit den allgemeinen Regeln die Wahrheit zu finden und zu vertheidigen spitzfindiger beschäftigt als damals. Und fast nie hat man in der Gelehrsamkeit weniger gesunden Verstand gesehen, als eben damals: welches allerdings auch den Unwerth eines solchen logischen Studiums beweiset.

§. 5.

Von den ersten Verbesserern der scholastischen Logik.

Raymundus Lullus müßte hier angeführt werden, wenn es auf Willen und Versprechen ankäme. Aber wenn man auf das sieht, was er geleistet hat: so ist sein Verdienst um die Logik nichts, oder weniger als nichts. *Petrus*

eben zu dem Aristoteles, dem Ramus oder dem Cartesius sich bekennen müsse.

Seinen Fußstapfen folgte, nicht als Nachfolger, sondern hauptsächlich als Gegner der Cartesianer, A. Rüdiger. Dieser hat besonders um die Lehre von der Wahrscheinlichkeit sich verdient gemacht, welches, neben und nach ihm auch noch andere deutsche Philosophen gethan haben.

Eine andere Schule gründete Leibniz; in welcher man, ohne Cartesens Sätze anzunehmen, die von ihm in der Philosophie zuerst gebrauchte Methode zur Vollkommenheit zu bringen, sich angelegen seyn ließ. Wolf, das sichtbare Haupt dieser Schule, reinigte zugleich die Logik noch mehr von unnützen, oder wenigstens nicht hieher gehörigen, Subtilitäten. Und dieß giebt seiner Logik ohne Zweifel einen gegründeten Vorzug von denjenigen Logiken; in welchen die Wissenschaft, die zum Denken angewöhnen, und das Studium der Philosophie anfangen soll, dergestalt mit Kunstwörtern und Abstraction überladen ist, daß man befürchten muß, der Verstand möchte dadurch mehr beschwert, als gebessert, und vielleicht vom wissenschaftlichen Denken durch eine solche Anweisung gar abgeschreckt werden. Doch hörte eine Logik, wenn sie es sonst wäre, dadurch nicht auf in ihrer Art vortreflich zu seyn, daß sie keine Logik für Anfänger ist.

(*) Ueber die Geschichte der Logik s. I. G. Walchii Parerga academica.

Meta.

M e t a p h y s i k
o d e r
Grundwissenschaft.

CONDILLAC Essai sur l'origine des
connoiss. hum. Introd. p. V.

Il faut distinguer deux sortes de métaphysique. L'une, ambitieuse, veut percer tous les mystères — l'autre plus retenue, proportionne ses recherches à la foiblesse de l'esprit humain; et aussi peu inquiet de ce qui doit lui échapper, qu'avidé de ce, qu'elle peut saisir, elle sait se contenir dans les bornes, qui lui sont marquées. La première fait de toute la nature une espèce d'enchantement, qui se dissipe, comme elle — Avec l'autre on acquiert peu de connoissances; mais on évite l'erreur, l'esprit devient juste, et se forme toujours des idées nettes.



Metaphysik.

Vorbericht.

§. I.

Begriff der Metaphysik.

Da die Metaphysik nicht einem Philosophen das ist, was sie dem andern ist; so ist es auch nicht möglich, eine Erklärung von ihr zu geben, die mit dem Begriffe eines jeden Metaphysikers genau übereintrifft. Ueberdiesen kommen sie doch alle darinn überein, daß in der Metaphysik die allgemeinsten Vernunft-Wahrheiten, die allgemeinsten Gesetze der Natur vorge tragen; und mittelst derselben die letzten Gründe der Eigenschaften und Veränderungen der
Din.

Dinge so viel möglich, aufgedeckt werden sollen. Die Gränzen dieser Wissenschaft sind freylich dadurch so genau noch nicht bestimmt; und daher geschieht es, daß der eine mehr, der andere weniger, zur Metaphysik rechnet. Es kann auch einerley Gegenstand auf verschiedene Weise betrachtet werden. Und wenn der Absicht anderer Theile der Philosophie es angemessen ist, bey dem Stehen zu bleiben, was wirklich ist, und also durch Erfahrungen sich beweisen läßt; so kann die Metaphysik versuchen, durch Schlüsse aus den Begriffen weiter zu kommen, und wenigstens durch Vermuthungen ins Reich der Möglichkeit einzudringen.

§. 2.

Von dem Werthe der Metaphysik.

Wenn die Metaphysik ihrer Absicht nur einigermaßen entspricht; wenn darinn, wie in einer jeden Wissenschaft geschehen muß, auf Deutlichkeit und Gründlichkeit gesehen wird: so ist ihr Nutzen unleugbar. Denn sie verbreitet Licht über alle Wissenschaften, und über die ganze menschliche Erkenntniß, indem sie die Grundbegriffe, und allgemeinsten Grundsätze des menschlichen Denkens, aufkläret und ordnet.

Aber freylich je leichter es ist, bey allgemeinen sehr abgezogenen Begriffen in dunkle Labyrinth zu verwirren, Sätze auf einseitige Vorstellungen gegründet allgemeiner zu machen, als
 sie

Ne der Wahrheit nach seyn sollten, oder durch Wortspiele auf Chimären geleitet zu werden: desto mehr Vorsicht ist bey der Metaphysik nöthig, wenn sie nicht die Quellen von Träumereyen, die die gesunde Vernunft verachten muß, oder bloß das Wörterbuch einer Secte, werden soll.

Diese Gattungen von Metaphysik sind besonders zu befürchten, wenn man erst willkührliche Begriffe zum Grunde leget, und was sich aus denselben folgern läßt, hernach doch für bewiesen ausgiebt, und auf das, was in dieser Welt wirklich ist, anwendet. Gewisser ist der Nutzen der Metaphysik, wenn in derselben diejenigen Begriffe, die unserer ganzen Erkenntnißhaltung und Zusammenhang geben sollen, aus der Vergleichung der verschiedenen Denkarten genau bestimmt und geordnet werden: wenn dabey der Ursprung unserer allgemeinen Begriffe aus der Empfindung, und der Ursprung der wissenschaftlichen Begriffe aus der gemeinen Erkenntniß, fleißig entdeckt; wenn endlich die Gründe unserer Meynung in Ansehung der wichtigen Gegenstände geprüft, und die Gränzen unserer Erkenntniß dabey bemerkt werden. Denn durch eine solche Metaphysik wird unzähligen Streitigkeiten begegnet, die der Mangel richtig bestimmter Grundbegriffe veranlaßt; ihre Aussprüche müssen in allen Wissenschaften für gültig erkannt werden; und die Frucht derselben wird ruhige Bescheidenheit seyn, bey dem, was wir nicht wissen sollen, und feste Ueberzeugung

gung in Ansehung des Gewissen; Früchte von der genauen Untersuchung der Gründe der menschlichen Erkenntniß, die insgemein zu spät gefunden werden, wann man sie nicht mehr gebrauchen kann oder mag.

Benigstens setzt genaue Bekanntschaft mit der Metaphysik in den Stand, den Ungrund so mancher Irrlehren, die aus der Verknüpfung schwankender oder gewagter allgemeiner Begriffe und Grundsätze entstehen, deutlicher einzusehen.



Erstes Hauptstück.

Ontologie

o b e r

Von den Begriffen und Grundsätzen,
die auf alle Dinge insgemein
angewandt werden.

Erster Abschnitt.

Entwicklung des allgemeinen Begriffes von ei-
nem Dinge.

§. 3.

Begriff von einem Dinge in der weitläufigsten Bedeu-
tung dieses Namens, oder vom Etwas.

Allgemeiner kann doch wohl die Metaphysik
nicht anfangen, als wenn sie von dem Be-
griffe des Etwas anfängt? So hat sie sicher-
lich noch nichts verfehlt, was in das Reich der
möglichen und wirklichen Dingen gehöret. Denn
alles mögliche und alles wirkliche kommt nur
darinn mit einander überein, daß alles, eines
wie das andere, etwas seyn muß.

Aber was heißt das, Etwas? Es wird er-
klärt, und mich dünket mit Recht, durch das-
jenige, was sich vorstellen und gedenken läßt,
was

was einen Begriff giebt.

Dem Etwas steht das Nichts entgegen. Nichts ist also, was sich nicht gedenken läßt, was keinen Begriff giebt.

Nun aber wissen wir, daß das Widersprechende sich nicht vorstellen läßt, keinen Begriff giebt (Log. S. 53.). Was also etwas seyn soll, darf keinen Widerspruch in sich fassen (*).

Es erhellet auch sehr unmittelbar: $A - A = O$.

Ein Ding, in der weitläufigsten Bedeutung dieses Namens heißt nur so viel, als Etwas. Das Nichts, das dem Etwas entgegen steht, wird daher auch ein Unding genannt.

(*) Sagt man aber nicht etwas Widersprechendes?

Das sagt man. Aber was dabey etwas ist, das ist nichts, so in sich einen Widerspruch faßt.

S. 4.

Vom Möglichen und Unmöglichen. Metaphysischer Hauptsatz vom Widerspruche.

Auch das Mögliche muß etwas seyn. Folglich darf das Mögliche keinen Widerspruch in sich fassen. Was einen Widerspruch in sich faßt, ist unmöglich. Und unmöglich heißt so viel, als was nicht seyn kann. Also was einen Widerspruch in sich faßt, kann nicht seyn. Oder es ist unmöglich, daß dasselbe zugleich sey und nicht sey (a).

Dieses ist der berühmte Hauptsatz vom Widerspruch, in Beziehung auf das Seyn der Dinge.

Dinge außer der Vorstellung, und also wie man ihn in der Metaphysik braucht.

Und haben wir ihn denn hier nicht bewiesen, den Satz, von dem man behauptet, daß er nicht bewiesen werden könne, sondern daß er selbst der Grund aller Beweise sey? — Wenn dieß gleich nicht beweisen heißet, was wir hier gethan haben; so wird doch daraus klar seyn, warum wir den Satz annehmen. Nämlich deswegen müssen wir ihn annehmen, weil dasjenige, was einen Widerspruch in sich fasset, für uns wenigstens absolut undenkbar ist, keinen Begriff giebt, und für uns also wenigstens nichts Wahres, gar nichts, ist.

Es lehret auch die Untersuchung, daß wir aus keinem andern Grunde etwas für unmöglich halten, als weil wir dafür halten, daß es widersprechend sey. Und also sind unmöglich, nicht gedenkbar, widersprechend, so wie möglich und gedenkbar, im Grunde gleichgültige Ausdrücke (b).

Da der Widerspruch aus der Verbindung dessen, was einander aufhebt, entsteht: so ist leicht einzusehen, daß etwas, so an sich absolut, und schlechterdings, nicht widersprechend, und folglich nicht unmöglich ist, solches in gewisser Verknüpfung, unter gewissen Umständen, seyn könne. Darauf geht die Unterscheidung der absoluten, innerlichen, und der relativen, hypothetischen, äußerlichen Möglichkeit, und Unmöglichkeit.

Man unterscheidet auch die physische und moralische Möglichkeit und Unmöglichkeit von einander. Moralisch unmöglich heißt nemlich so viel, als was demjenigen widerspricht, wodurch der Wille bestimmt wird, oder bestimmt werden soll, den moralischen Gesetzen. Was sonst einer Bestimmung widerspricht, heißt physisch unmöglich.

(a) *Aristot. Metaphys. III. 3. 4.*

(b) Man verwechsle nur hier nicht das schlechteres dings Nicht denkbare mit dem Unbegreiflichen, mit dem, wovon wir uns keinen vollständigen deutlichen Begriff, und Einsicht, wie es ist, verschaffen können (Log. §. 52.).

§. 5.

Nöthige Erinnerung zum rechten Gebrauche der Begriffe von Möglichkeit und Unmöglichkeit.

Es ist in der Logik (§. 52.) schon angemerkt worden, daß uns bisweilen etwas widersprechend scheine was es nicht ist; und daß hingegen auch der Widerspruch uns öfters sich verberge. Daher kommt es denn, daß wir uns bey Annnehmung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit öfters irren.

Wenn man Acht giebt: so wird man gewahr, daß die Menschen in sehr vielen Fällen, und oft auch diejenigen, die sich genauer Ausdrücke zu befleißigen suchen, die Worte möglich und unmöglich anders gebrauchen, als es die eigentliche Bedeutung derselben erfordert. Nemlich

1) Es ist möglich, sagt man gar oft, wenn dasjenige, wovon die Rede ist, so wie man es sich vorstellt, allgemein, unbestimmt, nicht gehörig bestimmt, keinen Widerspruch in sich zu fassen scheint; und man eigentlich nur sagen sollte, daß man keine Unmöglichkeit sieht.

2) Hingegen spricht man, es ist möglich, wenn man nur sagen sollte, ich sehe nicht ein, wie etwas möglich ist, ich kann mir es nicht vorstellen.

Dieses sind aber hier sehr verschiedene Dinge. Unterdeß muß so viel eingeräumt werden, daß, da wir zufolge der natürlichen Gesetze des Denkens ohne Grund nichts annehmen können, der Wahrscheinlichkeit aber nachgeben müssen, wir berechtigt sind, etwas, so einigen Schein der Möglichkeit für sich hat, so lange für möglich zu halten, bis uns die Unmöglichkeit gezeigt wird, dasjenige aber für unmöglich, welches keinen Beweis der Möglichkeit für sich hat, und an sich dem Unmöglichen ähnlicher sieht, als dem, was möglich ist. Daher das Unbegreifliche (§. 4.) nicht ohne einen besondern Grund anzunehmen, natürlich und vernünftig ist.

Was nur einigen Widerspruch in sich faßt, das ist unmöglich. Aber der Widerspruch erstreckt sich bey einem weiter als bey dem andern: kann bey einem leichter gehoben werden, als bey dem andern. Daher sagt man, daß eines eher möglich als das andere, und einiges gar nicht möglich.

Dinge so viel möglich, aufgedeckt werden sollen. Die Gränzen dieser Wissenschaft sind freylich dadurch so genau noch nicht bestimmt; und daher geschieht es, daß der eine mehr, der andere weniger, zur Metaphysik rechnet. Es kann auch einerley Gegenstand auf verschiedene Weise betrachtet werden. Und wenn der Absicht anderer Theile der Philosophie es angemessen ist, bey dem Stehen zu bleiben, was wirklich ist, und also durch Erfahrungen sich beweisen läßt; so kann die Metaphysik versuchen, durch Schlüsse aus den Begriffen weiter zu kommen, und wenigstens durch Vermuthungen ins Reich der Möglichkeit einzubringen.

§. 2.

Von dem Werthe der Metaphysik.

Wenn die Metaphysik ihrer Absicht nur einigermaßen entspricht; wenn darinn, wie in einer jeden Wissenschaft geschehen muß, auf Deutlichkeit und Gründlichkeit gesehen wird: so ist ihr Nutzen unleugbar. Denn sie verbreitet Licht über alle Wissenschaften, und über die ganze menschliche Erkenntniß, indem sie die Grundbegriffe, und allgemeinsten Grundsätze des menschlichen Denkens, aufkläret und ordnet.

Aber freylich je leichter es ist, bey allgemeinen sehr abgezogenen Begriffen in dunkle Labyrinth sich zu verwirren, Sätze auf einseitige Vorstellungen gegründet allgemeiner zu machen, als
 sie

Alle der Wahrheit nach seyn sollten, oder durch Wortspiele auf Chimären geleitet zu werden: desto mehr Vorsicht ist bey der Metaphysik nöthig, wenn sie nicht die Quellen von Träumereyen, die die gesunde Vernunft verachten muß, oder bloß das Wörterbuch einer Secte, werden soll.

Diese Gattungen von Metaphysik sind besonders zu befürchten, wenn man erst willkührliche Begriffe zum Grunde leget, und was sich aus denselben folgern läßt, hernach doch für bewiesen ausgiebt, und auf das, was in dieser Welt wirklich ist, anwendet. Gewisser ist der Nutzen der Metaphysik, wenn in derselben diejenigen Begriffe, die unserer ganzen Erkenntnißhaltung und Zusammenhang geben sollen, aus der Vergleichung der verschiedenen Denkarten genau bestimmt und geordnet werden: wenn dabey der Ursprung unserer allgemeinen Begriffe aus der Empfindung, und der Ursprung der wissenschaftlichen Begriffe aus der gemeinen Erkenntniß, fleißig entdecket; wenn endlich die Gründe unserer Meynung in Ansehung der wichtigen Gegenstände geprüft, und die Gränzen unserer Erkenntniß dabey bemerkt werden. Denn durch eine solche Metaphysik wird unzähligen Streitigkeiten begegnet, die der Mangel richtig bestimmter Grundbegriffe veranlaßt; ihre Aussprüche müssen in allen Wissenschaften für gültig erkannt werden; und die Frucht derselben wird ruhige Bescheidenheit seyn, bey dem, was wir nicht wissen sollen, und feste Ueberzeugung

gung in Ansehung des Gewissen; Früchte von der genauem Untersuchung der Gründe der menschlichen Erkenntniß, die insgemein zu spät gefunden werden, wann man sie nicht mehr gebrauchen kann oder mag.

Benigstens setzt genaue Bekanntschaft mit der Metaphysik in den Stand, den Ungrund so mancher Irrlehren, die aus der Verknüpfung schwankender oder gewagter allgemeiner Begriffe und Grundsätze entstehen, deutlicher einzusehen.



Erstes Hauptstück.

Ontologie

oder

Von den Begriffen und Grundsätzen,
die auf alle Dinge insgemein
angewandt werden.

Erster Abschnitt.

Entwicklung des allgemeinen Begriffes von et-
nem Dinge.

§. 3.

Begriff von einem Dinge in der weitläufigsten Bedeu-
tung dieses Namens, oder vom Etwas.

Allgemeiner kann doch wohl die Metaphysik
nicht anfangen, als wenn sie von dem Be-
griffe des Etwas anfängt? So hat sie sicher-
lich noch nichts verfehlt, was in das Reich der
möglichen und wirklichen Dingen gehöret. Denn
alles mögliche und alles wirkliche kömmt nur
darinn mit einander überein, daß alles, eines
wie das andere, etwas seyn muß.

Aber was heißt daß, Etwas? Es wird er-
klärt, und mich dünket mit Recht, durch das-
jenige, was sich vorstellen und gedenken lässet,
was

was einen Begriff giebt.

Dem Etwas steht das Nichts entgegen. Nichts ist also, was sich nicht gedenken läßt, was keinen Begriff giebt.

Nun aber wissen wir, daß das Widersprechende sich nicht vorstellen läßt, keinen Begriff giebt. (Log. S. 53.). Was also etwas seyn soll, darf keinen Widerspruch in sich fassen (*).

Es erhellet auch sehr unmittelbar: $A - A = 0$.

Ein Ding, in der weitläufigsten Bedeutung dieses Namens heißt nur so viel, als Etwas. Das Nichts, das dem Etwas entgegen steht, wird daher auch ein Unding genannt.

(*) Sagt man aber nicht etwas Widersprechendes?

Das sagt man. Aber was dabei etwas ist, das ist nichts, so in sich einen Widerspruch faßt.

S. 4.

Vom Möglichen und Unmöglichen. Metaphysischer Hauptsatz vom Widerspruche.

Auch das Mögliche muß etwas seyn. Folglich darf das Mögliche keinen Widerspruch in sich fassen. Was einen Widerspruch in sich faßt, ist unmöglich. Und unmöglich heißt so viel, als was nicht seyn kann. Also was einen Widerspruch in sich faßt, kann nicht seyn. Oder es ist unmöglich, daß dasselbe zugleich sey und nicht sey (a).

Dieses ist der berühmte Hauptsatz vom Widerspruch, in Beziehung auf das Seyn der Dinge

Dinge außer der Vorstellung, und also wie man ihn in der Metaphysik brauchet.

Und haben wir ihn denn hier nicht bewiesen, den Satz, von dem man behauptet, daß er nicht bewiesen werden könne, sondern daß er selbst der Grund aller Beweise sey? — Wenn dieß gleich nicht beweisen heißet, was wir hier gethan haben; so wird doch daraus klar seyn, warum wir den Satz annehmen. Nämlich deswegen müssen wir ihn annehmen, weil dasjenige, was einen Widerspruch in sich fasset, für uns wenigstens absolut undenkbar ist, keinen Begriff giebt, und für uns also wenigstens nichts Wahres, gar nichts, ist.

Es lehret auch die Untersuchung, daß wir aus keinem andern Grunde etwas für unmöglich halten, als weil wir dafür halten, daß es widersprechend sey. Und also sind unmöglich, nicht gedenkbar, widersprechend, so wie möglich und gedenkbar, im Grunde gleichgültige Ausdrücke (b).

Da der Widerspruch aus der Verbindung dessen, was einander aufhebt, entsteht: so ist leicht einzusehen, daß etwas, so an sich absolut, und schlechterdings, nicht widersprechend, und folglich nicht unmöglich ist, solches in gewisser Verknüpfung, unter gewissen Umständen, seyn könne. Darauf geht die Unterscheidung der absoluten, innerlichen, und der relativen, hypothetischen, äußerlichen Möglichkeit, und Unmöglichkeit.

Man unterscheidet auch die physische und moralische Möglichkeit und Unmöglichkeit von einander. Moralisch unmöglich heißt nemlich so viel, als was demjenigen widerspricht, wodurch der Wille bestimmt wird, oder bestimmt werden soll, den moralischen Gesetzen. Was sonst einer Bestimmung widerspricht, heißt physisch unmöglich.

(a) *Aristot. Metaphys. III. 3. 4.*

(b) Man verwechsle nur hier nicht das schlechters dings Nicht denkbare mit dem Unbegreiflichen, mit dem, wovon wir uns keinen vollständigen deutlichen Begriff, und Einsicht, wie es ist, verschaffen können (Log. §. 52.).

§. 5.

Nöthige Erinnerung zum rechten Gebrauche der Begriffe von Möglichkeit und Unmöglichkeit.

Es ist in der Logik (§. 52.) schon angemerkt worden, daß uns bisweilen etwas widersprechend scheine was es nicht ist; und daß hingegen auch der Widerspruch uns öfters sich verberge. Daher kommt es denn, daß wir uns bey Annnehmung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit öfters irren.

Wenn man Acht giebt: so wird man gewahr, daß die Menschen in sehr vielen Fällen, und oft auch diejenigen, die sich genauer Ausdrücke zu befleißigen suchen, die Worte möglich und unmöglich anders gebrauchen, als es die eigentliche Bedeutung derselben erfordert. Nemlich

- 1) Es ist möglich, sagt man gar oft, wenn dasjenige, wovon die Rede ist, so wie man es sich vorstellt, allgemein, unbestimmt, nicht gehörig bestimmt, keinen Widerspruch in sich zu fassen scheint; und man eigentlich nur sagen sollte, daß man keine Unmöglichkeit sieht.
- 2) Hingegen spricht man, es ist möglich, wenn man nur sagen sollte, ich sehe nicht ein, wie etwas möglich ist, ich kann mir es nicht vorstellen.

Dieses sind aber hier sehr verschiedene Dinge. Unterdeß muß so viel eingeräumt werden, daß, da wir zufolge der natürlichen Gelege des Denkens ohne Grund nichts annehmen können, der Wahrscheinlichkeit aber nachgeben müssen, wir berechtigt sind, etwas, so einigen Schein der Möglichkeit für sich hat, so lange für möglich zu halten, bis uns die Unmöglichkeit gezeigt wird, dasjenige aber für unmöglich, welches keinen Beweis der Möglichkeit für sich hat, und an sich dem Unmöglichen ähnlicher steht, als dem, was möglich ist. Daher das Unbegreifliche (§. 4.) nicht ohne einen besondern Grund anzunehmen, natürlich und vernünftig ist.

Was nur einigen Widerspruch in sich fasset, das ist unmöglich. Aber der Widerspruch erstreckt sich bey einem weiter als bey dem andern: kann bey einem leichter gehoben werden, als bey dem andern. Daher sagt man, daß eines eher möglich als das andere, und einiges gar nicht möglich.

§. 6.

Ueber den Begriff der Wirklichkeit oder Existenz.

Unter die allgemeinsten Prädicate der Dinge gehört, nächst der Möglichkeit, zunächst auch die Wirklichkeit oder die Existenz. Die logische Definition davon haben zwar viele versucht; aber keine von den gegebenen Definitionen thut allen Forderungen der Logiker vollständig genüge; und einige derselben sind den Hauptregeln von der Definition gerade zu entgegen.

Der Grund dieser Schwierigkeit liegt in der gar großen Allgemeinheit dieses Begriffes, indem er auf die Urquelle des Seyns, und auf die entstandenen Dinge, auf die eigentlichen Dinge und auf die Beschaffenheiten angewandt wird. Sodann ist es ein Grundbegriff, der eine eigene Classe anfängt, aber nicht unter einem noch allgemeineren Begriff gebracht werden kann.

Unterdessen kann derselbe durch folgende Anmerkungen aufgekläret werden.

- 1) Daß wirklich seyn mehr sage, als das bloße möglich seyn, wissen wir alle. Auch wird jeder gerne einräumen, und muß es, vermöge des Grundsatzes vom Widerspruche, daß das wir wirklich seyn das möglich seyn in sich schliesse. Daher die bekannte Sage, daß die Möglichkeit nicht die Wirklichkeit, aber wohl die Wirklichkeit die Möglichkeit beweise, daß man von dem nicht möglich seyn auf das nicht wirklich seyn,

seyn, aber nicht umgewandt von dem nicht wirklich seyn auf die Unmöglichkeit schließen dürfe. Sätze, die leicht zu begreifen, obgleich bisweilen aus Unachtsamkeit dawider gefehlet wird; und deren man sich doch auch wirklich bisweilen ausdrücklich bedienet, um einen zu Rechte zu weisen.

- 2) Wir können keinen Begriff zwischen dem Möglichen und Wirklichen angeben. Folglich ist alles Mögliche entweder bloß möglich oder wirklich, und was mehr als möglich ist, das ist wirklich. Unterdessen, wie man bey der Möglichkeit nach gewissen Redensarten Grade annimmt, und auch wohl thun kann: so kann man auch sagen, daß etwas näher an der Wirklichkeit sey, etwas anderes noch entfernt möglich sey. Und auch diese Redensarten sind, sowohl bey der wissenschaftlichen, als gemeinen Sprache, gebräuchlich (*possibile in potentia proxima, remota*). Ein mögliches, so nicht anders, als wirklich vorhanden, gedacht werden kann, folglich nicht anders als wirklich vorhanden möglich ist, heißt bey einigen Philosophen das Mögliche vom ersten Range.

- 3) Wenn etwas existiret, so muß es irgend wo vorhanden seyn, und eine Dauer haben. Die Begriffe Wo und Wann lassen sich von dem Begriffe der Existenz nicht trennen. Es folget daraus so viel, daß wenn wir das Wo oder Wann in An-

sehung eines Dinges nicht begreifen, wie die Art seiner Existenz nicht begreifen. Aber doch können wir von der Existenz desselben überzeugt seyn.

4) Alles, was wirklich ist, ist gänzlich bestimmt; (omnimode determinatum) das heißt, von allen nur ersinnlichen contradictorisch entgegengesetzten Prädicaten kömmt ihm eines oder das andere zu. (Quodlibet vel est quid vis vel non est). Dieser Satz ist eine leicht einzusehende Folge aus dem Hauptsatz vom Widerspruche, und heißt auch der Grundsatz der Ausschließung eines Dritten zwischen contradictorischen Fällen. (Principium exclusi medii.)

5) Die Existenz eines Dinges erkennen wir entweder unmittelbar durch die Empfindung, oder aus der Existenz eines andern Dinges, dessen Existenz ohne jenes nicht seyn könnte. Gewöhnlicher Weise also offenbaren sich uns die Dinge durch ihre Wirkungen. Unterdeffen scheint doch dieses nicht genug, um den absoluten Begriff der Existenz in der Thätigkeit zu setzen.

S. 7.

Von der Substanz.

Substanzen heißen die eigentlichen Dinge, im Gegensatze so wohl auf die einzelnen Eigenschaften, die wir in der Vorstellung absondern, als auf den äußerlichen Schein überhaupt

haupt, das Phänomen, oder denjenigen auf unsere Erkenntnißart sich beziehenden verworrenen Schein, worunter das Innerste, Absolute und Ursprüngliche sich uns verbirgt. Dieß sollten die zum Theil so berufenen Erklärungen von der Substanz vielleicht nur anzeigen. Aber wie bey einem so allgemeinen Begriffe die allgemeyn anpassenden Erklärungen immer schwer sind, zumal wenn es Sacherklärungen seyn sollen: also kann es im gegenwärtigen Falle leicht kommen, daß man weiter sehen zu wollen unternimmt, als die Gränzen unserer Erkenntniß gestatten; welches andere zu dem Urtheile verleitet hat, daß wir von der Substanz gar keinen Begriff hätten (*).

(*) G. Hollman's Metaphysica S. 343 - 346.
Crustus S. 20.

(**) In den philosophischen Schulen der vorigen Zeit unterschied man *substantiam primam* und *secundam*, *completam* und *incompletam* u. s. w. und erklärte hiebey die Namen *suppositum* und *Person*.

S. 8.

Eintheilung der Dinge in positive und negative. Ob die bisherigen Eintheilungen vollständig?

Die Prädicate der Dinge sind theils positive, theils negative; theils enthalten sie etwas Positives und eine Verneinung zugleich. Wir denken uns etwas auch bey einem ganz negativen Prädicate. Nämlich es erinnert uns

an irgend etwas positives, an eine Realität, und zugleich an die Abwesenheit derselben irgendwo bey einem Dinge, oder unter gewissen Dingen.

Mehrere ganz negative Bestimmungen oder Prädicate beyammen bilden den Begriff von einem negativen Dinge. Ein solches negatives Ding ist dann keine Chimäre kein Unding, in der obigen Bedeutung (§. 3.).

Es ist aber weder eine Substanz, noch eine Beschaffenheit der Substanzen. Es ist etwas, in so fern es Vorstellungen erwecket, bey denen diese Negationen entstehen, die zusammen den Begriff von einem negativen Dinge hergeben. Es hat aber in sich selbst nichts, was eine Vorstellung bewirken könnte; in sich selbst ist es nichts.

Ein ganz negativer Ausdruck kann eine Idee enthalten, die keinesweges ganz negativ ist; z. B. Unendlich, wenn es von einem positiven Dinge, von einer Realität, gesagt wird. Hingegen kann ein positiver Ausdruck nichts positives bedeuten in einer gewissen Anwendung. Wie wenn ich von vielen Dingen, die nichts sind, redete; von einem Dinge, das hier nichts ist, und da nichts, und überall, so weit man will, nichts, ein unendlich ausgedehntes nichts und auf diese Weise überall in allen seinen Theilen sich ähnlich, u. s. w. Oder wenn in einer langen Lobrede vom Niemand tausend schöne Dinge erzählt werden. Das Subject, dem alle diese Prädicate beygelegt werden, ist darum doch Niemand; nirgends vorhanden.

(*) Solche negative Dinge, wenn man mir nun den Ausdruck erlaubt, sind, nach meinem Bedünken, Raum und Zeit, abstrahirt von den Dingen, die neben einander existiren, oder auf einander folgen. Und also wäre die Eintheilung der positiven Dinge in Substanzen und Beschaffenheiten, oder wenn man lieber will, in Substanzen und Bestimmungen derselben, nicht unvollständig.

Wer sich die Sache anders vorstellen wollte, könnte vielleicht also die Eintheilung machen. Alles was da ist, ist entweder Substanz, oder etwas, so an den Substanzen sich befindet, oder etwas, so keine eigentliche Substanz, und worinn die Substanzen sich befinden und auf einander folgen.

Von Zeit und Raum ein mehreres weiter unten. Hier nur noch dieses. Wenn alle unsere Begriffe durch die Empfindung mittelbarer oder unmittelbarer Weise entstehen; wenn die Dinge sich uns durch ihre Wirkungen offenbaren, (§. 6.) dasjenige aber, was einen Effect hervorbringt, das Grundsubject einer Kraft ist, eine Substanz genennet wird; so können wir von nichts, als von Substanzen, und dem, was an ihnen ist, positive Begriffe haben.

(**) Alte Gelehrsamkeit über das *Non Ens* kann man z. B. finden in *Hebenstreit*. Philosoph. prim. edit. 4ta p. 82. seqq.

§. 9.

Nothwendig, zufällig, veränderlich, unveränderlich.

Was seyn muß, wovon das Gegentheil unmöglich ist, heißet nothwendig. Was so seyn

mußte da es ward, nicht anders kommen konnte, ward nothwendig; was nicht anders werden kann, heißt unveränderlich. Zufällig (Contingens) heißt was auch nicht seyn oder anders kommen konnte. Was anders werden kann, ist veränderlich. Gleichwie aber die Unmöglichkeit entweder absolut ist oder relativ (bedingt), innerlich oder äußerlich: so ist es die Nothwendigkeit gleichfalls. Auch unterscheidet man in Rücksicht auf die verschiedenen Arten der Unmöglichkeit die physische und moralische Nothwendigkeit. Und diese Unterschiede sind an sich reel, obgleich nicht in jedweder Anwendung.

Was also in einer Beziehung nothwendig ist, kann oft in anderer Rücksicht zufällig heißen. Es ist daher viel daran gelegen, daß man nicht die verschiedenen Arten der Nothwendigkeit mit einander verwechselt; daß man nicht aus einer Folgen zieht, die nur von einer andern Art der Nothwendigkeit gelten; daß, wenn etwas in einer gewissen Beziehung als nothwendig ist bewiesen worden, man ihm die Nothwendigkeit dann nicht in einem andern Verhältnisse beyleget. Man gehe bey der Anwendung dieses Prädicats nur immer auf die Gründe zurück, um welcher willen man urtheilet, daß es dem Subjecte zukommt.

Je wichtiger der Begriff von Nothwendigkeit ist: desto mehr ist daran gelegen, daß wir die Gründe desselben in den Quellen unserer Erkenntniß untersuchen; da zumal die Erfahrung lehret, welche skeptische Verwirrung diese.

Un-

Untersuchung, wenn sie unvollständig bleibt, (a) verursachen kann. Allernächst haben wir denselben nun von den Empfindungen des Selbstgefühls. Wir empfinden gar oft, daß es uns unmöglich ist etwas zu empfinden oder nicht zu empfinden, etwas zu denken, zu glauben, zu wollen oder zu verrichten. Was die Dinge ausser uns, und ihre Verknüpfung (b) anbelangt. so lehret uns unsere Empfindung zwar nur, was da ist, und nicht, was da nicht seyn könne. Aber die Uebereinstimmung unserer Empfindungen und Erfahrungen, die unsere Begriffe und Grundsätze erzeugt, kann verursachen, daß wir uns gewisse Verhältnisse, gewisse Verknüpfungen der Dinge, Eigenschaften und Umstände nicht anders als nothwendig vorstellen können, weil nicht die geringste Veranlassung da ist, das Gegentheil von dem, was wir beständig bemerkt haben, für möglich zu halten. Das Beständige wird also unter diesen Umständen in unserer Erkenntniß zum Nothwendigen. Und wenn diese Beständigkeit wirklich allgemein und durchgängig ist: so ist diese Verwechselung der Begriffe ohne Folge eines Irrthums. Aber wenn sie aus eingeschränkter Erkenntniß voreilig entstünde, so könnte sie freylich von großen Folgen seyn. Und es fehlt an Beyspielen solcher Irrthümer gar nicht. So lange übrigens das Gegentheil nicht bewiesen werden kann: kommt es nur darauf an, wie stark die Gründe der Vermuthung der Bestän-

Beständigkeit und Nothwendigkeit sind (Log. S. 57. 58. (c).)

(a) *G. Hume's Ess. concern. hum. Understand. Sect. IV.*

(b) Die Nothwendigkeit der Bestimmungen bey den Begriffen von den Dingen gehöret unter die erste Bemerkung, und ist meist hypothetisch; wie aus der bald folgenden Lehre von den Wesen der Dinge erhellet. Zu den Gründen des Ursprungs unserer Begriffe von der Nothwendigkeit bey den Dingen selbst und ihren Verknüpfungen kann streichlich noch mehr gezogen werden; als da ist der Begriff von der Uebermacht und dem Unvermögen zu widerstehen, der zuerst aus dem eigenen Gefühl entsteht, und hernach auf die Dinge ausser uns übertragen wird. Aber dieser analogische Schluß von uns auf die Dinge ausser uns würde keine Kraft haben, wenn nicht die Beständigkeit des Erfolgs damit übereinstimmte.

(c) Mit gehöriger Veränderung, diese Bemerkungen auf unsere Begriffe und Urtheile von Zufälligkeit anzuwenden wird nicht schwer seyn. Aber vom Nothwendigen so wohl als Zufälligen wird bey bestimmterer Anwendung der Begriffe im folgenden mehr ausgemacht werden können.

S. 10.

Einteilung der Beschaffenheiten der Dinge in zufällige und wesentliche. Grundbegriff vom Wesen.

Unter den Beschaffenheiten eines Dinges sind viele so unbeständig und veränderlich, daß sie eben

eben so oft oder noch öfter fehlen als sie da sind, und werden daher zufällig, *modi, accidentia* (*prädicabilia*) genannt (§. 9.). Andere sind gewöhnlich, fehlen nicht so oft als sie da sind, und werden daher auch natürlich genannt. Einige endlich, die niemals fehlen, und daher den feststehenden Begriff von diesem Dinge hergeben, werden wesentlich genannt, machen zusammen das Wesen dieses Dinges aus.

Wenn von den wesentlichen Beschaffenheiten eines Dinges einige den Grund ausmachen, aus welchen andere herkommen, bey diesen als nothwendige Bedingungen, ohne welche sie nicht seyn können, vorausgesetzt werden, und also eher gedacht werden müssen, wenn man in der Ordnung denken will, wie eines aus dem andern folgt und begriffen werden kann: so werden jene erstern Grundbeschaffenheiten genannt, und machen zusammen das Grundwesen aus (*Essentialia constitutiva, conceptus primus*). Die andern werden Folgen aus dem Wesen genannt (*Essentialia consecutiva, attributa conceptus secundus* *).

*) Wenn alles seinen Grund hat: so ist aus dem obigen Grundbegriff vom natürlichen leicht zu folgern, daß dasselbige in dem Wesentlichen zwar nicht schlechterdings und nothwendig, aber doch mehr als sein Gegentheil gegründet seyn muß.

§. II.

Unterscheidung des absoluten Wesens, von dem was hypothetisch wesentlich ist. Wie unsere Erkenntniß von den absoluten Grundwesen der Dinge beschaffen.

Bei den mannigfaltigen innerlichen und äußerlichen Bestimmungen eines Dinges kann es nicht geschehen, daß wir die Dinge immer ganz uns vorstellen: sondern wir stellen sie uns nur von einer Seite, nach einem Theile ihrer Bestimmungen, vor. Wir betrachten ein Ding bald als das Subject dieser Bestimmungen, bald als das Subject von andern: und so stellt uns ein Ding vielerley Dinge vor. Daher kommen auch die vielerley Subjecte anzeigenden Namen eines Dinges.

Was vermöge des Begriffes, den ein solcher Name ausdrückt, ein Ding, dem er zukommt, haben muß, heißt gleichfalls wesentlich. Und also können in einem Dinge vielerley Wesen unterschieden werden; und was einem Dinge unter einem Namen nicht wesentlich ist, kann es unter einem andern seyn.

Aber dieß sind denn also nur relative und hypothetische Wesen, Nominal-Wesen *). Von diesen unterscheidet man das absolute Wesen eines Dinges, als den Inbegriff alles dessen, was einem Dinge beständig zukommt, ohne Rücksicht auf andere Dinge, oder auf einen gewissen Namen.

Wenn

Wenn es richtig ist, daß alle unsere Erkenntnis aus der Empfindung herkömmt, daß wir die Dinge nicht weiter kennen, als sie sich durch die Empfindung uns offenbaren, diese aber den innersten Grund der Dinge uns wohl schwerlich offenbaret; so kann man wohl nicht behaupten, daß wir die absoluten Grundwesen der Dinge erkennen.

Aber wenn wir bey jenen Inbegriffen gewisser uns bekannter Eigenschaften der Dinge, bey jenen Nominal-Wesen, dasjenige, was den Grund zu den übrigen leget oder in sich enthält, Grundbeschaffenheit und Grundwesen nennen wollen: so ist es ohne Widerrede, daß wir die Wesen der Dinge kennen (**).

*) G. Locke B. III. ch. VI. §. 3.

(**) Von diesen also, und nicht von jenen, wird dasjenige zu verstehen seyn, was Wolf sagt Metaphys. II. §. 39.

§. 12.

Lehrsätze von den Wesen der Dinge.

Nunmehr werden die Lehrsätze von den Wesen der Dinge verständlich beurtheilet werden können, die zum Theil so sonderbar aussehen, und in Ansehung deren sich auch nicht wenig Widerspruch unter den Lehrern findet. Es verdienen hievon besonders folgende angemerkt zu werden.

- 1) Daß das Wesen dasjenige, darinn der Grund von dem übrigen zu finden, was
es

einem Dinge zukommt, nehmen einige zum Grundbegriffe an. Allein das ist ein sehr zweydeutiger, und in einem gewissen Verstande falscher, oder wenigstens unerschließlicher, Satz. —

- 2) Und daraus folgert man, daß das Wesen eines Dinges in seiner Möglichkeit besteht. Ein in gewisser Absicht sehr ergiebiger Begriff. Aber ist er auch richtig? Die Möglichkeit eines Dinges ist ganz etwas anders, als der Inbegriff der beständigen Beschaffenheiten, oder der Grundbeschaffenheiten eines Dinges, und nur etwas der beständigen oder wesentlichen Prädicate. Denn möglich muß ein Ding seyn (a).
- 3) Daß die Wesen der Dinge nothwendig, unveränderlich und ewig, folget aus den Begriffen nur in der Bedeutung, daß dasjenige, was zu dem Begriffe eines Dinges gehöret, bey demselben Dinge, wenn es dieses Ding seyn soll, nie fehlen darf, da seyn mußte, wenn das Ding ewig war, und bleiben muß, so lange dieß Ding nemlich dieses Ding, bleibet; ein Satz, der etwa vor Widersprüchen bewahren soll. Aber daß etwas von den vorhandenen Dingen, daß die absoluten Grundwesen der Dinge, ewig vorhanden, nothwendig und unveränderlich, folget hieraus gar nicht (b).
- 4) Wenn man von dem Grund und Ursprünge der Wesen spricht, fraget, ob sie unab-

abhängig von andern Dingen, für sich selbst, das seyn müssen, was sie sind, oder was sie also bestimmt, gemacht und hervorgebracht hat: so versteht man unter dem Wesen entweder dasjenige, was zuerst von den Dingen vorhanden gewesen ist, und so lange sie existiren, bey ihnen bleibt, ihr Innerstes, die Ur- und Grund-Substanz; oder man versteht es von dem hypothetischen Wesen, von dem, was, einen gewissen Begriff vorausgesetzt, bey einem Dinge nothwendig ist. In der ersten Bedeutung kann die Frage hier noch nicht untersucht werden. In der andern Bedeutung aber kann man nicht nach einem weitem Grund des Wesens fragen, das heißt z. B. nicht fragen, warum ein Triangel drey Seiten hat. Es scheint aber daß diese beyden gar verschiedenen Bedeutungen der Frage nicht sorgfältig genug von einander unterschieden worden sind; wenn etliche den Grund und Ursprung der Wesen im göttlichen Willen, andere im göttlichen Verstande annehmen, und wieder andere dieselben als unabhängig nicht außer sich gegründet, betrachten (c).

- 3) Da Bestimmungen, bey welchen andere, in denen sie gegründet sind, vorausgesetzt werden, ohne diese nicht seyn können, und da ein Ding nicht seyn kann, ohne das, was ihm nothwendig ist: so sind die Wesen, nicht nur an sich, sondern auch von Jeders Logik. 2 den

den Dingen, unzertrennlich (§. 10.). Auch in der Bedeutung sind sie von den Dingen unzertrennlich, daß das Wesen, oder der Inbegriff gewisser Beschaffenheiten, nicht ohne ein Subject, an welchem diese sich befinden, und zwar einem völlig bestimmten Subject, existiren kann (§. 8.). So wie eine Form nicht ohne Materie existiren kann (d).

6) Unmittelbar sind die Wesen der Dinge, in so fern die Wesen eines Dinges einem andern, von diesem unterschiedenen Dinge, nicht zukommen kann. Oder auch in der Bedeutung, daß die Wesen, als Accidenzen, (*accidentia prædicamentalia*) nicht aus einem Subjecte weggenommen, und in das andere übertragen werden können (§. 9.).

7) Man lehret auch, daß die Wesen der Dinge wie die Zahlen (e).

(a) G. Wolfens Metaphys. §. 33. f.

(b) G. Bafedows Philalethe II. S. 364.

(c) G. Hollmann. Metaph. §. 28. 29. *Bilfinger* Dllucid. §. 19. f. Wolf §. 975. Wie stimmt dieser Wolfische Satz mit §. 32. und 38. überein?

(d) Die alten Philosophen lehrten zum Theile anders; aber die Wesen waren ihnen auch Arten von Substanzen, Substanzen, die der Materie die Form gaben, Arten von Seelen. Der Name οὐσία, der Wesen bedeutet, ist auch der Name der Substanz. G. *Aristoteles* Metaphys. lib. V. c. 8.

(e)

(e) G. Boehm. Metaphys. §. 92.

§. 13.

Wie fern in jedweden Dinge Einheit, Ordnung,
Wahrheit und Vollkommenheit.

Von allen Dingen überhaupt beweiset man in der Metaphysik noch einige Eigenschaften, die, so wie man sie erkläret, sich auch wohl beweisen lassen, und aus dem vorhergehenden verstanden werden können.

- 1) Ein jedes Ding, saget man, ist eins, weil alles, was zu seinem Wesen gehöret, unzertrennlich mit einander vereinigt ist, und bleiben muß, so lange es dieses Ding seyn soll. Man kann es auch deswegen sagen, weil jedes Ding nur einmal vorhanden. Denn dieses wird doch wohl kein Vernünftiger in Zweifel ziehen.
- 2) Wenn jedwede nach Regeln eingerichtete Verbindung des Mannigfaltigen Ordnung heißen soll: so muß man eingestehen, daß in jedweden Dinge Ordnung; da nach gewissen nothwendigen Naturgesetzen das Mannigfaltige in jedweden Dinge mit einander vereinigt ist (*).
- 3) Unter den Beschaffenheiten eines Dinges kann kein Widerspruch seyn; und ein jedes Ding ist das, was es ist. Daher ist Wahrheit in einem jedweden Dinge.
- 4) Diese Uebereinstimmung alles dessen, was ein Ding ausmachet, beweiset auch, daß Vollkommenheit in einem jeden Dinge

ist. Denn die Vollkommenheit besteht, nach einer in vielen Fällen gewöhnlichen Bedeutung, in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zur Hervorbringung dessen, was dadurch hervorgebracht werden soll. Auch in der Bedeutung kann man sagen, daß jedes Ding vollkommen, weil es alles hat, was zu seinem Wesen gehört (**).

Aber diese transcendenten Begriffe erschöpfen die sonst gewöhnlichen Bedeutungen dieser Namen nicht; gehen zum Theil auch so sehr von den gemeinen Begriffen ab, daß es kein Wunder, wenn die Philosophen selbst irre werden, und in den Lehrsätzen, die sie auf diese Begriffe gründen, einander gerade zu widersprechen (**).

(*) Eine sonderbare Reflexion in Ansehung des Begriffes von Ordnung, die doch etwas wahres und wichtiges, obgleich übertriebenes, zum Grunde hat, s. bey Search Licht der Natur Th. I. K. X. S. 8. f. f.

(**) Zu mehrerer Aufklärung des durch die ganze Philosophie so wichtigen Begriffes von Vollkommenheit kann hier noch folgendes angemerkt werden. (a) Vollkommenheit heißt nach dem gemeinen Begriffe jedwede nußbare Eigenschaft eines Dinges. (b) Diese Eigenschaft kann entweder für das Ding, das sie besitzt, selbst nußbar seyn, das, was absolut und für sich selbst gut ist, angenehme Empfindung, Wohlseyn, Glückseligkeit, Seligkeit, zu gründen oder zu befördern; oder für das Wohl eines andern Dinges. Man

kann

könnte letztere Vollkommenheit relative, vielleicht auch transitive Vollkommenheit, erstere absolute, oder vielleicht besser intransitive, immanente, innerliche Vollkommenheit nennen. (c) Keine (absolute) Vollkommenheit wird diejenige genannt, die mit gar keiner Unvollkommenheit vermengt ist. (d) Es kann demnach etwas in gewisser Rücksicht, oder für ein Ding, Vollkommenheit seyn, was es in anderer Rücksicht oder für ein anders Ding, nicht ist. (e) Zusage dieser Grundbegriffe scheint es, daß der Mangel positiver Eigenschaften an und für sich noch keine Unvollkommenheit sey, sondern nur in so fern er ein Ding weniger fertig, oder weniger für andere brauchbar macht; so wie nicht jede positive Eigenschaft oder Realität in jedweder Rücksicht Vollkommenheit ist. (f) Zur Vollkommenheit eines zusammengefügten Dinges gehört allerdings Zusammenstimmung des Mannigfaltigen. Aber nicht aus der Vollständigkeit der Zusammenstimmung allein, sondern zugleich auch mit und hauptsächlich aus der Größe des absoluten Guten, des letzten Zweckes (Summum bonum) so dadurch befördert wird, erhellet die Größe dieser Vollkommenheit. (g) Daß aber das Wesen aller Vollkommenheit in der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, das zusammen wirkt, bestehe, ist ein Satz der aus den Grundbegriffen noch nicht erhellet, übrigens aber vortrefliche Folgen giebt; und bey der genauern Untersuchung der mancherley uns bekannten Quellen des Vergnügens und der Glückseligkeit Bestätigung findet.

(*) Man vergleiche Darjes Philos. prim. S. 192
und Boem. Methaphys. S. 181. f.

§. 14.

Von der Kraft. Aufklärung des Begriffes.

Unter die gemeinschaftlichen Attribute aller eigentlichen Dinge, oder Substanzen, rechnet man auch, daß sie eine Kraft haben. Wir wollen erstlich diesen bey so vielen Stücken unserer Erkenntniß zu Grunde liegenden Begriff aufklären, sodann den Satz, daß alle Dinge eine Kraft haben, untersuchen.

Nach der gewöhnlichen Worterklärung heißt Kraft so viel, als, Vermögen zu wirken; und wirken so viel, als, etwas hervorbringen, oder den Grund in sich enthalten davon, daß etwas anders ist; der Grund aber wird erklärt durch dasjenige, woraus sich begreifen läßt, warum das andere ist. Untersuchen wir weiter die Anwendung dieser Begriffe: so finden wir, daß begreifen zuletzt nur so viel heißt, als dasjenige bemerken, wobey das andere, was man nun begreift, was einen nun nicht mehr befremdet, ordentlicher Weise, gewöhnlich, beständig, verknüpft ist. Also kann man auch den Grund erklären durch dasjenige, bey dessen Seyn das andere, das Begründete, Statt findet, und die Kraft durch Etwas, worinn dasjenige enthalten ist, womit das Seyn eines andern Dinges verknüpft ist.

Untersuchen wir den Ursprung unseres Begriffes von den Kräften, so wird sich eben dieses
fin.

haben. Wir empfinden etwas in uns, welches sich äussern muß, wenn gewisse Dinge, die wir begehren, geschehen sollen. Dieß ist unsere Kraft. Wir empfinden vieles, was wir nicht unserem Wirken zuschreiben können, was wir leiden müssen, und wodurch wir die Kräfte anderer Dinge kennen lernen. Wir lernen sie auch weiter kennen aus den Veränderungen, die sich mit den Dingen ausser uns in der Verknüpfung mit andern zutragen.

Aus allen diesen Beobachtungen entsteht der vollständige Begriff von der Kraft; dessen ursprüngliche Bestandtheile also theils das Gefühl von einem Etwas in uns, theils die Erfahrung von der beständigen Verknüpfung der Erfolge mit gewissen andern Dingen und Umständen sind. Die Erkenntniß von der Art und Weise, wie etwas wird, wovon der Grund in der Kraft des andern Dinges angenommen wird, ist also weiter nichts, als die genauere Kenntniß der Umstände, womit dasselbe verknüpft ist. (*)

Das Dunkle, das hiebey ein jeder in dem allgemeinen Begriffe von der Kraft bemerken wird, findet sich auch in den Begriffen von den mancherley Arten der Kräfte. Der Grund aller Eintheilungen der Kräfte ist nichts anders, als der Unterschied innerlicher oder äußerlicher Erscheinungen, die mit einem gewissen Etwas in uns oder in andern Dingen verknüpft sind, welches Etwas wir also auch weiter nicht kennen. Daher benennen wir die Kräfte von den

Wirkungen. Und wovon sollten wir sie sonst benennen?

Aber dennoch werden wir bald gewahr, daß wir nicht so viele verschiedene Kräfte, so vielerley verschiedene Grundbestimmungen in einem Dinge, annehmen dürfen, als mancherley Erscheinungen mit der Anwendung seiner Kraft verknüpft sind; indem wir leicht erkennen, daß sowohl von der Beschaffenheit der Dinge, in denen etwas gewirkt wird, als auch derjenigen, mit welchen die wirksame Kraft verknüpft ist, jener Unterschied der Erfolge herrühret. Und daraus entstehen die Begriffe, von den abgeleiteten, relativen, hypothetischen, Kräften eines Dinges, und dessen absoluter Kraft oder Grundkraft. Die ersten nemlich sind Principien oder Gründe solcher Wirkungen, die gewisse Verknüpfungen, Verhältnisse oder innere Veränderungen der wirkenden Kräfte voraussetzen. Die Grundkraft eines Dinges aber ist die ursprüngliche innerliche Bestimmung zur Wirksamkeit, die ein Ding für sich, außer der Verknüpfung mit andern Dingen, und in seinem ersten Zustande schon gehabt hat. Die abgeleiteten Kräfte, sind also nichts anders als Grundkräfte in einer gewissen Verbindung mit einander. Wenigstens erstreckt sich unser Vermögen die Kräfte der Dinge zu ändern auf weiter nichts, als auf gewisse Verbindungen oder Trennungen derselben. Wer also keine andern Wirkungen kennet, als solche, die aus einer Verknüpfung mehrerer Kräfte entspringen, kennt

kennet keine wahre Grundkraft. Ob wir Grundkräfte der Dinge kennen, ist nun leicht zu beantworten. Beziehungsweise auf unserere Erkenntniß und auf andere Kräfte kann unterdessen dasjenige eine Grundkraft heißen, was wir nicht als eine Folge anderer uns bekannter Kräfte, vielmehr als deren Grund, uns vorstellen dürfen (**). Und diese Grundkräfte zu wissen ist von großer Wichtigkeit. Man entdeckt sie aber, theils durch die Beobachtung des Aehnlichen ihrer Wirkungen unter verschiedenen Umständen, deren Mitwirkung abgezogen wird; theils durch analogische Schlüsse; durch die Schlüsse von der bekannten, in anderen Fällen beobachteten Kraft, die mit gewissen Eigenschaften verknüpft ist, auf diese Kraft eben derselben oder ähnlicher Eigenschaften bey Dingen, von denen man noch keine unmittelbare so weit sich erstreckende Erfahrung hat.

©. Locke B. II. chap. XXI. §. 1 - 4. *Hume* Essay of power or necessary connexion in dem Enquiry concerning human Understanding Sect. VII. in der Londner Sammlung von 1758. 4. ©. 317. f. *Some's* Versuche über die ersten Gründe der Gittlichkeit und Religion Th. II. ©. 32 - 47.

(**) ©. Crusius Metaphysik. ©. 127. 140.

§. 15.

Ob alle Grundkräfte beständig thätig sind?

Wenn einige sowohl unthätige und todte, als thätige und lebendige, Kräfte sich gebens

ten; so erklären andere die Kraft überhaupt durch ein Bestreben zu wirken, aus welchem die Wirkung oder der Effect entspringt, wenn er nicht gehindert wird. Sie betrachten also alle Kräfte als beständig thätig. Von den abgeleiteten oder hypothetischen Kräften kann nun dieses gar nicht gesagt werden, weil die Erfahrung offenbar dagegen ist. Und aus was für einem Grunde von den Grundkräften? Vermöge des gemeinen Grundbegriffes kann es nicht alsbald behauptet werden. Man beweiset es also entweder damit, daß eine wirklich vorhandene Kraft mehr sey, als eine bloße Möglichkeit zu wirken, oder damit, daß der Uebergang vom Nichtwirken zum Wirken kein natürlicher und begreiflicher Uebergang; oder man hält es für einen durch vielerley Erfahrungen bekräftigten, und durch nichts ausgemachtes widerlegten Grundsatz (*).

Zu einem allgemein erwiesenen Grundsatz scheint er durch alles dieses noch nicht erhoben zu seyn. Aber das Gegentheil ist dadurch auch noch lange nicht erwiesen, daß irgend eines Dinges Thätigkeit uns nicht immer merklich ist.

Von den Grundkräften können wir wohl überhaupt nicht viel erweisen. Und wenn wir etwas von ihnen erwiesen hätten; dürfte uns die Anwendung auf die bekanntern Kräfte dennoch schwer werden.

(*) G. Mendelsohns Phädon, im Anhang zur dritten Ausgabe.

§ 16.

Daß alle Substanzen eine Kraft haben.

Daß alle Substanzen eine Kraft haben, sehen einige für so ausgemacht an, daß sie es so gleich in der Definition der Substanz annehmen. Andere beweisen es, entweder daraus, daß nichts umsonst in der Welt vorhanden seyn könnte, oder weil das Seyn oder Nichtseyn eines Dinges nicht völlig gleichgültig, folglich sehr Daseyn nicht ohne Folgen seyn könnte. Ein Beweis, der für die Ontologie am besten sich schicket, scheint derjenige zu seyn, der auf die Undurchdringlichkeit (*) sich gründet, die einem jeden Dinge zukomme, weil es irgendwo seyn müsse (§. 6.) Es müsse also Widerstand thun können, gesetzt, daß es von allen Seiten her gebrängt würde. Aber erfordert dieser Widerstand nicht eine thätige Kraft, ein Bestreben zu wirken?

Der Grund, warum wir einer jedweden Substanz Kraft beylegen, scheint unterdessen hauptsächlich dieser zu seyn, weil uns kein Ding je bekannt worden ist, das nicht mit Kraft versehen gewesen. Denn durch ihre mittelbare oder unmittelbare Wirkung auf uns — dieses sind wenigstens die Begriffe des gemeinen Verstandes — offenbaren sie sich uns (§. 6.)

Insgemein denkt man sich die Kraft nicht als eine Substanz, sondern als etwas in der Substanz; und demnach erfordert jedwede Kraft eine Substanz, als ein Subject, in welchem sie sich befindet, und die Kräfte können, nach

dies

diesem Begriffe von den Substanzen nicht getrennet werden, und von einer in die andere übergehen. Aber daß in einer Substanz nur eine Grundkraft seyn könne, ist daraus noch nicht zu ersehen.

- (*) In welcher Bedeutung können wir denn mit Grunde die Undurchdringlichkeit oder Impetrabilität für jede Substanz behaupten? Nur in der Bedeutung, daß ein Körper nicht von einem andern Körper also durchdrungen werden könne, daß die Substanz des einen von der Substanz des andern durchdrungen wäre; oder beweisen wir es von allen Substanzen ohne Ausnahme in Ansehung einer jedeweden andern? - Wir ist kein solcher Beweis bekannt.

Zweyter Abschnitt.

Von Begriffen und Grundsätzen, die sich auf eine Verbindung der Dinge beziehen.

I. Abtheilung.

Von der Causalsverbindung; desgleichen von den Gründen und Zeichen.

§. 17.

Was überhaupt Verbindung und Zusammenhang heißen?

In Verbindung oder im Zusammenhange sind Dinge, nach der gemeinen Bedeutung dieser Worte, wenn sie an einander gränzen, auf ein-

einander fortführen, aus einander entspringen, einen Einfluß in einander haben; also auf mancherley Weise. Diese Bedeutung haben diese Worte auch in der Philosophie noch; nur daß man so wohl die Dinge in der Vorstellung, als ausser der Vorstellung, als verbunden, verknüpft, zusammenhängend, betrachtet. Es giebt daher mancherley Arten des Zusammenhanges (nexus), die nicht schlechterdings mit einander verwechselt werden dürfen. Eine Verbindung, die die Dinge nur in der Vorstellung bekommen, heißt ideale Verbindung, oder idealer Zusammenhang. Diejenige aber, die sie auch ausser der Vorstellung haben, heißt reel. Im idealen Zusammenhange sind also Dinge, wenn die Begriffe von ihnen auf einander führen, einander aufklären, wenn sie in gemeinschaftliche Begriffe zusammen laufen, zusammen empfunden werden, u. s. w. Reeller Zusammenhang ist zwischen Dingen, in so fern sie, auch ausser der Vorstellung, zusammen ein Ganzes ausmachen, als Theile eines Ganzen neben einander existiren, oder auf einander folgen; oder wenn nur überhaupt eines von dem andern abhängig, durch das andere bestimmt ist. Letzteres versteht man unter der Causalverbindung.

§. 18.

Aufklärung des Begriffes von Ursache und einiger angrenzender Begriffe.

Alle unsere Erfahrungen stimmen darinn mit einander überein, daß nur immer unter gewissen

sen Umständen, bey der Gegenwart und Wirksamkeit gewisser Dinge, alle Veränderungen, die wir öfters bemerken, sich ereignen. Insbesondere wissen wir, daß wir in unzähligen Fällen immer etwas gewisses thun müssen; wenn etwas, so wir wollen, erfolgen soll; so wie bey der Gegenwart gewisser Dinge und unter gewissen Umständen, uns vieles, wenn wir auch nicht wollen, begegnet, vieles, so wir leiden müssen. Es wäre ohne Grund und widersinnlich, wenn wir annehmen wollten, daß dasjenige, was nur also unter gewissen Umständen geschieht, unabhängig von diesen Umständen, für sich eben also geschehen würde. Oder daß dasjenige was dabey immer geschieht, unter eben denselben Umständen, auch hätte nicht geschehen können (§. 9.). Darinn liegt ohne Zweifel der Grund unserer Begriffe von der Causalverbindung der Dinge, von Ursachen und Wirkungen von dem Einflusse, oder demjenigen Verhältnisse der Dinge auf einander, daß eines ist, oder auf eine gewisse Weise bestimmt ist, wegen der Existenz, Beschaffenheit, Kraft und Wirksamkeit des andern; so daß es ausserdem, wenn letzteres nicht wäre, nicht also würde geschehen oder vorhanden seyn. Und das ist also der gegründete Sinn der Redensarten, eines hat das andere gemacht, verursacht, hervorgebracht.

Eigentlich also versteht man unter einer Ursache ein Ding, mit dessen Wirksamkeit der Erfolg verknüpft ist; und unterscheidet von den

eigentlichen Ursachen die unwirksamen Umstände, die nöthigen Bedingungen, als da ist die Gegenwart des Dinges, in welchem die Wirkung hervorgebracht werden soll, das Wegseyn der Hindernisse, und dergleichen.

Grund ist so viel, als derjenige Umstand, diejenige Bestimmung, wovon das andere, das gegründete herkömmt, oder womit es als beständig, nothwendig, wesentlich, verknüpft betrachtet wird, woraus es sich begreifen läßt (§. 14.). Die Ursache enthält also hauptsächlich den Grund in sich. Aber zu den Gründen werden doch auch die unwirksamen Umstände mitgerechnet (*).

(*) Einige nennen diese zum Unterschiede Existentialgründe. S. Crusius Metaph. §. 36.

§. 19.

Eintheilung der Ursachen und der Gründe.

Von den vielen Eintheilungen der Ursachen und der Gründe merken wir zuvörderst folgende:

- 1) Die Dinge in der Welt wirken nicht getrennt, sondern in Verbindung mit andern Dingen; daher kann nicht leicht eine Wirkung von einem Dinge allein herkommen, sondern vom Zusammenwirken mehrerer Dinge. Diese werden nach dem Bepotrage, die eine jede bewirkt hat, oder auch nach der Gattung ihrer Kraft und Wirkung eingetheilet in Hauptursachen, solche, die entweder die andern mitwirken

den

den Dinge wirksam gemacht, oder zum Effect das meiste beigetragen haben, Instrumente, die nur so wirkten, wie sie durch die Kraft einer andern Ursache zu wirken bestimmt worden, Anlässe, bey denen die Idee oder der Entschluß, etwas zu thun, entstanden ist, Endursachen, oder Zwecke, in welchen der Bewegungsgrund lag (*).

- 2) Alle diese Gattungen von Ursachen können einen gewissen Effect entweder unmittelbar oder mittelbarer Weise bewirkt haben; in näher oder entfernter Verknüpfung mit ihm seyn. Wenn mehrere Ursachen in der Verbindung mit einander stehen, daß der Grund entweder von der Wirksamkeit, um welcher willen sie als Ursachen betrachtet werden, oder von ihrer Existenz in der andern liegt, heißen sie subordinirte Ursachen; und es ist eine nothwendige oder determinirende Subordination, wenn der Grund von dem, was eine Ursache gethan hat, in der andern lag. Es erhellet leicht, daß es von einer solchen Subordination zu verstehen ist, wenn gelehrt wird, daß die Ursache von der Ursache die Ursache dessen ist, was von der letztern herkömmt. Die letzte der subordinirten Ursachen, die nicht weiter auf ein anderes Ding weist, von deren Seyn und Wirksamkeit nicht wieder der Grund in einem andern

bern anzunehmen ist, heißt die letzte, die erste, oder die Grundursache.

3) eine Beschaffenheit eines Dinges kann dem Grund von einer andern Beschaffenheit dieses Dings in sich enthalten. Daher werden die Gründe eingetheilet in solche, die in oder an dem Dinge sich befinden, in welchem das Begründete ist, innerliche, und in solche, die außer diesem Dinge liegen, äußerliche. Der Grund von etwas kann auch zum Theil in diesem Dinge, zum Theil außer demselben liegen.

4) Der völlige oder vollständige Grund von etwas ist die Sammlung alles dessen, was einen Einfluß gehabt, zu dem Effecte etwas beygetragen hat, oder wenigstens seyn mußte, damit derselbe also erfolgen konnte. Zureichend heißt ein Grund, in so fern er alles dasjenige in sich enthält, was als Grund erforderlich ist zu etwas; und eine Ursache heißt zureichend, wenn sie allein einen gewissen Effect bewirken kann. Endscheidend kann ein Grund oder eine Ursache heißen, wenn ein gewisser Erfolg unausbleiblich damit verknüpft ist. Wenn eine Ursache die Kraft eines andern Dinges zu erwecken und wirksam zu machen geschickt ist, ohne jedoch den Erfolg der Wirksamkeit dieser andern Kraft genau zu bestimmen: so kann sie, zum Unterschiede der genau determinirenden Ursachen, eine er-

Jeders Logik.

R

we

weckende, anreizende, antreibende, veranlassende Ursache genennet werden (**).

(*) Seneca Epist. LXV.

(**) So, scheint es mir, können die Begriffe, von entscheidenden und determinirenden Gründen und Ursachen, die durch Streitigkeiten berühmt geworden sind, fürs erste am sichersten bestimmt, und zugleich beyde noch von einander unterschieden werden. Man sehe hiebey Crusius Met. S. 85. Böhm. S. 64. Basedow Philaleth. II. S. 97.

§. 20.

Unterscheidung dreyer Hauptgattungen von Ursachen und Gründen.

Wir wenden unsere Kraft an, und es erfolgt eine Bewegung; auf ein Anstrengen einer Kraft in uns kömmt oft ein Gedanke zum Vorschein; Begierden und Entschliessungen erfolgen gleichfalls nur auf gewisse vorübergehende Wirkungen. Wie, vermöge des innern Bewußtseyns, Bewegung, Gedanke und Begierde sehr verschiedene Dinge sind: so müssen die Kräfte die sie bewirken, die Principien, die Quellen, aus denen sie entspringen, die Gründe davon, gleichfalls sehr verschieden seyn (§. 14.). Die Umstände, die vermöge der Erfahrung mit der einen Gattung dieser Kräfte und Erfolge verknüpft sind, dürfen nicht schlechterdings in den Begriff einer andern Gattung übergetragen werden, wovon die Erfahrung dieses nicht, oder vielleicht gar das Gegentheil lehrte.

Zur

Zur Unterscheidung nennt man die Ursachen, deren Wirkung Bewegung ist, mechanische (physische) Ursachen. Die andern kann man also fürs erste unmechanische (metaphysische) nennen. Dasjenige, wobey ein Ding seine Existenz bestimmt, oder womit diese Existenz verknüpft angenommen wird, heisset Grund der Existenz, Realgrund (physischer, metaphysischer Grund, *ratio dori*); dasjenige, wobey die Erkenntniß von der Existenz eines Dinges entspringt, der Erkenntnißgrund, (Idealgrund, logischer, analytischer Grund, *ratio ri*); dasjenige endlich, wobey die Begierde oder Entschliessung entspringt, Bewegungsgrund, *Motiv*, moralischer Grund.

§. 21.

Lehrsätze von den Gründen und Ursachen die aus den Begriffen gefolgert werden können.

Aus diesen Begriffen ergeben sich nun folgende Sätze:

- 1) Wo der völlige Grund von etwas vorhanden ist, da muß solches auch seyn, oder erfolgen. (*Posita ratione ponitur rationatum: posita causa in determinata sua causalitate ponitur effectus* s. *causatum*, nisi adsit impedimentum) Je mehr also von dem Grunde einer Sache vorhanden ist, desto mehr steht sie zu erwarten. Die nähere Ursache giebt mehr Vermuthung, als die entfernte. Diese im allgemeinen

leicht aus den Begriffen verständliche Sätze sind einige der vornehmsten Regeln, nach welchen wir uns bey unsern Rathmassungen gewöhnlich richten, und den Grad der Wahrscheinlichkeit derselben bestimmen.

- 2) Wenn etwas nicht ohne Grund wirklich werden kann; so muß ein Grund vorhanden seyn, wenn es wirklich wird; und wo der Grund nicht ist, kann dergleichen etwas nicht erfolgen. Dieß beweisen manche nur, wenn sie schlecht hin beweisen sollen, daß nichts in der Welt ohne Grund ist, und geschieht. — Ob die Ursache da seyn müsse, wo die bewirkte Veränderung ist; und ob eine unmittelbare Wirkung auf einen entfernten Gegenstand (*actio in distans*) von uns für möglich angenommen, oder als absolut unmöglich verworfen werden kann, mag hiebey untersucht werden.
- 3) Wenn etwas aus einer Ursache geschieht, so geschieht es aus einer zureichenden Ursache. Denn ein Ding heißt nur, so fern es etwas gewirkt hat, Ursache davon. Aber was in einem Falle zureichende Ursache von einem gewissen Erfolge war, ist es nicht immer in jedweden andern. Und dasjenige, was auf eine gewisse Weise bey einem Erfolge wirksam war, ist nicht immer die einzige, nicht die Ursache von einer gewissen Art (S. 19.) gewesen.
- 4) Daß bey einem Dinge ein Zustand aus dem andern entspringe, eine Beschaffenheit

in der andern gegründet sey, hat nichts widersprechendes (§. 19.). Aber daß das Nämliche von sich selbst die Wirkung oder die Ursache, daß etwas sich selbst hervorgebracht läßt sich ohne Widerspruch nicht sagen. Alles dasjenige also, was entsteht, muß entweder ohne Ursache entstehen, oder ein Ding außer demselben muß die Ursache von ihm seyn; und was nicht ohne eine Ursache entstehen konnte, ist durch ein von ihm unterschiedenes Ding hervorgebracht worden.

- 5) Etwas als hervorgebracht und entstanden, und solches doch als ohne Anfang, und immer vorhanden, zu gedenken, scheint nicht wohl möglich. Wenn ich also gleich eine ewige Substanz mir vorstelle, die immer vermögend war, etwas anders hervor zu bringen; so begreife ich doch nicht, wie etwas von ihr hervorgebracht, und doch ewig seyn sollte. Ich sehe keine Unmöglichkeit auf Seiten der ewigen Ursache, aber auf der andern Seite scheint sie mir entgegen. Wollte man aber von dem, was ewig neben seiner Ursache vorhanden seyn sollte, nicht sagen, daß es hervorgebracht worden, sondern nur, daß sein Seyn in dem andern gegründet, daß ohne dieses dasselbe nicht hätte seyn können, mit demselben aber nochwendig verknüpft war: so fällt dieser Widerspruch der Ausdrücke und der Begriffe weg.

6) Bey subordinirten Ursachen muß eine letzte Ursache angegeben werden, wenn etwas vollständig erkläret werden soll. Die Reihe subordinirter Ursachen seye so groß, als man will: so enthält sie nicht den Grund, der die Frage, woher und warum ist alles dieses, beantwortet, wenn sie nicht in einer Ursache sich endiget, bey welcher nicht weiter nach einer andern gefragt werden kann. Der Begriff von subordinirten oder abhängigen Ursachen bringet dieses offenbar mit sich. Will man die Reihe rückwärts als eigentlich unendlich annehmen; so verliert man sich nur bey der Entwicklung des Begriffes von einer unendlichen Zahl in neue Widersprüche.

(*) Man kann das Ungereimte einer ins Unendliche fortlaufenden Reihe von Ursachen eines nun vorhandenen Dinges schon daraus abnehmen, weil daraus folgen würde einmal, daß so viele Ursachen als Wirkungen in denselben wären, den jede Wirkung soll eine Ursache haben; sodann aber auch, daß die Reihe, die sich hier bey einer Wirkung endiget, mehr Wirkungen als Ursachen enthalten müßte, eben weil zuletzt eine Wirkung, und von den vorhergehenden Gliedern jedes eines sowohl Wirkung als Ursache ist. Man denke sich dieses bestimmter, z. B. eine Reihe auseinander abstammender Menschen, wovon der letzte nur Sohn, nicht Vater wäre, so wird die Ungereimtheit bald einleuchten. Man sehe hiebey auch Crusius S. 149. Sollmann S. 321. Reimarus N. R. G. 90. Baselov

Philas

Philaleth. §. 209. Lamberts Architectonik §. 472. Hutcheson Synopf. Metaph. p. 37.

§. 22.

Grundsätze von der Aehnlichkeit der Wirkungen und der Ursachen.

Wichtige und bey unzähligen Urtheilen und Schlüssen zum Grunde liegende Lehrsätze sind folgende:

1) Die nemliche Wirkung kann nicht von verschiedenen Ursachen herrühren, einerley Wirkung weist auf einerley Ursache, ähnliche Wirkungen, auf ähnliche Ursachen. Dieß kann der Grundsatz von den analogischen Ursachen heißen. Wir müssen ihn annehmen, einmal zufolge der Begriffe. Da wir die Kräfte von den Wirkungen benennen: so müssen wir Dingen, in so fern sie einerley Wirkung hervorbringen, auch einerley Kraft beylegen, und sie selbst also in so fern für einerley halten. Sodann bestätigt den Satz, wenn er nach dieser Einschränkung gehörig verstanden wird, die beständige Erfahrung.

2) Die nemliche Ursache bringt die nemliche Wirkung hervor: aus ähnlichen Ursachen kommen ähnliche Wirkungen. Die Erfahrung lehret diesen Grundsatz; wenn man aus den Begebenheiten nicht überilte Folgen zieht. Und gewissermassen liegt er auch in den Begriffen, und in den ersten Folgerungen aus denselben (§. 21.). Es

heisset dieser Satz der Grundsatz von der einförmigen Wirkung; bisweilen auch von der entscheidenden Ursache (Bas sedow Philaleth. II. S. 97.). Wider die Begriffe dieses Grundsatzes ist es nicht, sich Ursachen zu gedenken, die die Kraft eines andern Dinges in eine gewisse Wirksamkeit allemal setzen, ohne daß diese also erweckte und wirksam gemachte Kraft einmal wie das andere dadurch genau bestimmt würde, allemal denselben Erfolg zu bewirken (S. 20.).

- 3) Die Wirkung ist allemal ihrer Ursache gleich (Non potest plus esse in effectu, quam in caussa; effectus plenus aequipollet caussae plenae, viribus caussae integris). Dieß erhellet aus den Begriffen, wenn man (in sensu composito s. reduplicative) ein Ding Ursache nennt, in so fern etwas dadurch gewirkt wird. Denn da ist ein Ding so viel und so weit Ursache, so viel und so weit es wirkt, nicht mehr und nicht weniger. Aber der Satz kann diese Bedeutung haben, daß bey der Wirksamkeit einer Ursache nichts, nicht mehr und nicht weniger erfolgen könne, als was durch die bekannte Kraft der angenommenen Ursache gewirkt werden kann. In diesem Verstande würden nicht nur die zween vorhergehenden Grundsätze, sondern auch wohl der Hauptsatz, daß

daß ohne Ursache nichts geschehen könne, bey diesem Grundsatz vorausgesetzt.

(*) Und aus dem Hauptsatz werden diese oder ähnliche Grundsätze von andern hergeleitet; aber doch nicht immer in der Bedeutung bewiesen, in welcher sie hier und da angewandt werden. Allerdings läßt sich mehr davon beweisen, wenn der Hauptsatz vorausgesetzt ist. Aber da doch dieser selbst sich nur auf die Analogie unserer Erfahrungen stützt: so schien es mir besser, da auch jene Grundsätze unmittelbar hieraus hergeleitet werden können, diesen Weg zu nehmen.

§. 23.

Hauptsatz des zureichenden Grundes.

Der Hauptsatz aber in der Lehre von den Ursachen und Gründen ist dieser, daß Nichts ohne Ursache geschehe, oder daß Alles, was geschieht, was je geschehen ist, und geschehen wird, einen zureichenden Grund habe, warum es so und nicht anders geschehen ist, geschieht oder geschehen wird. Das heißt nun nach der vorhergehenden Entwicklung der Begriffe so viel: Alles, was da entsteht oder verändert wird, entsteht und wird verändert bey der Wirksamkeit irgend einer Kraft oder gewisser Kräfte und überhaupt unter gewissen Umständen, ohne welche es nicht würde entstanden oder also bestimmte worden seyn.

Dieser Satz heißt auch bisweilen der Grundsatz von der Regelmäßigkeit der Folgen. In den ältesten Denkmalen des menschlichen Verstandes findet sich derselbe (a); und die tägliche Erfahrung lehret; daß, so bald ein Mensch anfängt seine Vernunft zu gebrauchen, er zufolge dieses Grundsatzes urtheilet und fragt.

Es muß daher dieser Grundsatz entweder dem menschlichen Verstande ursprünglich eingeprägt, oder eine leichte Folge seyn aus der Uebereinstimmung alles dessen, was die menschliche Erkenntniß gründet.

Man hat ihn in den neuern Zeiten beweisen wollen. Aber durch die schlechten Beweise, die man davon gegeben hat, durch den zweideutigen Ausdruck und durch gewisse Anwendungen desselben, hätte man, wenn es möglich wäre, den Satz fast selbstem verdächtig gemacht (b).

Wenn man denselben auch nur als eine Folge der Uebereinstimmung aller Erfahrungen ansehen will: so ist er dadurch schon genugsam zu einem vernünftigen Grundsatz erhoben. Denn was die Erfahrung lehret, ist gewiß; und die Uebereinstimmung aller bekannten Erfahrungen giebt einen Grundsatz, der so lange für allgemein richtig gehalten werden muß, bis er durch offenbare Wahrheit widerlegt wird (Vög. S. 58.).

Wenn uns also auch der Ursprung eines Dinges, wie und wann es geworden ist, aus der Erfahrung nicht bekannt ist, Vernünftiger Weise aber wir dasselbe nicht für etwas, so immer

mer und absolut nothwendig also vorhanden, ansehen können: so müssen wir zufolge der Grundgesetze des vernünftigen Denkens eine Ursache von ihm auſſer ihm ſuchen. Denn einmal liegt es ſchon in den Begriffen, daß, weil wir es nicht für absolut nothwendig und unabhängig von andern Dingen möglich oder wirklich gedanken können, wir auf gewiſſe Umſtände denken müſſen, unter welchen, auf eine Kraft, durch die es, möglich oder wirklich und etwa hypothetiſch nothwendig wurde. Sodann aber wäre es ohne allen vernünftigen Grund, und wider eine Hauptregel der Wahrſcheinlichkeit (Log. S. 57.), wenn wir daſjenige, was wir weder vermöge der Erfahrung, noch vermöge eines richtigen Schluſſes, als möglich annehmen können, lieber vermuten wollten, als daſjenige, an deſſen Möglichkeit kein Zweifel iſt, weil es eben daſjenige iſt, was alle unſere Erkenntniß offenbar macht; nemlich, daß dergleichen Etwas nur unter gewiſſen Umſtänden, bey der Wirkſamkeit gewiſſer Dinge, ſich findet.

Es iſt alſo auch dieß ein vernünftiger Grundsatz, daß wir bey dem, was wir nicht für absolut nothwendig halten können, nach Grund und Urfache fragen, woher und warum es geworden iſt. Und dieſer heiſt bey einigen der Grundsatz der Zufälligkeit.

Obwohl nun alſo gleich dieſe Grundsätze weiter als unſere Erfahrungen gehen, gebraucht werden können: ſo kann es doch nicht erlaubt ſeyn, wofern man ſie ſelbſt auf keine andere Weiſe dar-

barthut, wider die Erfahrung sie zu gebrauchen, und bey einer Art von Erfolgen einen andern Urprung, eine andere Art von Ursachen und Gründen, anzunehmen, als die Erfahrung lehret. Gleicher weise wäre es ungereimt, solche Gründe irgendwo anzunehmen, nur wegen der Analogie, die den ausgemachteren Eigenschaften eines Dinges, oder andern Wahrheiten, zuwider liefen. Denn die Vermuthung nach der Analogie findet nicht mehr Statt, wenn stärkere Gründe dagegen sind (Log. §. 58.).

(a) G. J. B. *Plato in Timaeo Op. edit. Fickni pag. 1076. Aristot. phys. H. 4. Cicero fin. J. 6.*

(b) G. Crusius ausführliche Abhandlung von dem rechten Gebrauche und der Einschränkung des sogenannten Sazes vom zureichenden, oder besser, determinirenden Grund, erste Ausgabe Leipzig 1744. *Basedow Philaleth. II. §. 92. 170. Lambert N. D. I. G. . 569 - 576. Leibniz*, wie bekannt, glaubte den Satz ohne Beweis annehmen zu dürfen. Wolf selbst erklärt sich auf diese Weise *Metaph. II. §. 34. und Ontol. lat. §. 75.* Die letztere Stelle erklärt die Sache so schön, und dient, bey den Vorwürfen, die wegen der schlechten Beweise, der Philosoph sich mußte machen lassen, so gut zur Einsicht in seine ganze Meinung von dieser Sache, daß ich es nicht für unschicklich halten kam, sie herzusetzen.
„Quoniam est ea mentis nostrae natura, ut naturali quodam impetu in rationem sufficientem eius

eius feratur, quod est, nec princip. rat. suff. experientiae contrarium deprehenditur, quin potius a casu quovis singulari abstrahi potest, consequenter eius veritas per notiones confusas, quas experientia in mente nostra excitavit, sola attentione innotescit, nisi perversa studendi methodo depravatum et praeludicii praepeditum habueris animum, principium R. S. absque probatione instar axiomatis sumere licet. „

Den schlechten Beweis, den der deutsche Philosoph bisweilen gegeben hat (S. Ontolog. S. 70). und der ein sehr merkliches Wortspiel ist, hat auch Locke gebraucht (S. Some's Versuche 1c. Th. II. S. 34.) und Clarke in Demonstr. p. 12.

(c) Auch unsere Urtheile haben ihren Grund physisch oder metaphysisch, ob gleich nicht immer logisch zureichenden Grund, ohne welchen sie nicht entstehen können (Log. S. 53.). Wenn man nun daraus einen eigenen Grundsatz machen will; daß wir ohne Grund nichts für wahr halten können und sollen; so kann man ihn den logischen Grundsatz vom zureichenden Grunde nennen. Und man sieht leicht, daß er mit dem metaphysischen Grundsatz dieses Namens fast in eben dem Verhältnisse ist; wie der logische Grundsatz, daß wir das Widersprechende nicht denken können, mit dem metaphysischen Satze vom Widerspruche (S. 4.).

S. 24.

Grundsatz von den verständigen Ursachen.

Da wir wegen der Regel von der Wahrscheinlichkeit (Log. S. 57.) einer Grundregel des vernünftigen Denkens, einen ähnlichen Ursprung ähnlicher Dinge, ähnliche Ursachen bey ähnlichen Einrichtungen (S. 22.) vermuthen müssen; wenn nicht etwas ausgemachtereres dagegen ist: so müssen wir bey solchen Verknüpfungen der Dinge, bey solchen Einrichtungen, die den nach Absichten und Regeln gemachten Einrichtungen verständiger Wesen vollkommen ähnlich, hingegen den zwecklosen Wirkungen unverständiger Kräfte höchst unähnlich sind, verständige Ursachen annehmen, wenn nicht das Gegentheil aus bessern Gründen erhellet. Denn ohne Grund, wider alles das, was ich gewiß weiß, würde ich eine solche Einrichtung als möglich bey unverständigen Ursachen annehmen; da ich hingegen etwas gegründetes und mögliches annehme, wenn ich verständigen Ursachen sie zuschreibe. Es ist also vernünftig, eine Verbindung der Dinge, die wir anders, als bey einer verständigen Ursache, für möglich anzunehmen, keinen vernünftigen Grund haben, für die Wirkung eines verständigen Wesens zu halten. Dieß kann der Grundsatz von den verständigen Ursachen heißen.

§. 24. b.

Nach was für Grundsätzen wir uns bey Erforschung der Endursachen richten müssen.

Wenn wir einmal ein verständiges Wesen zum Urheber von etwas annehmen müssen: so leiden es die Begriffe und die Natur unseres Verstandes nicht anders, als daß wir auch Absichten, um welcher willen die regelmäßige Einrichtung gemacht worden ist, uns gedenken. Und was können wir dann anders dafür ansehen, als was entweder wirklich dadurch hauptsächlich bewirkt wird, oder wozu die ganze Einrichtung doch am nützlichsten zu seyn scheint? Es bleibt so viel weniger Zweifel übrig, je mehr wir von der Richtigkeit unserer Einsichten bey der Beurtheilung des Werkes, und der Weisheit der Urhebers versichert sind. Und wenn diese Art der Erkenntniß, überhaupt betrachtet, wegen der Verschiedenheit der bestimmten, und sonderlich der letzten Absichten, bey einerley Sache, allerdings oft ungewiß bleiben muß: so wird doch im einzelnen Falle die Wahrscheinlichkeit einer vermuthlichen Absicht desto grösser, je genauer alles übereinstimmt etwas gewisses, was sich an sich schon als die Absicht gedenken läßt, zu befördern; oder je weniger sich eine andere Endursache, ausser der angenommenen gedenken ließe.

§. 24. c.

Von den Zeichen.

Die bisher erörterte Lehre von den Ursachen und Wirkungen enthält die vornehmsten Grün-

de zur Theorie von den Zeichen, nämlich den natürlichen Zeichen, Anzeichen, Kennzeichen.

Denn da so wohl von der Gegenwart und einem gewissen Zustande der Ursachen, von den Anstalten, auf die bevorstehenden Wirkungen, als von den Wirkungen auf die Ursachen geschlossen werden kann: so erhellet, wie so wohl die erstern von den letztern, als diese von jenen natürlichen Zeichen seyn können.

Auch wird aus der obigen Eintheilung der Ursachen in vollständige und unvollständige, zureichende und unzureichende, nahe und entfernte eine ähnliche Eintheilung der Zeichen leicht hergeleitet; und dabey begriffen werden können, wie das Zeichen von einer Wirkung das entfernte Zeichen von einer andern Wirkung seyn, wie fern man auch durch die Spuren von der Gegenwart oder den Wirkungen einer entfernten Ursache auf die Erkenntniß der nähern Ursache eines Effectes geleitet werden kann.

Freylieh können aber auch solche Dinge Zeichen von einander seyn, die auf andere Weise, ohne daß wir wissen wie, mit einander verknüpft sind, beständig oder mehrentheils einander begleiten oder auf einander folgen.

II. Abtheilung.

Von der Verbindung der Dinge nach Zeit und Raum.

§. 25.

Vorrede.

Mit Zittern, scheint es, sollte man die me-
taphysische Betrachtung über Zeit und
Raum anfangen, wenn man bedenket, wie die
Begriffe der größten Philosophen hier mit ein-
ander im Streite liegen, und fast alle zusam-
men dem gemeinen Verstande räthselhaft sind
(*). Aber wenn denn alle diese Philosophen
mit willkürlichen Begriffen anfangen, hat
man sich um ihre Lehren zu bekümmern, oder
vor ihren Folgen zu zittern?

Es ist einerley Unachtsamkeit. Begriffe, die
sich nicht sinnlich, nicht unter Bildern, denken
lassen, sinnlich haben zu wollen; und Begriffe,
die nicht anders als mit einem Bilde verknüpft,
nicht anders als sinnlich, in uns vorhanden
seyn können, ganz abstract und ohne Bild, den-
ken zu wollen. Beides heisset mit den Ohren
sehen, und mit den Augen hören wollen (**).
Ob hier der Fall, mögen andere entscheiden.
Ich will meine Gedanken vortragen.

(*) G. Hollmann. Metaphys. §. 113. 114.

Crusius §. 48. f.

(**) G. Wolfs Met. II. §. 29. f.

Jeders Logik.

§. 26.

Ueber die Begriffe des Raums und des Ortes.

Wenn wir den Begriff nicht verlassen oder verändern wollen, den jedermann im gemeinen Leben bey'm Worte Raum denkt: so können wir keine andere Erklärung davon geben, als daß da Raum sey, wo Dinge ausser und neben einander sind, oder seyn können; und zwar voller Raum, in so fern das Daseyn gewisser Dinge das Daseyn anderer hindert, leerer Raum, in so fern Dinge da seyn können.

Zum Begriffe des Raums ist es nicht nöthig, daß just diese oder jene Dinge vorhanden sind. Der Begriff des Raumes kann daher von dem Begriffe der Dinge, die im Raume sind, abgesondert werden. Und daher kommt es, daß wir uns den Raum als Etwas denken, so vorhanden seyn könnte, vorhanden seyn würde, wenn auch keine Dinge vorhanden wären. Immerhin mag einer dieses denken. Aber er antworte nun selbst nach seinen eigenen Begriffen, was denn dieses Etwas sey, dieser Raum, der vorhanden seyn sollte, wenn kein Ding vorhanden wäre? Ein Leeres; nichts positives, weder eine Substanz, noch eine Beschaffenheit einer Substanz; keine Kraft.

Wenn einer nun aber von diesem Raume, den er annimmt, da wo keine Dinge vorhanden wären, fortfähret zu denken oder zu reden, und dem Dinge, so nichts positives ist, positive Ei-

*was das wohl die ist, unter dem gen.
Orte nicht alle Materie
mit dem Raume. von Dingen.*

genschaften bepleget, von den Theilen desselben, von der Aehnlichkeit oder Gleichförmigkeit und Anzahl dieser Theile redet: so ist das seine Schuld. Womit will er dann die Realität dieses seines Begriffes beweisen? Will der Denker dieser Art nicht begreifen, daß sein leerer Raum ohne Dinge nichts positives an sich, außer seinem Kopfe nichts substantielles ist: so mag er sich müde denken; und ferner untersuchen, ob nun nicht dieser sein Raum wieder einen Raum haben müsse, in welchem er existiret, und was dieses für ein Ding seyn müsse. Es ist dann nicht zu verwundern, wenn er in einen Labyrinth dadurch geräth, aus welchem er keinen Ausgang findet. Also auch bey der Betrachtung des Raumes außer der Welt, und vor Erschaffung der Welt.

Wenn mit dem Begriffe vom Raume die Bestimmung der Ausdehnung verknüpft ist: so können dann die Redensarten: im Raume seyn, einen Raum einnehmen, und Jgendwo seyn nicht für gleichgültig gehalten werden. Auch ist letzteres nicht just einerley mit dem Seyn an einem gewissen Orte. Denn wir gedenken uns den Ort als einen Theil des Raumes, welcher insgemein relativ, nach dem Abstände von gewissen Dingen, bestimmt wird. Daher kann man auch sagen, daß der Ort eines Dinges verändert wird, wenn der Abstand gewisser Dinge, nach welchen man ihn vorher bestimmt hat, verändert wird; und je nachdem man auf diese oder jene Dinge hieher sieht, kann biswel-

ten gesagt werden, daß der Ort eines Dinges geändert, und zugleich daß er nicht geändert worden. Es wäre aber vielleicht besser, wenn man in den Fällen, wo das Ding, von dessen Orte die Rede ist, nicht sich bewegt hat, nur sagte, daß die Verhältnisse des Ortes verändert worden. Die den Begriff vom Orte überhaupt gleichfalls haben verfeinern wollen, durch mehrere Abstractionen, haben ihn verfeinert, wie den Begriff des Raumes, daß er nicht mehr kenntlich ist.

S. 27.

Ueber den Begriff der Zeit.

Alle, die über den Begriff der Zeit speculirt haben, haben gar bald die Aehnlichkeit dieses Begriffes mit dem Begriffe vom Raume bemerkt. Aber damit war nicht immer viel gewonnen. Bey denen, die den Begriff vom Raume zu sehr sublimirt haben, hatte es nur die Folge, daß sie den von der Zeit auf eben diese Weise entstellten (a).

Natürlich läßt sich, wie mich dünket, dieser Begriff, wie andere, also aufklären. Die Zeit ist, wo eines auf das andere folgt, und sich also etwas als gegenwärtig, etwas als vergangen, und etwas als noch nicht gegenwärtig, als künftig (b), denken läßt. Wird bey der Vorstellung von der Zeit auf die wirklich vergangenen, oder wirklich gegenwärtigen Dinge gesehen: so ist der Begriff individual, man stellt sich die Zeit in concreto vor. Im

Be-

Begriff der Zeit überhaupt aber sind nicht just diese oder jene Dinge und Begebenheiten erforderlich. Es läßt sich also davon abstrahiren in dem allgemeinen Begriffe. Es läßt sich auch ein Leeres, eine Möglichkeit der Zeit ansetzen, wann noch keine Dinge waren, und keine Veränderungen auf einander folgten. Aber wollte man dieses Leere als etwas positives annehmen, eine Zeit, ohne daß irgend einige Veränderungen auf einander folgten: so hätte man nicht mehr den reellen Begriff der Zeit, sondern eine Chimäre. Ein grober Betrug der Imagination wäre es, wenn diese Zeit, die aller auf einander folgenden Begebenheiten entbehren könnte, in seiner Vorstellung erhascht zu haben sich jemand einbildete, indem er sich eine unübersehbliche Reihe von — fortrollenden Punkten, von leeren Momenten, vorbilbet. Freylich denkt er da eine Zeit, eine wirkliche Zeit, die Zeit seiner Existenz, während daß er auf eine Chimäre lauert.

Zu der Existenz einer Substanz sind Veränderungen nicht absolut nothwendig. Es ist also eine Dauer möglich, durch die keine Zeit wirklich wird. Diese Dauer hat dann auch keine wirkliche abgesonderten, mit eigenen Begebenheiten bezeichneten Theile. Aber freylich mit der Imagination können wir uns eine solche Dauer nicht vorstellen: Wie unsere Dauer eine Zeit ausmacht, also wird jede Dauer in unserer Vorstellung Zeit. Aber leugnen können wir deswegen doch nicht die Möglichkeit einer

Dauer ohne Zeit. Folglich auch nicht das erhöhte Bewußtseyn seiner Dauer, daß sich nicht auf das Bewußtseyn innerlicher Veränderungen gründet. Wenn in der Zeit seyn nur so viel heisset als existiren, während daß durch Veränderungen anderer Dinge eine Zeit entsteht, und vorübergeht: so kann eine Substanz in der Zeit seyn, ohne verändert zu werden.

Die Vorstellung der Zeit liegt in der Vorstellung von auf einander folgenden Veränderungen. Wir bemerken also die Zeit, indem wir die auf einander folgenden Veränderungen als auf einander folgend bemerken. Daher kommt es, daß der nemliche Theil der Zeit dem einen lange vorkommt, dem andern kurz; wenn der erstere jeden Augenblick sich etwas wünschet, so noch nicht ist, und, wie man spricht, Augenblicke zählt, der andere aber entweder gar nichts bemerkt, wie im tiefen Schlaf, oder auf einen Gegenstand allein aufmerket, der immer vor ihm ist (c).

(a) *E. Holtmann* §. 331. seq.

(b) Der Begriff von künftigen möchte vielleicht manchen einen Zweifel erregen wider den Lehrsatz von dem Ursprunge aller unserer Begriffe aus der Empfindung. Aber der Zweifel wird bey der genauern Beleuchtung dieses Begriffes bald verschwinden.

(c) *E. Mallebranche* liv. I. ch. VIII. §. 2.

§. 28.

Erinnerung wegen einiger Lehren von Zeit und Raum.

Man spricht von der Theilbarkeit der Zeit, wie auch von der Theilbarkeit des Raumes, überhaupt und in abstracto; und die Redensart ist durch den Gebrauch schon genug gerechtfertiget. Man wird auch dadurch nicht auf chimärische Vorstellungen verleitet werden, wenn man den Sinn der Worte nur recht faßt. Nämlich die Theilbarkeit der Zeit bestehet in der Möglichkeit, Veränderungen, so in irgend einem bestimmten Theile der Zeit oder zwischen einer Begebenheit und der andern, auf einander folgen, zu unterscheiden; und die Theilbarkeit des Raums in der Möglichkeit Dinge zu unterscheiden, die in irgend einem bestimmten Theile des Raums neben einander seyn können. Und leicht erkennen wir, daß diese Theilbarkeit weiter gehe, als wir mit den Sinnen bemerken, oder mit unserer Imagination uns vorstellen können (a).

Aber wenn ohne vorhandene Dinge Zeit und Raum nichts positives sind: so ist dann auch ihre Theilbarkeit nicht die Theilbarkeit eines wirklich vorhandenen Dinges. Wo nichts ist, läßt sich doch wahrhaftig nichts theilen.

Daß Raum, Ort und Zeit nichts an den Dingen ändern, ist wahr, wie es die Philosophen verstehen (b). Im gemeinen Leben behauptet man das Gegentheil, und hat auch recht, weil man es anders versteht.

(a) G. Mallebranche l. c, Krügers Physik S. 12.

(b) G. Wolfs Metaphys. S. 98.

III. Abtheilung.

Von der Identität der Dinge, und den Begriffen, die sich darauf beziehen.

§. 29.

Einerley Dinge und einerley Ding.

Mehrere Dinge haben entweder Beschaffenheiten, in Ansehung deren sie mit einander verwechselt werden können, oder nicht. In so fern Dinge mit einander verwechselt werden können, haben sie einerley Beschaffenheiten; und in so fern Dinge einerley Beschaffenheiten haben, sind sie einerley, einerley Dinge. Ausserdem sind sie verschieden. Einerley Dinge aber sind nicht einerley Ding, oder nicht eines und dasselbe Ding (*idem numero*).

Dass ein Ding eines und dasselbe (*idem sibi* *met ipsi idem*), ist kein Satz, darüber jemand streiten wird. Aber ob das, was ist da ist, eben dasselbe Ding, was vorher da war, ist eine ganze andere Frage, bey der man sich wegen der Unvollständigkeit unserer Begriffe von den Individuen, und auch von den Arten, leicht verwirren kann (*).

(*) Der Streit der Scholastiker über das *principium individuationis*, und der beynahe noch spitzfindigere Streit über die personelle Identität,

der

der seit Lockens Zeit eine Lieblingsmaterie der englischen Metaphysiker zu seyn scheint, können dieses hinlänglich beweisen. Es kommt unterdessen nur darauf an, daß man zwischen einer völligen und einer gewissen Identität den Unterschied mache. S. An Essay on personal identity Lond. 1768. (Gött. G. N. 1769.) Beattie's Essay on Truth. p. 80. 264.

§. 30.

Ähnlichkeit und Gleichheit. Ueber den Begriff der Größe.

Wenn Dinge einerley Größe haben, sind sie einander gleich; wenn sie aber einerley Qualitäten haben, sind sie ähnlich. Aber was ist die Größe, und was sind die Qualitäten? Ich möchte wohl antworten, wie Demokrit auf die Frage, was der Mensch ist, so geantwortet haben: Wir wissen es ja. Oder wie die Scholastiker, wenn sie sich über die Bedeutung der Worte Quantität und Qualität erklärten, daß Quantität dasjenige an einem Dinge wäre, dessen Anzeige die Frage, wie groß, und Qualität dasjenige, dessen Anzeige die Frage wie, oder, wie ist das Ding beschaffen, beantwortet. Denn die Definitionen wollen hier abermals nicht recht gerathen. Zwar mit Vorauslegung des Begriffes von der Quantität läßt sich der Begriff von der Qualität also definiren, daß man einem sagt, alle innere Bestimmungen der Dinge, die Quantität ausgenommen, heißen Qualitäten. Aber

Wie erklärt man alsdenn die Quantität? Durch den innern Unterschied ähnlicher Dinge dürfte man sie wenigstens alsdenn nicht definiren; denn sonst machten die Definitionen zusammen einen Eirkel. Dadurch scheint der Begriff von der Quantität auch nicht definirt zu seyn, wenn man sagt, daß die Quantität etwas sey, was, wo es nicht vorgezeigt wird, ohne ein anderes Ding zu Hülfe zu nehmen, nicht begreiflich gemacht werden kann (*quod quidem dari, sine alio autem adsumto intelligi non potest*). Denn gilt nicht eben dieses von den Qualitäten? Werden uns nicht vermöge der Worte Vorstellungen von andern Dingen erwecket, wenn uns vermittelst derselben Qualitäten beschrieben werden von Dingen, die wir nicht vor uns sehen?

Die Allgemeinheit dieser Begriffe macht die Definition davon schwer. Der Begriff der Grösse, oder der Quantität (*), wird alsbald auf ganz unterschiedene Gattungen der Dinge angewandt; auf sichtbare und unsichtbare Dinge, auf Ausdehnung, auf Menge der Theile und auf Grade der Kraft. Ein anders ist aber doch die innerliche Grösse (*quantitas s. magnitudo. intensiois, virtutis*), ein anders die äusserliche Grösse (*quantitas extensionis*); ein anders die Grösse der Last (*quantitas molis*), ein anders die Grösse einer Zahl, oder die Menge (*quantitas discreta*). Eine Definition von der Grösse überhaupt die einer Gattung der Größen anpasse, ist dem Begriffe einer andern nicht gemäß. (*).

(*) Groß und Klein, viel und wenig sind relative Begriffe nicht nur in so fern, daß für unsere Erkenntnisfähigkeit etwas zu groß oder zu klein u. s. w. seyn kann, was andern Wesen noch gar nicht groß oder klein vorkommt, sondern auch in Rücksicht auf den Maassstab womit verglichen wird. Es gründet sich aber darauf, daß man das nicht immer bedenket, manches falsche Urtheil. Wo wir keinen bestimmten Maassstab, keine gleichartige absolute Einheit haben, da können wir auch keinen bestimmten Begriff von der Grösse eines Dinges uns machen.

§. 31.

Vom Grundsatz des nicht zu unterscheidenden.

In Ansehung der Identität, Aehnlichkeit und Gleichheit hat die neuere Philosophie einen berühmten Grundsatz, der, wenigstens in Rücksicht auf die Anwendung, dem Erfinder Leibniz zugeeignet werden kann. Es ist der Satz vom nicht zu unterscheidenden (principium indiscernibilium).

Weil von verschiedenen Philosophen dieser Satz verschiedentlich bestimmt, und auch in gar unterschiedener Bedeutung angewandt wird, so müssen, der Verwirrung zu begegnen, diese verschiedenen Sätze hier einzeln betrachtet werden. Also

- 1) Wird behauptet, daß es in dieser Welt nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge gebe. Unzählige Beobachtungen beweisen dieses, und noch ist keine bekannt, die das Gegentheil

gentheil lehrte. Dieser Satz ist schon Lange für ausgemacht erkannt worden. Und man kann ihn vielleicht, vermöge seiner Gründe, noch allgemeiner ausdrücken, daß nicht zwey Dinge in der Welt angetroffen werden, die nicht in Ansehung der Grösse sowohl, als in Ansehung der Qualitäten, einigermassen unterschieden wären. Auch sieht man leicht einen Grund von dem Unterschiede der Dinge, in dem Unterschiede der äußerlichen Bestimmungen, die auf die innerlichen einen Einfluß haben. Auf den Ort, wo sich ein Ding befindet, auf die Dinge, mit welchen es nach der Zeit oder nach dem Raume verbunden ist, kömmt ohne Zweifel viel an.

2) Mehr aber liegt in dem Satze, daß in dieser Welt sowohl, als in irgend einer Welt, dem Werke eines verständigen und weisen Wesens, nicht zwey Dinge, die innerlich gar nichts von einander unterschieden wären, insbesondere auch nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge, seyn könnten. Diesen Satz beweisen die Vertheidiger aus dem Hauptfage vom zureichenden Grunde. Es scheint aber allerdings, daß dieser Hauptsatz hier schon außer der Sphäre seiner Beweisgründe angewandt, und zu viel daraus gefolgert werde.

3) Einige gehen noch weiter, und wollen beweisen, daß zwey innerlich gar nicht unterschiedene Dinge an sich unmöglich wären.

ren. Und warum? Weil zwey innerlich in gar nichts unterschiedene Dinge nicht zwey Dinge seyn könnten? Das doch nicht! Oder weil zwey solche Dinge in der Vorstellung des göttlichen Verstandes nicht von einander unterschieden seyn können? Dieser Beweis waget zu viel, indem er fordert, daß wir uns in den Verstand Gottes hinein denken sollen. Und auch dann sehe ich seine Beweiskraft noch nicht (*). Da es mit den Beweisen dieses Grundsatzes so mißlich aussieht; so wird auch seine Anwendung dadurch sehr eingeschränket (*).

(*) Dieser Beweisgrund ist mit vieler Scharfsinnigkeit ausgeföhret in den Hamb. Unterhalt. 1768. Ohne genaue Zergliederung der Begriffe ist es schwer zu widerlegen, wenn man einmal gelten läßt, daß wir den Zustand der Begriffe in dem göttliche Verstande uns vorstellen können.

(**) Es können hiebey nachgesehen werden Cic. acad. VI. 17. 18. 26. Mallebranche liv. III. part. II. ch. X. Leibniz in den kleinen Schriften (Jena 1740.) S. 153. 203. 207. Wolfs Metaphys. S. 586. 87. coll. Th. II. S. 207. Baumgarten metaphys. part. I cap. III. Sect. I. Hollmann Metaph. S. 242. Basedomus Philosoph. II. S. 362. und Michaelis in progr. pec. S. Syntagma commentationum part. II. Goett. 1766. 4.

S. 32.

Ueber unsere Begriffe von den Gattungen und Arten.

Auf die Vergleichung der Identität der Dinge nach ihren Qualitäten gründet sich die Einteilung derselben in gewisse Classen, dergleichen die Gattungen oder Geschlechter (genera), und Arten (species); gründen sich dann ferner unsere Begriffe von solchen Gattungen und Arten, unsere allgemeinen Begriffe, und die Säge, darinn sie entwickelt werden die Definitionen.

Wenn die Begriffe von diesen Classen also erklärt werden sollen, daß sie dadurch nicht nur im allgemeinen von einander genau unterschieden, sondern auch auf die gewöhnlichen Einteilungen der Dinge in der Natur anwendbar gemacht werden; so finden sich vielerley Bedenklichkeiten.

Man mag entweder sagen, daß Dinge, die einerley Weise haben, Dinge von einerley Art sind, die Subaltern-Art (Variatät), hernach durch die Aehnlichkeit, die aus der genauern Bestimmung des Wesens entsteht, und das Geschlecht durch die Aehnlichkeit verschiedener Wesen, erklären; oder zur genauern Bestimmung sagen, daß die völlige oder vollständige Aehnlichkeit der Wesen eine Art, die unvollständige eine Gattung oder ein Geschlecht ausmache: so wird man sich immer in Verlegenheit finden bey den Fragen, was für ein Wesen man hier versteht, und ob in Rücksicht auf dies

fes

ses Wesen die mehrern Individuen, die man zusammen rechnet, auch völlig übereinkommen oder wenn eine unvollständige Aehnlichkeit zur Gründung einer Art genug ist, wie groß diese denn seyn müsse?

Versteht man nemlich unter dem Wesen hier das absolute Grundwesen der Dinge: so ist eine Frage schon genug, nemlich ob wir denn dieses Wesen bey irgend einem Dinge kennen? (S. 11.) Aber man versteht ohne Zweifel nur den Inbegriff der beständigen, unveränderlichen und bekannten Eigenschaften der Dinge. So ist dann nur zur Gründung einer Art die Frage, erstlich, welche Eigenschaften bey diesen und jenen Dingen beständig und unveränderlich sind, ob man eine absolute, oder was für eine hypothetische Unveränderlichkeit derselben man verstehe; und dann, ob die mehrern Dinge, die man zu einer Art rechnet, in Ansehung dieser ihrer beständigen und unveränderlichen Eigenschaften völlig übereinkommen, und ob diejenigen, baraus man verschiedene Arten macht, darinn verschieden sind?

Wollte man aber eines der hypothetischen Wesen (S. 11.) verstehen, bey welchem der Begriff von einem solchen Dinge, daß heißt, von einer solchen Art, schon vorausgesetzt wird: so ist es offenbar, daß man im Circle herumläuft, wenn man hernach zur Rechtfertigung des Begriffes sich auf die Uebereinstimmung aller Individuen dieser Art beruft.

Die gemeinen Begriffe von den Arten der Dinge, und ihrer hypothetischen Wesen, entstehen ohne Mühe bey der Bemerkung der grossen und beständigen Aehnlichkeit der einzelnen Dinge in Ansehung wichtiger Eigenschaften. Aber es sind schwankende, keinesweges genau untersuchte und bestimmte Begriffe. Daher ist es so schwer, die Gränzen der Classen festzusetzen; so schwer von den gemeinschaftlichen Beschaffenheiten der Dinge genau bestimmte Begriffe zu geben. Meistentheils erklärt man ein zweydeutiges Wort durch andere, deren Bedeutungen eben so schwankend sind.

Da, wo man es nur mit sehr einfachen Begriffen zu thun hat, und es leicht ist, sich über die genaue Bedeutung der Namen zu vergleichen, da kann man allgemeine Begriffe leichter bestimmen, und die Arten solcher Dinge wohl von einander unterscheiden. Aber ganz etwas anders ist es, wenn Mineralien, Pflanzen und Thiere classificiret werden sollten. Zwar kann hier einer, nach einem auf eine unvollständige Induction gegründeten Begriff einmal classificiren. Aber er muß sich gefallen lassen, wenn andere seine Classification willkürlich nennen. Wenn auch einmal ein Zeitalter sich über die Bedeutung solcher Namen willkürlich vereinigte: wird das folgende sich daran binden?

Wenn demnach, einer die skeptische Frage aufwerfe; ob etwa unsere Classification der Dinge, die Gattungen und Arten, und wie die Namen weiter heissen, nur in unserer Bes
quem

quemlichkeit, und in der Mangelhaftigkeit unserer Erkenntniß, keinesweges aber in der Natur selbst, ihren Grund hätten; so getraute ich mir, ihm fürs erste nur diese hypothetische Antwort zu geben. Wenn in der Natur Individuen sind, welche in ihren beständigen und durch die Kräfte der Natur unveränderlichen Eigenschaften völlig mit einander übereinkommen: so giebt es in der Natur wirklich Arten der Dinge, die genau bestimmt, und durch gewisse, feststehende, Gränzen von einander unterschieden sind (**).

Und wenn wir endlich, mit einiger Nachlassung des Begriffes Dinge, die in Ansehung wichtiger und beständig scheinender Eigenschaften die mehreste Aehnlichkeit haben, zu einer Art rechnen: so ist kein Zweifel, daß dieß nicht in gewisser Rücksicht hinlänglich gerechtfertiget werden könne.

(*) Man vergleiche hier *Locke* B. III. ch. VI. B. IV. ch. XVI. §. 12. *Wolfs* *Metaph.* §. 177. f. *Lh.* II. §. 53. *Boehm* *Met.* §. 150. f. *Basedows* *Philaleth.* II. 35. f. besonders §. 41. *Buffon* H. N. tom. I. disc. I. tom. II. ch. VIII. &c. und *Robinet de la Nature*, tome IV. ch. VII. so wird man Anlaß genug zum Nachdenken bekommen, und diesen Paragraph vielleicht besser verstehen, als ausserdem geschehen könnte.

(**) Die Frage, die ich hier zuletzt angezeigt habe, ist nicht völlig die nemliche, über welche sich unser *Jeders Logik.* ter

ter den Scholastikern die Secten der Nominalisten und Realisten gezankt haben.

§. 33.

Lehrsätze von den Gattungen und Arten.

Ein Paar Sätze die aus den gemeinen Begriffen von Gattung und Art leicht gefolgert werden können, sind hier noch anzumerken.

1) Was von der Gattung gilt, muß von allen Arten dieser Gattung gelten; und was von der ganzen Art (distributive) gilt, muß auch von jedwedem einzelnen Dinge dieser Art gesagt werden können. Aber nicht was der Gattung dem allgemeinen Begriffe nicht widerspricht, widerspricht auch der Art nicht u. s. w. Daß dieser Zusatz nicht überflüssig ist, beweisen berühmte Fehlschlüsse, wovon weiter unten Beispiele vorkommen sollen.

2) Was von der Art gesagt werden kann, muß dem richtigen Begriffe der Gattung nicht widersprechen. u. s. w.



Zwentes Hauptstück.

Von den allgemeinsten Gattungen der Dinge.

Erster Abschnitt.

Monadologie, oder Lehre von den einfachen Dingen.

§. 34.

Werth dieser Lehre.

Die Lehre von den einfachen Dingen höret dadurch, daß sie keine Modellehre mehr ist, nicht auf, ein interessantes Stück der Metaphysik zu seyn. Die Begriffe und Lehrarten welche hier erörtert werden, sind zur Behauptung anderer wichtiger theologischer oder moralischer Wahrheiten, nicht so schlechterdings nothwendig; aber doch auch nicht ganz gleichgültig dabey.

Und wenn es dem Menschen natürlich ist, durch den Schein, wenn er einmahl gewahr wird, daß nur Schein vor ihm ist, in die Grundbeschaffenheiten der Dinge eindringen zu wollen; wenn dieses dem Philosophen überhaupt anständig, und besonders das Geschäft des Metaphysikers ist (§. 2.): so ist der Versuch, die Elemente der Dinge, die einfachsten Sub-

stanzen und ihre Eigenschaften kennen zu lernen, nicht zu tadeln. Wenn unser Verstand gleich seine Gränzen finden sollte, ehe seine Wißbegierde befriediget ist: so kann doch auch dieses schon nützlich seyn, daß man die Gränzen der menschlichen Erkenntniß genauer kennen lerne.

S. 35.

Die Metaphysiker streiten über die Grundbegriffe des einfachen und zusammengesetzten Dinges.

Aber freylich entsteht gleich anfangs, bey der Grundbestimmung dieser Begriffe ein Streit unter den Philosophen. Denn ob sie gleich darinn einig sind, daß das metaphysische Einfache keine Theile habe, so erhellet doch aus den ersten Folgen, die sie aus ihren Begriffen ziehen, daß, keine Theile haben, bey dem einen weniger, bey dem andern mehr bedeute.

Denn die eine Partey folgert aus dem Begriffe des einfachen Dinges, daß es nicht ausgedehnt sey, keine Ausdehnungsgröße, keine Figur habe, keinen Raum in sich fasse, oder einnehme. Der andere Theil aber behauptet, daß die einfachen Dinge, ob sie gleich nicht aus trennbaren Theilen bestünden und nicht metaphysisch ausgedehnt wären, dennoch mathematisch ausgedehnt zu nennen; weil sie einen Raum einnahmen, in welchem sich Auentheile gedenken ließen, in denen auch vielleicht verschiedene Substanzen seyn können, obwol jetzt nicht sind (*). Wenn die erstern dagegen einwenden, daß Substanzen, die einen Raum einneh-

neh.

nehmen, und auf irgend eine Art ausgedehnt sind, nothwendig aus Theilen bestehen müssen, und folglich nicht in der genauesten Bedeutung einfach heißen können: so sagen die letztern, daß sich es nicht denken lasse, wie eine Substanz existiren sollte, ohne einen Raum einzunehmen, und ohne mathematisch ausgedehnt zu seyn.

Es ist sonderbar, daß ein Theil der Philosophen juist das denkt, wovon der andere behauptet, daß es sich nicht denken lasse. Sollten diese streitenden Parteyen nicht mit einander zu vereinigen seyn? Oder sollte sich wenigstens nicht etwas Gewisses aus den Gründen, womit sie streiten, folgern lassen? Mir scheint so viel dadurch ausgemacht zu seyn, daß ein Ding, welches in der genauesten Bedeutung einfach heißen könnte, sich nicht sinnlich oder unter einem Bilde vorstellen lasse. Daraus aber folgt noch eben so wenig, daß solche Dinge in der Natur nicht vorhanden seyn können, als daß sie vorhanden seyn müssen.

(*) G. Crusius Metaph. §. 107.

§. 37.

Realität der Monaden.

Wenn nun gefragt wird, ob es einfache Substanzen, oder wie sie auch genennet werden, Monaden, gebe: so bedienen sich beyde Parteyen solcher Beweise, die im Grunde einerley sind. Es muß einfache Substanzen geben, sagt man von beyden Seiten, weil es zusammengesetzte giebt. Und diese Folgerung scheint unmittelbar

evident zu seyn (a). Denn die zusammengesetzten Dinge sind Aggregate von Substanzen. Und heißt das nicht soviel, als, sie bestehen aus vielen einfachen Substanzen? Man würde wenig Vortheil davon haben, wenn man, um dieser Folge auszuweichen, eine Theilung eines jedweden zusammengesetzten Dinges ins Unendliche annehmen wollte. Denn der Ungereimtheiten zu geschweigen, die aus dieser Hypothese entspringen, wenn man die Begriffe entwickelt: so würde dadurch ja doch die Realität der einfachen Substanzen nicht aufgehoben, daß man ihrer in jedweden zusammengesetzten Dinge unendlich viele annähme (b). Dieses darzuthun, kann man noch ferner hinzufügen, was die Erfahrung lehret, daß die Kräfte und übrigen Eigenschaften der zusammengesetzten Dinge das Resultat von den Kräften und Eigenschaften ihrer Theile sind, der Grund von den Beschaffenheiten der zusammengesetzten Dinge also in den Beschaffenheiten ihrer Theile enthalten ist. Die Befolgung dieses Grundes führet nothwendig auf die einfachen Substanzen. Denn entweder ist davon kein letzter Grund, und folglich gar keiner vorhanden, oder er liegt in den Eigenschaften und Kräften der einfachen Substanzen.

Nun diese Gründe von der Realität der einfachen Substanzen, beweisen sie denn Leibnizische Monaden, die gar keine Ausdehnung und keine Figur haben; oder nur die einfachen Dinge anderer Philosophen, welche, vermöge ihrer Gedankentheile (c), noch wohl ein solches

des Stück des Raums erfüllen, so ausgedehnt heißen kann? Ohne Zweifel die erstern, wenn anders Dinge, die auf irgend eine Weise ausgedehnt sind, nicht anders, als aus substantiellen Theilen bestehend, und folglich als zusammenge setzt gedacht werden können. Doch bleibt dabey noch immer unausgemacht, ob das absolut möglich Kleinste auch wirklich durch die Kräfte der Natur erscheint, ob die Natur bis zu demselben in ihren Auflösungen gehe, oder ihre Zusammensetzungen von ihm anfangen (d)?

Aber wenn die einfachen Substanzen denn also keine Ausdehnung, Figur, Größe zc. hätten: so wären sie ja nichts, oder so gut als nichts, mathematische Puncte: dieser Schluß ist sichtbarlich übereilt. Wie soll aber immers zu aus Dingen, die keine Größe und Ausdehnung haben, ein Ding werden, so Größe und Ausdehnung hat? Ich denke, die Frage ist im Grunde von eben der Art, wie diese anders, wie aus einzelnen Körnern ein Haufe, oder aus einzelnen Soldaten eine Armee werden könne; wie einzelne Buchstaben ein Heldengedicht ausmachen können, welches Charaktere, Handlung, Interesse, und hundert Eigenschaften hat, die seinen Elementen einzeln nicht zukommen? Aber eines noch; wie können die Monaden, wenn sie keine Theile, Größe, Figur, folglich keine Seiten haben, einander berühren, damit die zusammengesetzten Dinge daraus werden, deren Theile zusammenhängen? Das weiß ich nicht. Aber müssen sie denn einander berühren? Könn-

te nicht eine anziehende, oder eine andere un-
 pnnennbare Kraft dieß Phänomen bewirken (e)?

(a) In der Preisschrift des Herrn von Justi ist
 zwar diese Folge bestritten, mit Verschwendung
 vieler Worte. Aber man lese, und urtheile!
 Ich habe, heißt es, noch eine richtige Demon-
 stration, wodurch dieser erste und fast einzige
 Grund der Monaden gänzlich über den Haufen
 fällt. Sie beweiset gerade das Gegentheil, nem-
 lich folgenden Satz: Wo zusammengesetzte Din-
 ge sind, da müssen nicht einfache seyn. Zusam-
 mengesetzte Dinge sind, aus vielen von einander
 unterschiedenen, und mit einander verknüpften
 Theilen bestehende Dinge. Derohalben sind sie
 aus Theilen bestehende Dinge. Was aus Thei-
 len besteht, kann nicht zugleich aus keinen Theilen
 bestehn — derohalben können die zusammengesetzten
 Dinge nicht auch aus keinen Theilen bestehn.
 Was nicht zugleich auch aus keinen Theilen bestehn
 kann, kann aus keinen Dingen bestehn, die gar
 keine Theile haben. Die einfachen Dinge sind
 Dinge die gar keine Theile haben. Folglich ha-
 ben sie gar keine Theile. Was nicht aus Dingen
 bestehen kann, die gar keine Theile haben, kann
 auch nicht aus einfachen Dingen bestehn. De-
 rohalben können die zusammengesetzten Dinge nicht
 aus einfachen bestehen. G. J. XXVI. b. der
 Dissertation, qui a remporté le prix proposé
 &c. sur le Systeme des Monades, à Ber-
 lin 1748

(b) Der Gegner der Monaden distinguirt hier zwl-
 schen theilbar seyn, und ungetheilt seyn. Ich
 gebe

gebe zu, daß diese Begriffe verschieden sind: Aber die Theilbarkeit setzt doch trennbare Substanzen voraus, und eine unendliche Menge derselben, wenn sie unendlich fortgehen soll.

(c) G. des Herrn D. Crusſus *Metaphys.* §. §. 104. 107. 110.

(d) G. Leibnizens *Nouv. Ess.* p. 181. §. 23. Zur Vergleichung dient eine Stelle aus *Cartesi* epist. CV. part. I. die ich einigen zu gefallen herſehen will. „*Sic posſumus dicere implicare contradictionem, quod dentur atomi, ſive partes materiæ extensionem habentes & tamen indiviſibiles; quia nempe extensionis nulla idea haberi poteſt, quin etiam habeatur idea ſemiſſis, ejus & tertię partis, & proinde quin concipiatur ut diviſibilis. — Si quis vero dicat, quod quanquam poſſim illas ſeparatim concipere, tamen nescio, annon Deus eas ita univerit — ut ſint prorsus inſeparabiles — reſpondeo — illum tamen poſſe eas ſeparare, & ita abſolute loquendo illas eſſe ſeparabiles.*

(e) G. *Nouv. Eſſais* l. c.

§. 37.

Weiters Entwicklung des Unterschiedes einfacher und zusammengesetzter Dinge.

Wenn wir das Strittige aus dem Begriffe der einfachen Dinge weglassen: so erbhellet doch aus demſelben noch mancher nicht ganz unerheb-

liche Unterschied einfacher und zusammengesetzter Dinge. Nämlich.

- 1) Bey zusammengesetzten Dingen, in so fern sie zusammengesetzt sind, können wir uns keine andern Veränderungen vorstellen, als solche die in Bewegungen gegründet sind. Hingegen können wir von einfachen Dingen nicht gedenken, daß Bewegungen in ihnen den Zustand derselben veränderten.
- 2) Zusammengesetzte Dinge können umkommen durch Trennung ihrer Theile. Einfache Dinge nicht also. Sie sind daher unverweslich.
- 3) Sie können nicht anders entstehen als auf einmal und aus nichts; und nicht anders als auf einmal und durch Vernichtung umkommen. Die zusammengesetzten Dinge aber können anders entstehen und umkommen.
- 4) Der Unterschied der zusammengesetzten Dinge unter einander kann von der Verschiedenheit der Elemente herrühren, oder auch nur von der Art wie diese unter einander zusammengesetzt sind. Bey einfachen Dingen läßt sich letzterer Unterschied nicht anbringen. Wofern man sich also nicht Grösse und Figur bey ihnen denkt; so scheint kein Unterschied zwischen einfachen und einfachen Dingen Statt zu finden, als der sich auf Fähigkeiten und Kräfte bezieht. Denn was können wir bey dem *subjecto inhaesionis*, dem Vehikul, uns für

für innere Unterschiede denken, die weder unter den Titel Größe und Figur, noch Kraft oder Fähigkeit gehörten?

5) Es scheint aus den Begriffen zu folgen, daß der deutliche Begriff von einer Art der einfachen Substanzen leichter zu erlangen seyn müßte, als von zusammengesetzten. Allein der Inbegriff der Kraft könnte dort so unerschöpflich seyn, daß der Begriff davon schwerer würde, als bey dem zusammengesetzten.

6) Wenn man auch, zu folge der dazu eingerichteten Nominalerklärungen behaupten könnte, daß in einer Substanz, und folglich in jedem einfachen Dinge, nur eine Kraft seyn könne (§. 16.): so sehe ich doch nicht ein, wie man zu folge deutlicher und erwiesener Begriffe darthun könne, daß nicht mehr als ein Grundtrieb, nur eine Art der innersten Thätigkeit und Reizbarkeit im Wesen der einfachen Dinge Statt finde.

§. 38.

Ob die einfachen Substanzen in einander wirken können oder nicht?

Aber noch eine wichtige Frage ist zurück, ob die Monaden in einander wirken können, oder durch einander in ihrem Innern verändert werden können? Freylich ist kein Mittel vorhanden, wodurch man zu erklären im Stande wäre, wie dieses geschehen könne. Freylich kann

Kann eine Monade nicht auf die Weise die andere verändern, wie wir sehen, daß zusammengesetzte Dinge durch ein ander verändert werden Und die Accidenzien mögen sich von den Substanzen nicht absondern, und von einer Monade in die andere übergehen (a).

Aber wenn wir nicht zugeben wollten, daß die Monaden in einander wirken; wenn wir annehmen wollten, daß alle ihre Veränderungen aus einer innern Quelle herrühren: könnten wir dann noch sagen, daß die zusammengesetzten Substanzen in einander wirken? Sie sind ja nichts anders, als Aggregate der einfachen Substanzen (b). Und wenn also die Dinge überhaupt nicht in einander wirken, so sind alle die schönen Sätze nichts, die man von dem Zusammenhange der Dinge, von der Verbindung des Ganzen bisher angenommen hat; oder erzählen nur einen Schein, der die Verhältnisse der Dinge ganz anders vorstellet, als sie wirklich sind. Im Grunde wären alle Dinge in der Welt isolirt, und einem jeden würde es gleichgültig seyn, ob daß andere vorhanden, oder nicht — Und müßten wir nicht aus eben dem Grunde, warum man die Einwirkung der einfachen Substanzen in einander bezweifeln will, auch zweifeln, ob Gott die Monaden verändern könne? Endlich aber scheint diese Hypothese die Möglichkeit der Vereinigung einfacher Substanzen zu einem Ganzen, dessen Theile unzertrennt bey einander sind, völlig unbegreiflich zu machen.

Wenn

Wenn also gleich zugegeben werden muß, daß unsere Erfahrung die Einwirkung der Dinge in einander uns überhaupt nur in sofern lehret, daß wir vermöge derselben erkennen, daß eines auf das andere, oder bey gewissen Bestimmungen der Kraft in dem andern, erfolgt, so nach höchster Wahrscheinlichkeit ausser dem nicht erfolgt seyn würde (§. 18.); ob gleich zugegeben werden muß, daß wir die Art und Weise, wie eine Monade in die andere wirkt, nicht begreiflich machen können: so kann doch daraus noch nicht gefolgert werden, daß solches gar nicht geschehe, und daß alle Veränderungen der einfachen Dinge aus einer innerlichen Quelle entstehen.

(a) G. Leibnizens Lehrsätze von den Monaden §.

7. Scheinet es nicht, als wenn Leibniz seine Hypothese bey §. 24. vergessen hätte? Man lese hingegen auch die Erklärung vom Wirken und Leiden §. 50. Diese ist sehr intellektual,

(b) Es möchte dieses zwar nicht zu folgen scheinen. Man möchte sagen, die Erfahrung lehre es, daß die zusammengesetzten Dinge in einander wirken. Wie denn aber? Durch Bewegung. Erfordert aber nicht die Bewegung des einen durch das andere, daß die Kraft des erstern — das heißt bey zusammengesetzten Dingen, die Kräfte der Elemente — durch die Kraft des andern bestimmt wird? Also, entweder es bewegen sich die Dinge von sich selbst, und ein jedes würde sich ohne das andere eben also, bewegt haben, wie nun;

oder

oder die einfachen Substanzen können in einander wirken.

§. 39.

Leibnizische allgemeine vorbestimmte Harmonie.

Gesetzt aber, daß die Monaden nicht in einander wirken, wozu sind sie dann vorhanden? Und wozu die Harmonie derselben unter einander, wenn eine jede aus innern Gründen zu allem bestimmt ist? Wenn man sich einmal in der Nothwendigkeit findet, diese Fragen gelten zu lassen: so wird man die andern Hypothesen des Leibniz gewiß nicht für diejenigen halten, die am wenigsten annehmungswürdig wären. Ueberhaupt ist so viel Geist der tiefstinnigsten Speculation und der höhern Metaphysik. (§. 2. S. 328.) in ihnen, daß sie zu verdienen scheinen, wenigstens um Betrachtungen darüber anzustellen, dieser Wissenschaft einverleibt zu werden.

Die übrigen Grundsätze des Leibnizischen Systems der allgemeinen vorherbestimmten Harmonie, die, mit den vorher schon bemerkten, den Grundbegriff hinlänglich bilden können, sind demnach folgende.

- 1) Alle Monaden sind gewissermassen Arten von Seelen, mit dem Vermögen, Vorstellungen aus sich selbst hervor zu bringen, versehen. Der Grad der Deutlichkeit ihrer Gewahrnehmungen unterscheidet sie von einander. Den niedrigsten Grad davon kann man sich vorstellen vermittelst des Zustands

standes in welchem eine menschliche Seele während einer Ohnmacht sich befindet

- (2) In Gott liegt der Grund, warum die Monaden nach der Uebereinstimmung ihrer Vorstellungen unter einander in der Welt mit einander verbunden sind. — Gott, der als ein vollkommener Geist Wahrheit und Uebereinstimmung liebet, mußte die Verhältnisse der Wahrheit und Uebereinstimmung den entgegengesetzten vorziehen.

- (3) Diese Uebereinstimmung machet, daß sich aus dem jedesmaligen Zustande einer Monade, dem, der diesen zu verstehen hinlängliche Verstandeskraft hat, der gegenwärtige und vergangene Zustand der ganzen übrigen Welt offenbaret. Eine jede Monade ist ein lebendiger Spiegel des ganzen großen Weltgebäudes. Und wie eine einzige Stadt aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet vielerley Städte vorstellen kann: also geschieht es, daß, nach der unendlichen Menge der Monaden, unendlich viele Gestalten gleichsam perspectivische Abrisse der harmonievollen Welt abgebildet werden.

- (4) Obschon die Monaden, vermöge ihrer Einschränkung nur einen Theil des Weltgebäudes, dem sie am nächsten sind klar und deutlich vorstellen: so streben sie doch — denn ihr Wesen ist Thätigkeit — alle nach dem Unendlichen.

(5) Auch haben sie ihren Ursprung, den Grund ihres Daseyns, im Unendlichen. Sie werden, so zu sagen, von einem Augenblicke zum andern gehoben, durch die Ausstrahlungen der Gottheit in der Einschränkung des Wesens einer Creatur.

(6) Eine Folge der durchgängigen Harmonie ist, daß in der ganzen Welt nirgends etwas als müßte und unordentlich angesehen werden kann, und daß auf jedwede Handlung, nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze der Vollkommenheit des Ganzen, natürlicher Weise Strafe oder Belohnung folgt.

(7) Ferner ist alle Zeugung nichts anders als eine Entwicklung dessen was schon da war; und fernere Entwicklung nach dem Gesetze der Stätigkeit ist der ganze Lauf der Natur.

(8) So verändert insbesondere die thierische Seele ihren Körper nach und nach; aber sie wird nie von aller Materie durchgängig abgesondert seyn. — Es wird immer ein Theil der Materie seyn, in welchem das Weltgebäude für sie, und mit ihrem Innern übereinstimmend klärer abgebildet ist (*).

(*) S. außer der eigenen schon oft citirten Leibnizischen Schrift, die Institutiones Leibnitiennes ou Precis de la Moadalogie. à Lyon 1767. 8. Um zu sehen, was diese Lehre eine Zeitlang für Aufsehen und für Beschäftigung erregt hat, kann

kann man lesen den Entwurf einer Geschichte der Schrifte von den Monaden in Winckelmanns Philos. Biblioth. B. I. St. VI. B. II. St. I. f. Bey einigen kann es ihr ist auch noch ein Ansehn verschaffen, daß neuere Naturforscher ihre Theorie von dem Ursprünge der mikroskopischen Thierchen auf dieselbe mitgründen oder doch zu gründen scheinen wollen. G. Nouvelles Recherches sur les êtres microscopiques. Disc. prélim. p. 47.

Zweiter Abschnitt.

Metaphysische Körperlehre.

§. 40.

Abicht der metaphysischen Körperlehre.

Wenn wir zusammen rechnen, was denn nun durch unsere Betrachtungen über die einfachen Dinge ausgemacht worden: so möchte es etwa dieß seyn, daß wir die Grundbeschaffenheiten der Dinge, die einfachen Kräfte der Natur, die Grundkräfte, nicht kennen, indem wir bey der Vorstellung, die uns unsere Sinnen gewähren, von den Dingen ausser uns, weit entfernt sind, die Elemente dieser Dinge, die Subjecte der einfachen Kräfte und Beschaffenheiten, einzeln zu erkennen.

Dieser Gedanke führet natürlich auf die Betrachtung der Körper. Und aus diesem Ges
 Feders Logik. U fichts.

sichtspunkte betrachtet, können unsere Begriffe von Körpern und ihren Eigenschaften ein anderes Ansehen bekommen, als sie vielleicht vorher hatten. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet der Metaphysiker die Körper. Wenn der Physiker seine Körperlehre auf lauter Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche bauet, aus den allgemeinsten Erfahrungen die speciellern erklärt, oder diese auf jene reducirt, so untersucht der Metaphysiker hier wieder, wie weit wir dadurch in die Natur der Dinge eingebrungen sind, und was nur Schein ist. Er versuchet zugleich vermittelst dessen, was er aus allgemeinem Begriffen weiß, eines und das andere von den Körpern zu erweisen. Der Versuch scheint der Mühe werth zu seyn; sollte er auch weiter zu nichts nützen, als daß der Unterschied der physischen und metaphysischen Untersuchungen, die Natur und Einschränkung unserer Erkenntniß von den Körpern, und die gemeinen Begriffe von dem Wesen und den Eigenschaften derselben dadurch in mehreres Licht gesetzt würden. Aber so weit in die Körperlehre hier sich einzulassen, als bisweilen geschehen ist, scheint der Absicht der Metaphysik zuwider, und hebt die Gränzen der Wissenschaften auf.

§. 41.

Grundbegriff vom Körper und der Materie.

Den Begriff vom Körper haben wir vermöge der sinnlichen Erkenntniß derjenigen Dinge in der

der Welt, die diesen Namen führen. Wir dürfen ihn also, wenn wir ihn nicht gar verlieren wollen, im Allgemeinen nicht anders bestimmen, als nach dem Gemeinschaftlichen der uns bekannten Körper. Das Gemeinschaftliche, was diese vermöge des ersten Anblickes alle an sich haben ist Materie und Form. Aber was ist die Materie? Ist Materie und ein Aggregat von Substanzen jedweder Art einerley? Oder läßt sich im Grundbegriffe von der Materie weiter etwas annehmen, als daß sie ein Aggregat von Substanzen?

(*) Was heißt also materiel und immateriel? Soll materiel so viel heißen, als was aus Theilen besteht, sie seyen von welcher Art sie wollen? Soll alles dasjenige materiel heißen, was von der Art derjenigen Substanzen ist, daraus Körper bestehen, wenn es gleich einfach? Oder, nur dasjenige, was aus mehreren Substanzen dieser Art besteht?

§. 42.

Die Körper sind Phänomena.

Wir wollen unterdessen fürs erste versuchen, aus diesem ausgemachten Prädicate aller Körper und Materie Folgen zu ziehen, und sehen, wie weit wir damit kommen. Da die Körper zusammengesetzte Dinge sind; so muß von ihnen gelten, was von den zusammengesetzten Dingen (§. 38.) angemerkt worden ist.

Und weil ferner die Körper aus einfachen Elementen bestehen, deren Natur zu erkennen wir nicht im Stande sind, so kennen wir also auch die Grundbeschaffenheiten der Körper nicht.

Hievon werden wir noch auf andere Weise hinlänglich überzeugt.

- 1) Aus den Empfindungen, die wir von den Körpern haben, nehmen wir die Beschaffenheiten derselben ab. Aber die Empfindung hängt von der Beschaffenheit der Organen ab. Der Unterschied, den wir hier gewahr werden, wenn unsere Empfindungswerkzeuge nur ein wenig verändert werden, läßt uns nicht anders urtheilen, als daß es nur auf die Einrichtung dieser Empfindungswerkzeuge angekommen wäre, um zu machen, daß was uns nun süß schmeckt, uns sauer geschmeckt hätte, daß das Rothe schwarz, das Viereckliche rund, das Große klein, das Kleine groß, u. s. w. geschehen hätte (Log. S. 63-65.).
- 2) So wenig wir auch im Stande sind, bis auf die einfachsten Elemente die Körper aufzulösen: so entdecket sich bey einiger Auflösung doch gar bald, daß die Beschaffenheiten, die den zusammengesetzten Dingen zukommen, nicht ihren einfachern Bestandtheilen auch zukommen; daß durch eine Veränderung in der Art, wie die Theile eines Körpers mit einander vereinigt sind, er oft ganz etwas anders wird, als was er vorher war.

Hier

Hieraus kann man zwar keinesweges die Folge ziehen, daß die Körper nur bloße Ideen wären, daß die ganze materielle Welt nur als Vorstellung in den geistlichen Wesen existire (Logik S. 62.). Aber daß die Körper Phänomene seyn, zwar außer unserem Kopf vorhanden, aber uns nur nach einem sehr vermengten Scheine bekannt, der uns die Grundbeschaffenheiten verbirgt (Phaenomena substantiata), läßt sich wohl behaupten. Und daraus wird auch noch dieses folgen, daß wir sehr unrecht thun, wenn wir die Beschaffenheiten dieser Erscheinungen mit Gewalt anwenden wollen auf die Grundbeschaffenheiten der einfachen Dinge; wie diejenigen thun, welche glauben, daß das Phänomen vom Berühren der Körper nicht möglich wäre, wenn die Elemente sich nicht berühren könnten. Und so auch in andern Stücken.

S. 43.

Von der Bewegung.

Die Veränderungen, die sich vermöge des Begriffes mit einem Körper zutragen können, bestehen in Bewegungen (S. 37.). Durch welche Bestimmungen der Elemente aber die uns aus der Erfahrung bekannten Bewegungen der Körper entstehen, können wir wohl nicht erklären, so lange uns die Natur der Elemente unbekannt bleibt. Diese Bewegung der Körper also ist gleichfalls ein Phänomenon. Aber ein Phänomenon von der Art derjenigen, die für uns

Realität sind, den Grund unserer Erkenntniß ausmachen (Log. S. 63.) und eine eigene unüberwindliche Gewißheit haben (Log. S. 55.). Alles, was wider die Möglichkeit der Bewegung gesagt wird, beruht auf Suppositionen, die man einzuräumen nicht genöthiget ist, und die derjenige am wenigsten zu achten hat, der die Bewegung für nichts anders ausgiebt, als für ein Phänomenon, dessen Existenz zwar gewiß, aber dessen Natur bis auf den Grund zu erklären uns nicht möglich ist. Nach einer solchen Erklärung wäre es wenigstens keine Sophisterei, wenn man wie Diogenes soll gethan haben, die Bewegung dem Gegner dadurch bewiese, daß man vor seinen Augen hin und her gieng (a).

Können wir denn aber wohl, bey einer solchen Beschaffenheit unserer Grundbegriffe vom Körper und von der Bewegung, die Gesetze der Bewegung aus dem einen oder aus dem andern herleiten? Die Sätze, daß kein Körper für sich selbst in Ruhe, oder in Bewegung, oder in eine andere Direction komme? Verschiedene Metaphysiker haben es unternommen. Und auf eine gewisse Weise geht es leicht an. Man lege einen Begriff vom Körper oder der Materie zum Grunde, in welchen dasjenige enthalten ist, was uns die Erfahrung von Körpern überhaupt lehret: so muß sich wohl eben dasselbe aus diesem Begriffe wieder folgern lassen. Und doch nur mit Voraussetzung des Hauptsatzes vom zu-

rei-

reichenden Grunde (§. 23.) als eines Sages, der nicht selbst erst aus der allgemeinen Uebereinstimmung der Erfahrungen zu erweisen ist. — Uebrigens lehret diese Bewegungsgesetze die Erfahrung nicht von allen Arten der Körper unmitttelbar. Von dem thierischen Körper erkennt man es zu Folge analogischer Schlüsse (b).

(a) G. Bayle Dict. Zenon. rem. k.

(b) S. Kästners Anfangs. Gr. der höh. Mechanik. Kap. II. §. 26.

§. 44.

Von den Grund. Kräften der Körper und der Materie.

Der Körper kann bewegeet werden; aber wir fühlen einen Widerstand dabey, wenn wir ihn bewegen; und wir müssen mehr Kraft anwenden, wenn wir mehr Materie, und wenn wir sie in geschwindere Bewegung setzen wollen. Wenn der Körper in Bewegung gesetzt worden ist, verbleibt er darinn; kann auch andere Körper, auf die er stößt, in Bewegung bringen. Was gehören nun für Grundbestimmungen dazu; was für Grundeigenschaften, was für Kräfte kommen deshalb dem Körper und der Materie zu? Trägheit und Beweglichkeit, oder Kraft, der Trägheit (*Vis inertiae*) (a), Kraft der Bewegung, (*Vis motrix*) ist eine Antwort auf die Frage, mit welcher der Physiker sich begnügen kann, der mit den allgemeinsten Erfahrungen seine Erklärungen anfängt oder endi-

get. Aber was ist diese Kraft der Trägheit, und die Kraft der Bewegung? Kommen sie aller Materie nothwendig zu? Auf was für ursprüngliche Bestimmungen sind sie gegründet? Dieß ist metaphysische Speculation.

Daß die Kraft der Trägheit der Materie nothwendig zukomme, kann bald bewiesen werden, wenn man die Erklärung zum Grunde legen darf, daß Materie dasjenige sey, was dem Körper Ausdehnung giebt, nebst der widerstehenden Kraft. Oder vielmehr es ist auf diese Art nicht bewiesen, sondern als ausgemacht angenommen. Aus dem Begriffe einer Substanz schon, und folglich auch aus dem Begriffe der Materie, folget wohl das Vermögen zu widerstehen, wenn von allen Seiten her gedrückt würde, die Undurchdringlichkeit (§. 14). Aber ich gestehe es, daß damit die Kraft der Trägheit noch nicht genug bewiesen ist. Sie sagt mehr als bloße Undurchdringlichkeit. Also wieder ein vergeblicher Versuch, die allgemeinen Eigenschaften anders, als aus der Erfahrung zu beweisen (b). Aber beweiset auch nur die Erfahrung wirklich diese Trägheit, dieses Widerstreben gegen die Bewegung, als eine der Materie für sich inhärirende Eigenschaft (c)? Kann nicht die Beweglichkeit der Materie so wesentlich seyn, als die Trägheit; und bey verschiedenen Arten von Materie in verschiedenen Graden (d)?

Wenn man die erstbemerkte Erklärung von der Materie zum Grunde legt; so kann
dann

dann freylich gefolgert werden, daß jeder Körper, um sich in Bewegung zu erhalten, außer der Kraft der Trägheit, die der Materie ursprünglich zukommt, noch eine Kraft, eine bewegende Kraft haben müsse; weil es nicht scheint, daß die Kraft, durch die der Körper der Bewegung widersteht, zugleich diejenige seyn könne, die ihn zur Bewegung bestimmt. Eine Kraft also, die der Materie nicht nothwendig ist, ob sie gleich, wenn sie da ist, in der Materie existiren muß.

Aber was für eine Grundbestimmung der Elemente, oder wenigstens der kleinsten körperlichen Theile, muß es denn überhaupt seyn, die den Körper geschickt macht, bewegt zu werden, in Bewegung zu verbleiben; seine Bewegung andern mitzutheilen? Ist es bloß eine Fähigkeit eine fremde bewegende Kraft aufzunehmen? Oder eine ruhige Kraft, die durch den Stoß erweckt wird, Oder eine wirksame Kraft, deren Wirkung nur durch eine Hinderniß aufgehalten wurde? Oder müssen denn überhaupt alle Bewegungen der körperlichen Dinge von einerley Grundkräften und Gesetzen abhängig seyn? Dieß sind die Fragen. Aber man sieht aus vielen vorhergehenden Bemerkungen, was der zuverlässigen Beantwortung derselben entgegen steht (S. 14. 42.) (e).

(a) S. Wolf Metaphys. Th. II. §. 394.

(b) Man sehe noch einen andern Versuch in Crusius Metaphys. §. 395. Desgl. Wolf l. c.

(c) Zweifel dagegen hat Herr Prof. Kratzenstein gemacht in der Dissert. *Amotio vis inertiae* Haffn. 1770. 8. Vergl. Kästners höh. Math. I. c.

(d) Da wir in der Materie keine Bewegung finden, die nicht von äusserlichen Ursachen abhängig wäre, sowohl in Ansehung der Richtung als Geschwindigkeit; eine jede Bewegung aber eine bestimmte Richtung und Geschwindigkeit haben muß, so ist kein Grund vorhanden eine Materie anzunehmen, der die Bewegung wesentlich seyn sollte. Aber ein anderes ist, ob nicht diejenige Kraft, die wegen der Beweglichkeit ihr zukommen muß, eine ursprüngliche und wesentliche Eigenschaft der Materie seyn könne?

(e) Man sehe unterdessen Krügers Naturlehre S. 38. 39. Wolfs *Metaphys.* S. 624. 25. Wenn es nur auf Hypothesen ankommt, und wenn man Lust zum Paradoxen hat, so kann man vielleicht gar behaupten, daß ein jeder Körper in der Welt ein Thier, aber ein Thier, dessen träges einförmiges Leben uns unmerklich ist. Der Einfall ist nicht von mir zuerst erfunden. *S. Leibnitii epist. ad Wagnerum* Opp. M. 226. *Robinet de la Nature* Tom. IV.

Dritter Abschnitt.

Pneumatologie oder Geisterlehre.

§. 45.

Absicht dieser Speculation. Ursprung des transcendens-
ten Begriffes von einem Geiste.

Die wir gleich nur eine denkende Substanz unmittelbar aus den Empfindungen erkennen, nämlich unsere Seele: so findet sich doch auch bey der gemeinen Erkenntniß schon der allgemeine Begriff von denkenden Substanzen oder Geistern. In der weitläuftigen Bedeutung des letztern sagen beyde Namen einerley; beyde hier nur so viel, als Wesen, die Vorstellungen und Bewußtseyn haben.

Dieser allgemeine Begriff gründet sich auf den natürlichen Schluß, daß andere in ihren äußerlichen Beschaffenheiten und Handlungen uns ähnliche Substanzen ähnliche Kräfte in sich haben müssen (§. 22.). Wir vermuthen daher in andern Menschen solche denkende Substanzen, dergleichen wir uns einer bey uns bewußt sind. Desgleichen vermuthen wir daher, daß die unvernünftigen Thiere eine Empfindung und eine Seele haben, und also keine bloße Maschinen sind. Hierzu kommen die Wirkungen, die wir unsichtbaren, geistlichen Ursachen zuzuschreiben genöthiget sind, oder zu seyn glauben (§. 24.). Ueberhaupt ist der gemeine Begriff von einer
den

denkenden Substanz nicht so bestimmt, daß wir nicht einige Bestimmungen, die wir bey den uns bekannten Arten wirklich antreffen, weglassen, und andere als dazu schicklich annehmen könnten. Und dadurch wird der Begriff einer denkenden Substanz eigentlich transcendent.

Unterdessen ist es gewiß, daß wir nichts von denkenden Substanzen und ihren Eigenschaften wissen würden, wenn uns nicht durch das Selbstgefühl, und die Reflexion über dasselbe, einiges von der Natur unserer Seele bekannt wäre. Hierinn liegt also der Ursprung aller unserer pneumatologischen Begriffe, und hieraus schöpfen sie ihr Licht.

Die metaphysische Speculation über die Natur der Geister soll übrigens dazu dienen, auch in dieser Materie, zu deren Betrachtung wir doch immer von uns selbst oder durch andere verleitet werden, die gemeinen Begriffe zu entwickeln, genau zu bestimmen, zu ordnen, und sie bis an die Gränzen specieller Wissenschaften hinzuführen. Zugleich können einige Fragen, die für die Logik und praktische Philosophie zu spitzig sind, hier vorgenommen werden.

§. 46.

Erster Schritt zur Entwicklung des Begriffes einer denkenden Substanz.

Wir wissen, was denken heiße (*), und was Substanz; und also auch, was unter einer denkenden Substanz zu verstehen sey. Unmittelbar liegt in diesem Begriffe das Vermögen,

gen, sich etwas vorzustellen, oder Vorstellung mit Bewußtseyn zu haben. Wenn sich aber nicht gedenken läßt, daß eine Substanz die Vorstellung und Bewußtseyn hat, gleichgültig seyn sollte gegen alles, was sie empfindet, oder was sie sich vorstellt, da nicht alles zusammenstimmen kann mit ihren Grundbestimmungen, mit ihrer Natur und Wesen: so entwickelt sich ferner auch bald aus dem Begriffe der denkenden Substanz, daß sie einen Willen haben müsse; das heißt, daß sie von dem, was sie erkennet, oder was sie afficirt, einiges begehren, einiges verabscheuen, oder einiges als gut billigen, erhalten, befördern, anderes als unangenehm, böß, verwerflich, nicht begehren, hindern werde (**).

(*) Eigentlich wissen wir nur, was es bey uns heißt. Es ist zwar ein Begriff, der mehr und weniger zuläßet; aber wie viel und wie wenig, können wir nicht sagen. Daher werden wir auch nicht die Gränzen zwischen denkenden und nicht denkenden Substanzen in der Natur genau bestimmen können.

(**) Vergl. *Mallebranche* liv. III. part. I. chap. I. §. 2.

§. 47.

Einfachheit der denkenden Substanz.

Das erste, was aus dem Begriffe einer denkenden Substanz, als eines Subjects der denkenden Kraft, ungewungen zu folgen scheint, ist,

ist die Einfachheit derselben. Wir wollen jetzt nicht über den Begriff der Einfachheit spitzfindig streiten, und uns einstweilen begnügen, nur so viel zu bestimmen, daß das Subject der denkenden Kraft in der genauesten Bedeutung eine Substanz seyn müsse, sehr unterschieden also von den uns sichtbaren materiellen, zusammengesetzten Dingen. Sehr verschieden sind die Kräfte die wir in unserer Seele gewahr werden, und überhaupt zum Begriffe der geistlichen Substanz annehmen müssen, von den Kräften der Körper. Aber dieß könnte vielleicht nur beweisen, daß eine andere Art von Materie, eine feinere Organisation das geistliche Wesen ausmache, nicht daß es einfach sey. So ist auch gewiß, daß alle Veränderungen, die wir bey einer zusammengesetzten Substanz gewahr werden, bloß auf gewisse Bewegungen, Verlegungen der Theile, hinaus laufen — (b) Aber vielleicht giebt es Modificationen der Materie, die wir uns nicht vorzustellen wissen? — Wir unterscheiden uns von unserem Körper. — Aber auch von unserer Seele. — Wenn alle diese Argumente auch gewisse erhebliche Betrachtungen über die wesentliche Verschiedenheit der geistlichen Substanz von den sichtbaren körperlichen Dingen veranlassen können: so scheinen sie doch keinen evidenten Beweis für die Einfachheit zu enthalten. Sinegegen liegt derselbe unwiderleglich in der Einfachheit des Bewußtseyns. Denn können wir uns die Gewahrnehmung oder das Bewußtseyn wohl gedenken, als
 etc

etwas, welches, wo es nur einmahl vorhanden, dennoch vertheilt und ausgebreitet wäre? Ist es nicht vielmehr etwas ganz einfaches und untheilbares? Also kann es ja auch nicht anders vorhanden seyn, als in einem Subjecte, welches selbst untheilbar, genau eins, einfach ist. Man wende diesen Beweisgrund auf jedwede Art des Denkens an; man erwäge, was für eine genaue Vereinigung des ganzen Gedankensystems das Geschäfte des Denkens überhaupt erfordert: die Vorstellung eines theilbaren, materiellen oder irgend eines zusammengesetzten Dinges, wird sich nie zur Vorstellung eines Subjects des Gedankens und der denkenden Kraft schicken (c).

Gegen die Einfachheit der denkenden Substanz aber scheinen folgende Entwürfe die wichtigsten zu seyn. Wie sollte, sagt man, in einem einfachen Subjecte die Vorstellung von zusammengesetzten Dingen, von Ausdehnung und dergleichen seyn (d)? Ferner wendet man ein, man empfinde im ganzen Körper, also müsse ja wohl auch das Vermögen zu empfinden im ganzen Körper seyn, folglich auch das Subject. Also anima in toto corpore tota (e). Endlich, wenn man gewisse Thiere, z. B. Polypen zerschneidet: so bewiese sich die thätige Kraft des Lebens und der Empfindung in jedem Theile. Folgl. — Selbst auch in abgeschnittenen Theilen des menschlichen Körpers äußere sich noch die Empfindlichkeit, entstünden Bewegungen, dergleichen die Seele sonst hervorbrächte (f).

Die Einwürfe, so fürchterlich sie auch bey dem ersten Anblicke aussehen mögen, lassen sich dennoch mit guten Gründen beantworten. Wenn denn also auch diese Eigenschaft der denkenden Substanz nicht mit völliger Evidenz dargethan werden könnte, weil die Begriffe hier gar zu leicht im Dunkeln sich verlieren; so müßte doch wohl die Meynung, die sie behauptet für wahrscheinlicher gehalten werden, als die entgegengesetzte (g).

(a) G. Hutcheson. Metaphys. p. 93.

(b) G. Phädon S. 229. f. Leibniz Monado-
log. §. 17.

(c) Diesen Beweis hat schon, wiewohl unentwistelt, Plato Alcib. I. Aristoteles de anima l. 3, viel deutlicher aber Plotinus, Ennead. IV. lib. VII. Cap. VI. S. auch Mart. Knuzens tract. pec. Reimarus N. N. S. 458. Essay de Psychologie ch. XXXV. f. Mendelsohns Phädon. 202. 205. der ersten Ausg. Progr. de simplici animae natura. Cob. 1765.

(d) S. Aristoteles de anima l. c. Search Tom. III.

(e) S. Träume eines Geistessehers S. 19. Dagegen f. auch Cartesii Principia philosoph. part. IV. §. 196. Unzers Physiologie S. 594.

(f) Lucret. III. 634. Pardies Discours de la connoissance des bêtes 3me edit. à la Haye 1690. pag. 46 - 54. Und Reimarus von den Trieben der Thiere. 153. 322. Crusius Physik. §. 569. f. Nouvelles Recherches sur les decouvertes microscopiques 1769. in dem Discours

cours

cours préliminaire und vielen Orten des Werkes selbst. Unzers Physiologie S. 357. 359. 366. (g) Weitläufig handelt diese Materie ab der H. Subart Sayer in dem Buche la spiritualité et l'immortalité de l'ame à Paris 1757. 3. tom. in 12. Locke's bekannter Scepticismus in dieser Sache geht doch wirklich zu weit. G. B. IV. ch. III, §. 6.

§. 48.

Transcendente Thelematologie. Speculation über das Wesen des Willens. Ob aus einer Grundkraft Vorstellungen und Begierden entspringen?

Denken und Wollen scheinen so unzertrennlich von einander zu seyn, daß wir das Vermögen zu begehren und zu verabscheuen, den Willen, für eine Eigenschaft aller denkenden Substanzen halten müssen (§. 46.) Wie wir aber das Vermögen zu denken nicht wohl ohne Willen annehmen können, so können wir auch den Willen nicht ohne Vorstellungen annehmen. Genau genug sind also Wille und Erkenntnißvermögen mit einander vereinigt. Ob beyde aus einer Grundkraft entspringen, fragen hier die Metaphysiker, und streiten darüber. Der eine Theil glaubt, aus dem Vermögen zu denken, ließe sich wohl das Vermögen zu wollen begreifen. Denn letzteres bestünde ja nur in einem Bestreben, eine Vorstellung zu erhalten oder zu stärken, in Empfindung zu verwandeln, oder sie zu schwächen, zu vertilgen; oder, wie andere

Feders Logik. X ja

sagen, in einer Empfindung. Es scheint ihnen auch bedenklich, in einer einfachen Substanz mehrere Grundkräfte anzunehmen. Der andere Theil aber behauptet, daß nothwendig zum Denken und zum Wollen verschiedene Grundkräfte erfordert werden. Der wahre Begriff einer Grundkraft brächte es so mit sich.

Ich, der ich von den Grundkräften zu wenig weiß, gestehe, daß ich die Streitfrage nicht entscheiden kann. Unterdessen kommt es mir doch gezwungen vor, wenn man alles, was in unserer Seele vorgeht, aus der Denkkraft erklären, oder die Quelle aller ihrer Aeufferungen Denkkraft nennen will. Auch ist es dadurch so eigentlich noch nicht ausgemacht, ob mehrere Fähigkeiten aus einer Grundkraft entspringen, wenn man die Begriffe davon auf einen gemeinschaftlichen Begriff reduciren kann; gleichwie das Gegentheil dadurch, daß man solches nicht kann, auch noch nicht bewiesen ist.

(*) Es kommt hier auch darauf mit an, was man unter dem Worte Kraft versteht. Man kann nur ein Principium der Thätigkeit in einem Geiste, und also in der Bedeutung nur eine Grundkraft, annehmen, und dennoch ein besonders Principium zur Erkenntnis und zum Wolgefallen oder Misfallen annehmen. S. Log. S. 6.

S. 49.

Mancherley Aeufferungen des Willens.
 Grund davon.

Nicht nur in der Seelenlehre, sondern in der Geisterlehre überhaupt ist die Rede öfters von den mancherley Aeufferungen des Willens, den Neigungen und Trieben. Wir müssen daher versuchen, was sich im Allgemeinen hierüber sagen läßt; wie weit die von unserer Seele abstrahirte Thelematologie sich allgemein machen läßt, oder nicht. Aus der Erfahrung also wissen wir, daß der Wille bey uns auf mehr als eine Art sich äußert: bald in dunkeln Begierden, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, in Regungen, die auf keinen bestimmten, wenigstens auf keinen klar vorgestellten Gegenstand zielen; bald in eigentlichen klaren Begierden, in solchen, die auf bestimmte, klar vorgestellte Gegenstände zielen, bald in Affecten, die aus sehr lebhaften, oder gehäuften und daher insgemein verwirrten Vorstellungen entspringen.

Diese Aeufferungen des Willens sind mit den bemerkten Zuständen des Erkenntnißvermögens so genau verknüpft, daß wir bey denjenigen denkenden Substanzen, bey welchen eben dieser, oder ein ähnlicher Unterschied in den Vorstellungen sich findet, eben diese oder ähnliche Aeufferungen des Begehrungsvermögens mit Wahrscheinlichkeit auch annehmen dürfen, und umgewandt (S. 22.).

Es erfordern aber diese Aeußerungen des Willens nach Veranlassung der Vorstellungen gewisse vorübergehende Bestimmungen, in welchen der Grund liegt, warum bey solchen Vorstellungen die Substanz will, oder nicht will, Wohlgefallen oder Mißfallen empfindet, begehrt oder verabscheuet. Eine innere Bestimmung zu einer gewissen Art des Wollens, heißt Neigung, wenn sie leicht in Affect ausbricht, Leidenschaft, die dabey geschäftige Kraft selbst, in so fern sie auf eine gewisse Weise bestimmt ist, Trieb (*). Man unterscheidet nicht ohne Grund abgeleitete Triebe und Neigungen, von den Grundtrieben und Grundneigungen. Grundneigungen heißen diejenigen Neigungen, die aus der Vorstellung des Gegenstandes unmittelbar entspringen. Die abgeleiteten gründen sich auf das Verhältniß des Gegenstandes zu den Gegenständen der Grundneigungen; nicht eben nothwendig auf das wahre. Daher können Wesen, die einerley Grundneigungen haben, in ihren Begierden und Neigungen, doch gar sehr von einander unterschieden seyn, nach dem Unterschiede der Vorstellungen und ihrer Verhältnisse unter einander; hingegen auch bey einerley Vorstellungen sehr verschiedene Neigungen äußern, wegen der Verschiedenheit der Grundtriebe. Dürfen wir es wohl wagen, von den Grundbestimmungen des Willens einer jedweden denkenden Substanz zu reden? Wenn wir annehmen dürfen, daß keine Kraft wider sich selbst gerichtet sey, und
zum

zum Verderben des Subjects, dem sie wesentlich ist; daß ferner dasjenige, was wider die Natur einer Substanz streitet, ihr nicht könne angenehm seyn, dasjenige aber, was mit ihrer Natur übereinstimmt, ihr angenehm seyn müsse: so scheint zu folgen, daß das Bestreben nach eigenem Wohlfeyn, oder die Selbstliebe, eine Grundbestimmung einer jedweden denkenden Substanz seyn müsse (**).

(*) Solche Dispositionen können ja da seyn, ehe noch die Vorstellungen, bey denen die Begierde entspringt, die durch jene Dispositionen bestimmt wird, da sind. Eine Anmerkung, die zur Beantwortung eines Einwurfs wider den Lehrsatz der Logik §. 21. dienlich ist.

(**) *Omnis natura est conservatrix sui.* Cicero fin. IV. 8.

§. 50.

Denkende Substanzen sind einer Glückseligkeit fähig, und können ein letzter Zweck seyn.

Denkende Substanzen haben ein Bewußtseyn von den Veränderungen, die sich mit ihnen zutragen, von den Bestimmungen, die ihren Zustand ausmachen, und sie sind nicht gleichgültig dabey. Sie sind also einer Glückseligkeit und Unglückseligkeit fähig. Ihnen kömmt daher eine intransitive Vollkommenheit zu (§. 13.). Und keinem Dinge kömmt solche Vollkommenheit zu, außer denen Substanzen, die Bewußtseyn von ihrem Zustande haben. Es

ergiebt sich aus eben diesen Begriffen, daß nur in den denkenden Substanzen eine letzte Absicht gegründet seyn könne. Ihnen endlich kann ein Leben zugeschrieben werden, in der eigentlichen, oder wenigstens in der höhern Bedeutung.

§. 51.

Metaphysische Speculation über die Freyheit.

Ich komme ich auf diejenige Untersuchung, die immerzu die Klippe der Systeme, und der forschenden Vernunft ein Labyrinth gewesen ist, auf die Untersuchung über die Freyheit.

Es wäre vielleicht am besten, wenn man das bey bliebe, seinem Gefühle zu trauen, ohne sich verstehen zu wollen. Aber da nun doch einmal die Schwierigkeiten entdecket sind; so würde damit auch nicht viel gewonnen seyn, daß man sie stillschweigend vorbeyschliche; oder in einen Weg einlenkte, der bald wieder in den vorigen Labyrinth zurückführte.

Das Wort Freyheit ist vieldeutig. In einigen Bedeutungen ist die Realität der Freyheit leicht bewiesen. Die politische, moralische, und gemeine psychologische Freyheit (Pag. §. 7.) sind in der Metaphysik gar keinem Streite ausgesetzt. Aber die Speculation über die Grundursachen der Handlungen, der Begierden, Vorstellungen, und jedweder Aeußerung der Kraft denkender Substanzen, führt noch auf einen andern Begriff der Freyheit, den man zum Unterschiede den metaphysischen nennen kann;

kann; vermöge dessen eine denkende Substanz nur alsdann frey hiesse, wenn sie ein Vermögen zu wirken hätte, so weder durch die Grundbestimmungen, noch durch den Einfluß äußerlicher Ursachen, dermassen gänzlich bestimmt wäre, daß nicht mehrere Arten zu handeln, bey den von aussen herkommenden Bestimmungen, möglich blieben; und sie sich also durch ihre Selbstthätigkeit zu einer Handlung ursprünglich bestimmte. Oder kurz, Freyheit heist hier das Vermögen sich selbst bey seinen Handlungen zu bestimmen (a).

Damit ist nichts ausgerichtet, daß man sagt, dieß sey eine falsche, willführliche, Erklärung von der Freyheit. Denn wenn man nun auch von dem Worte abgeht, so bleibt doch immer die Frage übrig: Wodurch werden die Veränderungen, Handlungen, Begierden der denkenden Substanz bestimmt? Durch äußerliche Ursachen dergestalt, daß, wenn die Substanz ihre Kraft äußert, sie, wegen dem, was außer ihr ist und war, oder wegen ihrer Grundbestimmungen, sich nicht anders als auf diese Weise verhalten konnte; oder durch eine innerliche nicht also zu ihren Aeusserungen völlig determinirte Kraft?

Wenn man nun hier nicht gleich mit dem, Ich weiß nicht, sich behelfen, wenn man in die Untersuchung eingehen will; so entsteht ein Streit, wobey jedweder Theil, so bald er etwas behauptet, schweren Einwürfen seines

Gegners ausgesetzt ist. Wir wollen die Gründe beyder Theile vernehmen.

Die daß unter dem Namen Freyheit in der metaphysischen Bedeutung begriffene Vermögen der denkenden Substanz nicht zugestehen wollen; berufen sich auf den Satz vom zureichenden Grunde, vermöge dessen keine Veränderung, keine Aeußerung der Kraft, kein Entschluß, ohne zureichende und determinirende oder entscheidende Ursache erfolgen könnte; und darauf, daß außer dem etwas vom Zufalle abhängen, die göttliche Allmacht eingeschränkt, und die moralische Regierung unmöglich werden würde. Sie behaupten daher, daß, was geschieht, unter den nemlichen Umständen, wenn solche mehrmalen wirklich wären, immer ohne Ausbleiben und Abänderung geschehen würde. Und das heißt, sie mögen es hinzu setzen oder nicht, daß alles nothwendig geschehe, kraft der Grundbestimmung und des Einflusses der nach Zeit und Raum verknüpften Dinge. Einige gründen diese ihre Meynung auch auf die Vorhersehung des Schöpfers, die nicht statt fände, wenn nicht eine solche Verknüpfung der Begebenheiten wirklich wäre, kraft deren jeder Erfolg durch das vorhergehende und coexistirende genau bestimmt würde.

Darauf antwortet die andere Parthey, daß der Satz vom zureichenden Grunde hier unrecht angebracht wäre, außer der Sphäre und über die Kraft seiner Beweise (b) (S. §. 22. u. 23.) und daß man doch wenigstens in Gott eine
folgt

solche Freyheit annehmen, und also überhaupt für möglich erkennen müsse, daß eine willkürliche Einschränkung seiner Allmacht ihr nicht zum Nachtheil gereichen, daß, da die Kraft der Vorstellungen und Beweggründe bey der Vertheidigung der Freyheit nicht geleugnet werde, die moralische Regierung damit also auch bestehen könne; und daß wir endlich das Wesen des Unendlichen und sein Verhältniß zu den Geschöpfen zu wenig kennen, um die Vorhersehung ihm abzuspochen, wo wir sie nicht begreifen (c.)

Worauf aber die Vertheidiger der Freyheit in der erhöhten Bedeutung hauptsächlich sich stützen, ist der Gedanke, daß bey der entgegengesetzten Meynung, die Tugend bloß Glück würde, wie Schönheit des Körpers, und Laster Unglück, und alles, was geschieht, dem Schöpfer imputiret werden müßte; welches aber einige Gegner auch ohne Bedenken einräumen (d.).

Ferner berufen sie sich in Ansehung unserer Seele auf das Gefühl, vermöge dessen ein jeder wissen müßte, daß die äußerlichen Dinge, die auf uns wirken, so wenig als die Grundtriebe in uns, unsere Begierden und Handlungen genau bestimmen; daß dadurch unsere innere Wirksamkeit nur gereizt, aber nicht also eingeschränket und determinirt würde, daß wir sagen dürfen, wir hätten nie anders handeln können, als wir gehandelt haben. Derowegen mache sich der Mensch auch Vorwürfe und erkläre sich für schuldig, wenn er erkennt, daß er unrecht und thöricht gehandelt habe. - Sie

setzen hinzu, daß, wenn man die Raisonsnements aus vagen Begriffen und Grundsätzen dem Gefühle entgegen setzen wollte, alles ungewiß würde; und daß man hier dem Gefühle desto mehr trauen müßte, je weniger wir im Stande wären, alle geistliche Dinge und Wirkungen, den Ursprung der Wesen und unserer Erkenntniß, den Zusammenhang der Principien unserer Erkenntniß, Lust, Unlust und Thätigkeit, und was dergleichen mehr ist, nach unsern von körperlichen Dingen hergenommenen Begriffen aufzuklären und zu begreifen (e).

Bei einer solchen Beschaffenheit der Gründe und Gegengründe — da die ganze Controvers, theils, bei genauerer Beleuchtung, so wichtig nicht ist, als es anfangs scheinen kann, theils zuletzt auf Untersuchungen beruht, die so leicht nicht völlig ausgemacht werden können — scheint es mir am besten, mein Urtheil zurück zu halten; zumal da in Ansehung der Folgerungen immer eine Meynung dem andern Theil bedenklich vorkommt, und anstößig werden kann.

- (a) Die Wolfische Erklärung von der Freyheit stimmt, wie mich dünket, hiermit vollkommen überein. Man sehe dessen Metaph. §. 519. und II. Th. §. 105. Ob sie mit den übrigen Lehren seines Systems bestehen könne, oder in diesem System wirklich das bedeute, was sie zu bedeuten scheinen kann, ist eine andere Frage.

(b) Die Systeme, die die Freyheit behaupten, unterscheiden sich hiebey also von einander, daß nach einigen der Mensch ein Vermögen hat, auch ohne allen Bewegungsgrund und wider die vorhandenen Beweggründe etwas zu wollen (*libertas indifferentiae, perfecti aequilibrii*); nach andern war keine Regung, Begierde, Entschliesung, ohne eine Vorstellung erfolgt, in welcher der Grund davon lieget, doch aber kein genau bestimmender, die innere Thätigkeit aufhebender, sondern nur ein anreizender, erweckender Grund, kurz, ein solcher, bey dem man nicht an Gewürster und Billardkugeln denken darf. *G. Crusius Metaph. S. 449. f.*

(c) Einige Vertheidiger der Freyheit gestehen die Unmöglichkeit der Vorhersehung ein.

(d) Was man auch von dieser metaphysischen Freyheit denkt; so bleibt doch so viel gewiß, daß Strafen zur Beförderung des Guten nützlich und notwendig, und folglich gerecht seyn können; und also muß sich auch bey dem System des Fatalisten das Laster fürchten, nicht nur vor den natürlichen, sondern auch vor den eigentlichen positiven Strafen. Dieses ist von vielen Gegnern übersehen worden. Auch ist es kein System, das notwendig in Verzweiflung stürzet, weil ja jedweder thun kann, was er will. Diese Freyheit wird nicht bestritten. Was braucht er zu untersuchen, wie sein Wille gegründet ward? Die neuern Vertheidiger der Nothwendigkeit, *Baschow* in der *Philalethe*, *Search* im Lichte der Natur, und *Sartley* in seinen Betrachtungen über den

ben Menschen, haben diese Sätze gründlich ausgeführt.

- (e) Zwei zur Kenntniß des Streits und der streitenden Parteyen brauchbare Schriften sind auch Wagners Versuch einer gründlichen Untersuchung, welches der wahre Begriff von der Freyheit des Willens sey, Berlin 1730. 8. und Somes Versuche, in der Uebersetzung und mit den Anmerkungen des Herrn Past. Rautenbergs, Braunsch. 1768. 2h. I. Vers. III. Daß die Alten schon weit in dieser Materie eingedrungen waren, kann man unter andern aus des Cicero Fragment de Fato sehen.

§. 52.

Von möglichen Unterschieden der denkenden Substanzen.

Nach der bisherigen Entwicklung des Begriffes vom Wesen der denkenden Substanzen, können wir uns wohl auch auf die Untersuchung des möglichen Unterschiedes bey demselben einlassen; eine Untersuchung, die sowohl dazu dienen kann, daß man seine Begriffe vom Möglichen doch nicht so völlig auf den Umfang der gegenwärtigen Erfahrungen einschränket, als auch zur leichteren Beurtheilung derjenigen, die mit allzu großer Zuverlässigkeit von den unsichtbaren Dingen weitlagen.

Daß mehrere Arten lebendiger Wesen, denkender Substanzen, in der Welt vorhanden sind, als diejenigen, die wir einigermaßen aus der Erfahrung kennen, ist höchst wahrscheinlich (a).

Und mögliche Unterschiede bey denselben können wir uns um so viel leichter gedenken, da wir theils so vielerley Unterschiede bey den Menschen wirklich antreffen, theils durch analogische Schlüsse unsere Vorstellungen noch weiter treiben können.

So ist leicht zu begreifen, wie in Ansehung des Verstandes, manchsaltige Stufen der Vollkommenheit statt finden können, sowohl was den Umfang der Erkenntniß, und die Art der Gegenstände, als auch die Klarheit und Vollständigkeit der Vorstellungen und die Geschwindigkeit der Ideenfolge und der Einsicht anbelangt. Welche Grade der Vollkommenheit lassen sich nicht bey dem Gedächtnisse gedenken; wenn man auf der einen Seite einen völligen Mangel der Erinnerung oder Erkennung der wiederkommenden Ideen, und auf der andern Seite Sicherheit vor allem Vergessen annimmt. Und welche Unterschiede hängen nicht allein von der Beschaffenheit der Sprache ab? — (b).

In Ansehung des Willens beruhen wichtige Unterschiede auf der größern oder geringern Empfindlichkeit überhaupt, oder in Beziehung auf die verschiedenen Arten von Gegenständen und ihre Vorstellung; auf der mehrern oder mindern Festigkeit und Beständigkeit der Neigungen. Dazu setze man noch die mehrere oder mindere Thätigkeit nach dem Grade der Geschwindigkeit bey der Folge der Gewahrnehmungen und der Reizbarkeit der innersten Kraft; und die größere oder geringere Abhängigkeit

von den äußerlichen Dingen (c). Und aus diesen Bemerkungen ergeben sich von selbst weitere Folgen die Art und den Grad der Glückseligkeit betreffend.

(a) G. Locke B. III. ch. 17. §. 12. Wer hie bey die Geschichten der Erscheinungen zu Hilfe nehmen will, wird viel gutes und schlechtes beisammen finden in des A. Langlos du Fresnoy Recueil des dissert. anciennes et nouvelles sur les apparitions, les visions et les songes à Avignon. 1752. 2 tom. 8.

(b) G. Mallebranche liv. III. sec. part. chap. I. §. 1. p. m. 49. seq.

(c) G. Mallebranche liv. I. ch. V. §. I.

§. 53.

Ob alle Geister einen Körper haben müssen?

Ein großer und mannichfaltiger Unterschied der denkenden Substanzen ergiebt sich auch noch aus der Erwägung der gedenkbaren Verschiedenheiten ihrer Körper. Müssen denn alle Körper verwestlich seyn? Müssen sie alle so schwer, so träge seyn, wie unser irdischer Körper? Von so grober Materie, daß sie nur durch große Zwischenräume durchkommen können?

Aber müssen denn endlich alle denkende Substanzen, wenigstens alle endliche Geister einen Körper an sich haben? Können sie nicht unmittelbar mit der übrigen Welt in Verbindung stehen; nicht ohne ihn Vorstellungen haben und wirksam sich beweisen? (*).

(*)

(*) *E. Leibniz* Nouv. Ess. p. 171. *Schubert* Metaphys. p. 784. seq. *Crusii* Metaphys. S. 372.

S. 54.

Von den Ursachen der Harmonie zwischen Seele und Leib.

Wenn die Veränderungen einer Seele und ihres Körpers dermaßen mit einander übereinstimmen, daß die Seele gewisse Empfindungen und Vorstellungen hat, nur wenn gewisse Veränderungen im Körper sich ereignen, und hingegen in diesem gewisse Bewegungen erfolgen, nur bey gewissen Empfindungen und Begierden der Seele und sonst nicht (Log. S. 5.): was mag die Ursache einer solchen Harmonie seyn, wie kann dieses geschehen?

Ueberhaupt die Sache zu betrachten, scheint es, daß solches auf dreyerley Weise geschehen könne. Entweder also, daß die Veränderungen der Seele und des Körpers beyde bloß aus innerlichen Kräften herkämen, und demnach auf gleiche Weise würden haben erfolgen können, wenn jeder Theil nur allein vorhanden gewesen wäre. Dieß ist die Hypothese der vorher bestimmten Harmonie Hypothesis s. Systema Harmoniae praestabilitae). Oder daß durch ein drittes Wesen jedwede Veränderungen der Seele und des Leibes immer dergestalt veranlaßt würden, daß sie harmonisiren; daß also die Seele weder aus sich selbst, noch kraft des Körpers, ihre Vorstellungen, weniger

nigstens nicht alle, hätte; und der Körper weder für sich selbst sich bewegte, noch durch die Seele bewegt würde. Dieses ist die Hypothese der gelegenheitlichen Ursachen (*Hyp. caussarum occasionalium*). Oder daß Seele und Leib in einander wirketen; daß die Vorstellungen in der Seele entstünden, zufolge der Veränderungen in dem Körper, ohne welche sie nicht würden haben entstehen können, und gewisse Bewegungen im Körper, zufolge der Veränderungen in der Seele, ohne welche sie gleichfalls nicht hätten erfolgen können. Dieß heißt die Hypothese der wahren Causalität oder des physischen Einflusses (*Hypoth. influxus physici, realis causalitatis*).

Diese letztere Meinung, die alsbald die natürlichste zu seyn scheint, ist die älteste. Ueber theils gewisse weitere Bestimmungen derselben, theils gewisse Grundsätze von der Bewegung, hauptsächlich aber die Unmöglichkeit zu begreifen, wie aus dem, was im Körper bekanntlich vorgeht, eine Vorstellung in der Seele, und aus den geistlichen Veränderungen Bewegungen im Körper entstehen, endlich auch wohl einige religiöse Betrachtungen, haben bey neuern Philosophen Zweifel gegen die alte Meinung erregt, und nach und nach die andern Hypothesen erzeugt (*).

Es haben aber diese Hypothesen außer dem, daß ihre Gründe bey genauerer Untersuchung weder alle richtig, noch zum Beweise hinlänglich

lich befunden worden sind, auch ihre eigenen Schwierigkeiten und Einwürfe wider sich.

Wider die Hypothese der Affistenz wird entgegenwendet,

- 1) daß sie den Knoten nicht auflöse, sondern zerschneide, wenn sie nemlich bey allem Gott zur unmittelbaren Ursache annimmt. Andere drucken dieß also aus, daß sie vollständige Wunderwerke annehme.
- 2) daß sie leicht zur Schwärmerey verführen könne, in so fern dabey angenommen wird, daß unsere Vorstellungen alle unmittelbar von Gott herkommen.
- 3) daß Gott, wo nicht zur Ursache, doch wenigstens, auf eine unanständige Weise zum Beystand und Vollzieher bey den schandbaren Handlungen der Menschen gemacht würde.

4) daß die Körper dabey völlig überflüssig. Wider die Hypothese der vorher bestimmten Harmonie, zu welcher der Uebergang durch die Hypothese der Cartesianer ziemlich gebahnet war, scheinen folgende Betrachtungen zu streiten.

- 1) Daß die Folge der Vorstellungen, so wie sie oft in unserer Seele auf einander folgen, bloß aus einer innerlichen Quelle entspringe, eine aus der andern, unabhängig von dem, was im Körper vorgeht, ist ganz unbegreiflich.
- 2) Gleicher Weise ist der dabey anzunehmende harmonische Mechanismus des Körpers, Feders Logik. V zwar

zwar nicht schlechtthin unmöglich zu nennen, aber doch gewiß so sonderbar, daß er die Hypothese nicht empfehlen kann.

3) Und wie ist die Stärke der Empfindungen und deren Unterschied von blossen Vorstellungen abwesender Gegenstände zu erklären? und woher und wozu, die schmerzhaften Empfindungen der Seele?

4) Führen nicht die Gründe, auf welche diese Hypothese sich stüzet, dahin, daß man überhaupt die causale Verknüpfung der Dinge leugnen muß, wenn man ihnen nachgeben will (§. 39)? Führen sie nicht auf den Idealismus (Vog §. 61.)? Wären nicht die Körper und körperlichen Bewegungen wenigstens für die Seele ganz vergebens, wenn sie keinen Einfluß auf den Zustand der Seele haben?

5) Wenn man endlich bey dieser Hypothese annimmt, daß alle Veränderungen der Seele in der innerlichen Quelle, aus der sie entspringen sollen, genau vorher bestimmt waren: so ist damit für die Behauptung der metaphysischen Freyheit nichts gewonnen; wofern man nicht eine gewisse ursprüngliche Unabhängigkeit der Wesen zugleich behauptete.

Man kann auf diese Einwürfe zwar verschiedenes, und einiges, so Grund hat, antworten (b). Aber schwerlich ihnen hinlängliche Genüge thun. Wenn also gleich bey der Hypothese der wahren Causalität einiges unerklärt bleibt

(c):

(c) so ist sie doch den Grundsätzen aller unserer Erkenntniß gemäßer, als die andern. Und gewissermasset beweiset sie die Erfahrung (§. 18.)

(d)

(a) G. Mallebranche de la Recherche de la verité liv. III. second. part. chap. 2-6 liv. IV. seconde part. chap. 3. besgl. Les Eclaircis. X. XIV. Bilfinger de harmonia praestab. ed. 3tia Tubing. 1741, Hollmann Pneumatolog. §. LXXX. sequ.

(b) G. Boehm. Metaph. Pſych. rat. Sect. II.

(c) Einige wagen hier noch genauere Erklärungen G. Boehm. G. 418. f. Crusſus Metaph. §. 463. Thelematol. §. 22. 23, Bonnet Essai analyt. chap. V. Vergl. Ch. M. Burchardi Meditationes de anima humana. Rostoch. 1726. Cap. I.

(d) Einen Versuch einer neuen Hypothese, die aber im Grunde nichts neues hat, findet man in dem Essai d'un systéme nouveau concernant la nature des étres spirituels fondé en partie sur les principes de Locke. Neuchâtel 1744. 4. tom. 8. Mit der gegenwärtigen Untersuchung ist die Frage von dem Sitze der Seele genau verknüpft. G. Cartes. de pass. animae part. I. art. XXX. sequ. Mallebranche liv. II. ch. I. §. 2. Hollmann Pneumatol. §. LXXIII. seq. Wolf von dem Gebrauche der Theile im Menschen ic. §. 147. Bonnet chap. V. Träume eines Geistessehers ic. G. 19. f.

Von dem Ursprunge und Untergange der denkenden Substanzen.

Wenn denkende Substanzen einfache Substanzen sind: so können sie nicht anders entstehen, als durch Schöpfung aus nichts (a).

Aber wenn dieß ihr Ursprung ist; so fragt es sich weiter, ob sie allemal erst erschaffen werden, wenn das Thier entsteht, oder ob sie vorher schon vorhanden waren? Und wo hielten sie sich dann auf? Und was war ihr Geschäft, bevor sie zu einem gewissen Leben gekommen sind (b)

Wenn denkende Substanzen einfache Substanzen sind: so können sie nicht anders umkommen, als durch Vernichtung. Umkommen; aber können sie nicht fortdauern, und ihre Denkkraft verlieren? Kann nicht die Aeufferung dieser Kraft an gewisse Bedingungen, oder gewisse andere Dinge, verknüpft seyn, dergestalt, daß sie aufhöret, wenn diese Verknüpfung wegfällt (c)?

Können endlich nicht alle denkende Substanzen stufenweise zu größern Vollkommenheiten gelangen? Kann dieß etwa dadurch geschehen, daß sie nach und nach in vortheilhaftere Situationen, in feiner organisirte Körper kommen? In Körper, die in die gröbern schon eingehüllet waren, oder in neue, die sie vorher nicht an sich trugen (d)?

(a) Eine andere Meinung vertheidiget noch Bertram in der bescheidenen Prüfung der Meinung von

von der Präexistenz menschlicher Seelen. Bremen
1741. 8. S. 129. 138. f. f.

(b) G. Engelkens geläuterte Vernunftgründe von der
Wirklichkeit und den Wesen der Geister. Leipz.
1744. 8. S. 110. f. Crustus *Metaph.* S. 464
Boehm. Metaphys. S. 653.

(c) G. Crustus l. c.

(d) G. G. J. Meiers Versuch eines neuen Lehr-
gebäudes von den Seelen der Thiere. Zweyte Aufl.
Halle 1750. von G. 112 - 119. *Leibnitz Nouv.*
Efl. 192. 198.

S. 36.

Von den Seelen der unvernünftigen Thiere.

Dun scheint es Zeit zu seyn, unsere meta-
physische Geisterlehre zu beschließen. Denn in
die bestimmtern Lehren, die in andern Wissen-
schaften ihren eigentlichen Sitz haben, wollen
wir nicht übergehen.

Noch ein Artikel ist übrig, dem in der Me-
taphysik eine Stelle verstattet werden kann, der
von den Seelen der Thiere. Dieß ist frey-
lich eine noch sehr unbestimmte Aufschrift. Und
wenn man erwägt, wie die Classen der Dinge
unvermerkt auf- und absteigen, und sich in ein-
ander verlieren: so scheint in der That die Fra-
ge von den Seelen der unvernünftigen Thiere,
wie sie gewöhnlich heißen, allzu unbestimmt.
Doch so weit wir sie hier zu erörtern gedenken,
mag sie es immer seyn.

Wenn man die Thiere für bloße Maschi-
nen halten, keine Seelen in ihnen annehmen

wollte; so müßte man einen Grundsatz aufstellen dem man doch immerzu folget (§. 22. und §. 24.); und die sonderbarsten Meynungen oder Zweifel würden sich alsdann rechtfertigen lassen. Die Thiere haben Organen wie wir; sollten sie ihnen nicht auch zu dem Zwecke gegeben seyn, zu dem sie uns gegeben sind? Sie verhalten sich, wie wir uns verhalten, wenn gewisse Vorstellungen und Begierden in uns sind. Sollten dann auch nicht solche Vorstellungen und Begierden in ihnen seyn? Und wozu nützen so viele Thiere, wozu wären sie vorhanden, wenn sie bloße Maschinen, nicht auch letzte Zwecke wären? (§. 50.) (a)

Daß, was wir an ihnen täglich gewahr werden, läßt uns demnach nicht anders vermuthen, als daß sie nicht nur gegenwärtige Dinge empfinden, sondern auch Einbildungskraft, und eine Art von Gedächtniß, obgleich vielleicht ohne Erinnerung (Log. 52.) haben. Daß sie Lust und Unlust empfinden, ist eben also offenbar. Und bey einigen äußern sich klar genug die Merkmale von Affecten, Neigungen, und Leidenschaften. Ein gewisses Vermögen zu unterscheiden, und eine gewisse Aufmerksamkeit kann einigen unter ihnen gleichfalls nicht abgesprochen werden.

Aber was fehlt denn also noch den Thieren, daß sie nicht eben solche Seelen haben, wie die Menschen? Haben sie nicht auch Vernunft (b)? Beweiset sich diese nicht in ihren kunstmäßigen oder kunstähnlichen Verrichtungen? Wunder-

berbar sind diese Einrichtungen der Thiere, das ist gewiß. Aber zu wunderbar, als daß man glauben könnte, daß die Thiere dabey nach Vernunft d. h. nach deutlicher Erkenntniß dessen, was sie thun und warum sie es thun, handelten; die Thiere, die eine solche Vernunft, als dazu erfordert würde, doch in ihrem übrigen Verhalten nicht blenden lassen. Wenn man insbesondere erwäget die Einförmigkeit bey diesen kunstmäßigen Handlungen der Thiere, da alle Individuen einer Art, so genau das nämliche, und ihr ganzes Leben durch auf einerley Weise, auch nicht selten ohne Zweck vornehmen; und die Vollkommenheit mit welcher die jüngsten Thierchen ihr Geschäfte verrichten, gleich den geübtesten: kann man wohl annehmen, daß diese kunstmäßigen Handlungen von vernünftiger Einsicht und Wahl herühren? Wenn diese Thiere eine solche Vernunft hätten, warum thäten sie nichts weiter, warum nichts neues, warum alles so einförmig? Da wir selbst so manches ohne Ueberlegung und klares Bewußtseyn, dennoch zweckmäßig verrichten zu folge gewisser erworbener Fertigkeiten, d. h. nach und nach hervorgebrachter Dispositionen in den innersten Kräften und Organen; so lästet sich vermuthen, daß die Kunsttriebe der Thiere von solchen anerschaffenen Dispositionen der Seele und der innersten Organisation, einem angemessenen Empfindungsvermögen und sinnlichen Nachahmungstriebe wohl eher herkommen, als von Vernunft (c)

Bemerket man aber nicht bey einigen Thieren auch einzelne Handlungen die Anschläge, List und alles, was man zur Ueberlegung rechnen kann, offenbar beweisen? Es scheint. Aber es läßt sich doch auch dieses, so wie ihre Gelehrigkeit unter den Händen der Menschen, aus gerinere Erkenntnißfähigkeiten, aus dem, was vermöge der Verknüpfung sinnlicher Ideen geschehen kann, guten theils begreifen. Vieles kann auch von den schärfern Sinnen, und der, bey ihrem engern Erkenntnißkreise, weniger getheilten Aufmerksamkeit der Thiere herkommen; Und wenn wir auch nicht alle Handlungen der Thiere auf diese Weise völlig erklären können, wenn wir auch annehmen müssen, daß in einigen Thieren sich Kräfte und Bestimmungen befinden, von denen wir uns keinen rechten Begriff zu machen wissen: so bleibt doch wenigstens der Schluß auf Vernunft immer ungegründet. Wenn man insbesondere noch bedenket, daß diese Thiere das Mittel, von welchem der Gebrauch der menschlichen Vernunft abhänget, die Zeichenkenntniß, die künstliche Sprache, nicht haben: kann man wohl glauben, daß sie eine solche deutliche Erkenntniß, einen solchen Verstand und Vernunft besitzen sollten? Unterdessen kann man ihnen eine Art von Sprache, und etwas Aehnliches von Vernunft und Reflexion, deswegen nicht so schlechterdings absprechen (Log. S. 15.).

Aber so könnte doch wohl der Unterschied der Menschen und der unvernünftigen Thiere
 blos

bloß in dem Körper oder andern äußerlichen Ursachen liegen (e)? — Auch dieß folgt noch nicht. Vielmehr da einige Thiere das körperliche Organ zum articuliren haben, und doch nicht mit Verstand reden lernen (f); da sie in ihren erworbenen Geschicklichkeiten noch immer, mit dem Menschen verglichen, weit zurück sind; so ist wohl wahrscheinlicher, daß es ihnen in den Grundfähigkeiten der Seele fehlen müsse; daß die unvernünftigen Thiere in den Seelen, wie in den Körper, von uns unterschieden seyn, welches auch mit der göttlichen Weisheit und dem sonst gegründeten Gesetze der Uebereinstimmung besser zu bestehen scheint; wenn gleich behauptet werden könnte, daß die Thierseelen in vollkommenern Körpern zu einer vollkommenern Erkenntniß gelangen können, und vielleicht dereinst wirklich gelangen (g). Wenigstens kann ihre Immaterialität nicht geläugnet werden (h). (i).

(a) G. Bayle Art. *Pereira*. *Cartesius* de pass. part. I. art. Epist. part. I. Epist. CV. *Malbranche* liv. III. part. II. chap. 6. *Buffon* H. N. tome II. A. *Ioannet* in dem Buche *Les bêtes mieux connues*. à Paris 1770.

(b) G. von den Vertheidigern dieser Meinung Bayle art. *Rorarius* not. d.; und dieses *Rorarii* tract. *Quod animalia bruta saepe ratione melius homine utantur*. Helmst. 1728.

(c) G. *Reimar*us, in den Betrachtungen über die Thiere dritte Aufl. 1773. und *Boailler* in dem *Bibli philosph*, sur l'ame des bêtes.

- (d) G. Böhm's Metaph. S. 480. Bafedows
Elementarb. Th. I. S. 156. f. der deutsche
Merkur Th. I.
- (e) G. Bayle art. Rorarius not. e. *Helvetius* de
l'Esprit tom. I. p. II. sq. *Dissert.* Homo na-
tura non ferus. *Erlang.* 1765. *Moschazi* Ab-
handlung von dem Unterschiede zwischen der Stras-
ctur der Thiere und des Menschen S. 8. f.
- (f) G. doch *Locke* B. II. ch. XXVII. S. 8.
- (g) G. G. J. Meiers Versuch eines neuen Lehe-
gebäudes von den Seelen der Thiere.
- (h) G. doch *Pardies* Discours de la connois-
sance des bêtes. 1690.
- (i) G. *Histoire critique de l'ame des bêtes* P.
Mr. *Guer.* Amst. 1749. 8.

Vierter Abschnitt.

Von der vollkommensten Substanz und den end-
lichen Substanzen.

S. 57.

Absicht dieses Lehrstückes der Metaphysik.

Durch Abstrahiren und Zusetzen bilden wir
uns Begriffe, deren Gegenstände nicht un-
ter den Dingen vorkommen, die wir sinnlich
erkennen. So steigt der menschliche Verstand
von den Begriffen endlicher, eingeschränkter
Vollkommenheiten auf, und denkt sich Voll-
kommenheiten, die alles übertreffen, was er um
sich

sich sieht, steigt auf bis zum Begriffe vom Unendlichen. Daß wir dieses thun können braucht keines Beweises, weil wir es wirklich thun. Wie unser Begriff vom Unendlichen aber beschaffen, und zu was er taue, dieß wird die Untersuchung lehren.

Hier will ich nun in diejenigen Speculationen über das Wesen der Gottheit, die man gewöhnlich auf die Unendlichkeit derselben gründet, eingehen, um meine natürliche Theologie von allem was ihr ein allzu metaphysisches Ansehen geben möchte, zu entledigen.

§. 58.

Genauere Bestimmung des metaphysischen Begriffes vom Unendlichen.

Wenn gleich Unendlich öfters nur so viel heisset, als dessen Ende oder Gränzen, dessen Größe wir nicht bestimmen können, oder auch nur nicht bestimmen wollen: so sieht man doch, daß dieß nicht die genaueste Bedeutung des Wortes ist; und die Metaphysiker thun also wenigstens der ethymologischen Bedeutung des Wortes keine Gewalt an, wenn sie nur das Unendlich nennen. was kein Ende, keine Gränzen hat. Nach diesem Begriffe also ist das Unendliche unermesslich, keines Zuwachses, keiner Vermehrung fähig, kann nicht größer werden, als es ist. Nach eben diesem Begriffe also läßt sich nicht behaupten, daß etwas unendlich, und doch kleiner, als ein anders Ding seiner Art.

Hier

Hieraus ergiebt sich nun, daß die Unendlichkeit gewissen Dingen, denen sie oftmals zugeschrieben wird, nicht in dieser genauen Bedeutung beygelegt werden könne, sondern daß andere Begriffe dabey zu Grunde liegen müssen. Also

(1) Wenn eine wirklich vorhandene Menge unterschiedener Einheiten, weiler Theile, unendlich genennet wird; so kann dieß nicht die metaphysische Unendlichkeit seyn. Denn es folgten Widersprüche daraus. Wenn ein Theil weggenommen würde, und das übrige sollte doch noch unendlich seyn: so würde folgen, daß ein unendliches grösser seyn könnte, als das andere. Sollte es aber nicht mehr unendlich seyn: so müßten zweyen endliche Theile etwas unendliches machen können. Eben also, wenn man erwäget, daß nicht nur die Zahl der simplen Einheiten, sondern auch die Zahl jedweder zusammengesetzten Einheiten: oder Theile, unendlich seyn müßte in einem Ganzen von unendlicher Ausdehnung oder Theilbarkeit. Also kann man eine wirklich vorhandene Ausdehnungs-Größe oder Zahl nicht eigentlich unendlich nennen (*).

(2) Wenn man von der Unendlichkeit eines Dinges spricht, das nach und nach sein Daseyn erhält, noch nicht gänzlich vorhanden, noch im Werden ist: so heist dieß nichts anders, als daß dieß Ding immer werde fortgesetzt und nicht geendiget werden.

den. Ein solches Ding also, so weit es wirklich ist, ist es endlich, und so fern es unendlich ist, wird es nie vorhanden seyn.

- (3) Wer über die Unendlichkeit desjenigen, was ausser der Vorstellung nichts positives oder, wenn man lieber will, nichts substantielles ist, z. E. Raum und Zeit, ohne Dinge die ausser einander sind, oder auf einander folgen, nachdenken und streiten will; mag es thun. Es wird unterdessen doch der Satz wahr bleiben, daß das Nichts keine positiven Eigenschaften habe? (Non entis nulla sunt praedicata positiva).

- (*) Es möchte manchem scheinen, daß hier die Mathematiker und Metaphysiker mit einander im Streite wären; weil erstere nicht nur überhaupt vom Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, und der Theilbarkeit ins Unendliche, vieles reden! sondern sogar lehren, daß ein Unendliches größer als das andere, daß etwas mehr als unendlich, seyn könne. Allein der Streit ist nur scheinbar. G. Wolf Metaph. II Th. S. 38. Kästners Analysis des Unendlichen in den ersten §§. sonderlich §. 4. Ingleichen Hollmans Metaph. S. 216-228. Wenn man endlich auch einräumen wollte, daß das Unendliche bey Zahlen oder Ausdehnung nur unbegreiflich, nicht in unsern Verstand passend, keineswegs aber als absurd erwiesen wäre: so scheint doch dieses schon hinlänglich, um nicht, wo sie nicht besonders erwiesen werden können, auf die Realität dieser Begriffe zu bauen (§. 5.)

S. 59.

Grundbegriffe von dem unendlichen Wesen, nebst den ersten Folgerungen aus diesem Begriffe.

Wenn das Prädicat unendlich mit dem Begriffe eines Wesens, oder einer Substanz verknüpft wird: so beziehet sich solches auf die Kräfte und Vollkommenheit. Unendliche Substanz heißt so viel als, vollkommenste Substanz; eine Substanz, der alle nur bey-sammen mögliche Vollkommenheiten wesentlich zukommen, und die von aller Unvollkommenheit frey ist (*). Endliche Substanzen aber werden diejenigen genannt, deren Kräfte und Vollkommenheiten auf irgend eine Weise eingeschränket sind. Es folget aus diesem Begriffe,

- (1) daß diejenigen Eigenschaften, die zur Bildung des Begriffes von der U. S. gebraucht werden sollten, (a) überhaupt möglich (b) bey-sammen möglich (c) und wahre, reine Vollkommenheit seyn müssen.
- (2) Was mit Einschränkung und Unvollkommenheit endliche Substanzen gutes an sich haben, befindet sich bey der unendlichen Substanz, so fern es ohne Unvollkommenheit seyn kann.
- (3) Alle wahre Vollkommenheiten kommen der U. S. vermöge des Begriffes zu, sind ihr also wesentlich. Nie also kann ein Mangel einer solchen Vollkommenheit bey ihr statt finden. Er widerspricht ihrem Wesen. Die U. S. ist also immer gleich voll.

vollkommen, bestimmt nie eine neue Realität, ist absolut und innerlich unveränderlich in Ansehung ihrer Kraft und Vollkommenheit. Hingegen sind endliche Substanzen innerlich veränderlich, oder einer Veränderung fähig, in Rücksicht auf ihre Endlichkeit.

(4) Die Existenz ist eine Vollkommenheit, zumal bey dem vollkommensten Wesen. Und ohne die Existenz sind ja alle Vollkommenheiten noch nicht reel. Zu dem Begriffe und dem Wesen der U. S. gehöret also auch die Existenz. Sie kann nicht anders als existirend gedacht werden. Folget daraus, daß sie wirklich existire? (**)

(5) So viel folget wenigstens, daß, wenn sie einmal existire, sie jederzeit muß existirt haben, und ohne Ende bleiben wird. Mit ihrer Existenz ist ihre Ewigkeit und Unsterblichkeit zugleich bewiesen.

(6) Die U. S. kann nicht als hervorgebracht gedacht werden; sie ist also von sich (Ens a se) und völlig unabhängig (Ens independens). Dieß liegt in dem Begriffe der höchsten Vollkommenheit.

(*) Wolfens Definition (Metaph. §. 109) ist an Folgen fruchtbar; aber sie macht auch den Beweis der Realität des Begriffes um etwas schwerer.

(**) G. CARTESIUS Princ. Philos. part. I. no. XIV. ingl. medit. de philos. prim. med. V. p. m. 62. Mallebranche liv. IV. chap.

XI. §. III. Leibniz Lehrs. von den Monaden §.
44. Mendelssohns Abhandlung über die Evidenz
G. 35. f. Brucker H. G. Ph. tom. V. p. 296.
sq. it. tom. III. p. 665.

§. 60.

Erörterung des Begriffes von einer nothwendigen
Substanz.

Ob wir in der Entwicklung des Begriffes
von der U. S. weiter gehen, wollen wir vor-
her einen andern Begriff, auf den uns die Ent-
wicklung des erstern bald führen wird, für
sich genauer erörtern. Es ist dieß der Begriff
von der nothwendigen Substanz. Unter
diesem Namen versteht man eine Substanz, de-
ren Nichtseyn einen Widerspruch in sich fasset.
Gingegen wird eine Substanz, deren Nichtseyn
keinen Widerspruch verursacht, oder die sich als
nicht existirend gedenken läßt, zufällig (Ens
contingens) benannt. Absolut nothwen-
dig ist also eine Substanz, wenn ihr Nichtseyn
für sich betrachtet einen Widerspruch in sich fas-
set; also wenn das Nichtseyn ihrem Wesen,
oder einer ihrer Eigenschaften, widerspricht.
Eine absolut nothwendige Existenz ist zu verste-
hen, wenn man schlechthin von der nothwendigen
Substanz spricht. Hieraus ergibt sich,

- (1) daß die Existenz zum Wesen der U. S.
mit gehöre, zur Vollständigkeit ihres Be-
griffes; so daß eine dergleichen Substanz
sich nicht anders als existirend gedenken läßt

set, wenn sie nach ihrem vollständigen Begriffe gedacht werden soll.

(2) Die nothwendige Substanz ist demnach als von sich selbst vorhanden, und als unabhängig in Ansehung ihrer Existenz zu gedenken. Wieberum, wenn eine Substanz als von sich selbst und unabhängig in Ansehung ihrer Existenz gedacht werden muß: so ist sie eine nothwendige Substanz. Denn da der Grund ihrer Existenz nicht außer ihr liegt; so ist sie nicht hervorgebracht worden. Für sich aber entsteht auch nichts. So ist sie also immer gewesen, und mußte immer gewesen seyn. Da aber ferner eine jede existirende Substanz gänzlich bestimmt ist, die N. S. aber unabhängig von andern Substanzen, und ohne sie existiren kann: so muß sie auch für sich gänzlich bestimmt, und also unabhängig in Ansehung aller ihrer Bestimmung existiren können.

(3) Hiemit scheint aber noch nicht bewiesen zu seyn, daß die N. S. innerlich unveränderlich, keiner Veränderung fähig. Auch nicht, daß sie nicht wirklich abwechselnde Bestimmungen nach einander bekommen könne, durch den Einfluß äußerlicher Ursachen.

§. 61.

Ob Unendlichkeit und Nothwendigkeit unzertrennliche Eigenschaften?

Die Uebereinstimmung der Beschaffenheiten, die wir aus dem Begriffe der U. S. und dergleichen, die wir aus dem Begriffe der N. S. entwickelt haben, ist groß. Es entsteht die Frage, ob beyde Eigenschaften, unendlich vollkommen seyn, und absolut nothwendig seyn, etwa unzertrennliche Eigenschaften, so nur einem und dem nemlichen Subjecte zukommen können?

Daß die U. S. absolut nothwendig sey nach dem Begriff, den wir uns von ihr machen müssen, erhellet aus dem vorhergehenden sehr leicht. Aber muß auch eine Substanz, deren Existenz nothwendig ist, unendlich vollkommen seyn?

Hier berufen sich einige, um die Frage bejahen zu können, auf die Unveränderlichkeit der nothwendigen Substanz. Das Endliche, sagen sie, ist veränderlich. Das Unveränderliche also muß wohl unendlich seyn (a). Allein ist denn auch der Widerspruch zwischen nothwendiger Existenz und Veränderung der Beschaffenheiten und Verhältnisse, desgleichen die Veränderlichkeit eines jeden endlichen Wesen bewiesen?

Audere schließen auf diese Weise. Alles Endliche läßt sich als nicht existirend gedenken, oder dem Begriffe des Endlichen widerspricht das Nichtseyn nicht. Also ist das Endliche zufällig. Also ist das Nothwendige nicht endlich.

Folgt

Folglich unendlich (b) — Aber so ließe sich auch beweisen, daß alle vernünftige Substanzen unendlich. Denn dem Endlichen widerspricht das Unvernünftigseyn nicht (S. S. 33).

So viel ist richtig, daß wenn wir eine Substanz als nothwendig, als von sich selbst, und unabhängig in Ansehung ihres Daseyns uns gedenken müssen, kein Grund vorhanden zu seyn scheint, warum wir sie uns als eingeschränkt und unvollkommen gedenken wollten. Ferner findet sich bloß bey dem Begriffe des U. Wesens die Nothwendigkeit der Existenz a priori. Und also ist wenigstens bey der Nothwendigkeit und Unabhängigkeit die höchste Vollkommenheit zu vermuthen, wofern nicht das Gegentheil dargethan werden kann.

(a) G. Böhm's Metaphys. S. 294. 96.

(b) G. Crusius Metaphys. S. 137.

§. 62.

Zweifel wegen der Realität unserer Begriffe von den positiven Eigenschaften des U. W. Wir müssen es uns als einen Geist vorstellen. Grund-
eigenschaften desselben.

Was für Vollkommenheiten sind es denn aber nun, die der U. G. zukommen? — Aber dürfen wir es auch wagen, wir endlichen Geister, die wir keine andere, als endliche, eingeschränkte und mangelhafte, Vollkommenheiten kennen, die Vollkommenheiten des höchsten Wesens zu benennen?

Es ist wahr, keine andere, als endliche mangelhafte Vollkommenheiten, kennen wir. Aber ist doch nicht etwas Gutes darinn? Können wir nicht die Kraft uns gedenken, das Gute uns gedenken, und von dem Mangel, von dem Bösen, abstrahiren? und lasset es seyn, daß wir das Unendliche uns nicht anders, als auf eine unvollkommene Weise, gedenken können. Wir leugnen dieses nicht. Aber wenn wir das gar nicht denken sollen, was wir nicht anders, als auf unvollkommene Weise denken können, was bliebe uns zu denken übrig? Ein unvollkommener Begriff ist nicht gleich ein irriger und verwerflicher Begriff. Aufrichtig zu gestehen, ist mir die Absicht der Philosophen, die dergleichen Begriffe, als zu erhaben, uns zu denken nicht erlauben wollen, ein wenig verdächtig (*).

Die geistlichen Vollkommenheiten sind nicht nur die höchsten, die wir kennen, und lassen sich als ohne Mangel und Unvollkommenheit annehmen; sondern ohne Bewußtseyn läßt sich auch keine Substanz als höchstvollkommen gedenken. Sie hätte ja nicht einmal für sich Vollkommenheit (S. 51.). Wenn denn der Name eines Geistes der gemeinschaftliche Name eines jeden mit Erkenntniß und Willen versehenen, Wesens ist: so haben wir ja wohl Grund dazu, die unendliche Substanz für den vollkommensten Geist zu halten.

Der vollkommenste Geist aber muß

- 1) den vollkommensten Verstand haben; alles erkennbare immerzu auf das deutlichste

ſie und richtigſte erkennen, das Zukünftige, wie das Vergangene und Gegenwärtige; und alle wirkliche und mögliche Verhältniſſe der Dinge, ſofern ſie nur überhaupt erkannt werden können. Dieſen Verſtand, dieſe Erkenntniß zu ermeſſen, reicht unſer endlicher Verſtand freylich nicht zu. Die Art und Weiſe dieſer Erkenntniß zu erklären, dürfen wir nicht wagen. Thörichte Trugſchlüſſe könnten entſtehen, wenn wir dieſes unternehmen. Aber darum dürfen wir doch ihre Möglichkeit noch nicht in Zweifel ziehen.

(2) Auch den vollkommenſten Willen muß der unendliche Geiſt haben. Die Unvollkommenheiten unſers Willens dürfen wir um ſo viel weniger bey dem vollkommenſten Weſen vermuthen, da ſie nur Folgen unſerer unvollkommenen Erkenntniß, unſerer Schwachheiten und Bedürfniſſe ſind. Nichts kann der Unendliche wollen, ſo ſeinen Vollkommenheiten zuwider wäre, nichts, ſo eine Unvollkommenheit in ihm beweifen würde. Er kann alſo überhaupt nur Vollkommenes und Gutes, nicht Böſes und Unvollkommenheit begehren. Aber daß er das Böſe wirklich werden laſſe, wenn durch die Zulaffung eines kleinern Uebels ein größeres allein verhindert werden könnte, oder wenn ein wichtiges Gut unzertheillich von Unvollkommenheiten wäre, dieß wi-

verspricht dem vollkommensten Willen nicht.

- (3) Wenn das V. W. alles mögliche jederzeit auf das vollkommenste erkennt, folglich in Ansehung seiner Erkenntniß keiner Abwechselung und Veränderung unterworfen ist; wenn ferner alles dasjenige, was vermöge dieser Erkenntniß mit dem Willen des V. W. übereinstimmt, oder nicht, so wie es ist, jederzeit von ihm erkannt, folglich jederzeit von ihm begehrt oder nicht begehrt wird (§. 46.); so ist das V. W. auch in Ansehung seines Willens unveränderlich. Aber auch bey einer Succession der Erkenntniß könnte eine gewisse Unveränderlichkeit des Willens dem U. W. nicht abgesprochen werden; nemlich die Unveränderlichkeit der Grundbestimmungen, vermöge deren es immer das beste will.

- (4) Der vollkommenste Geist muß der vollkommensten Seligkeit theilhaftig seyn, einer Seligkeit, wobey keine Unvollkommenheit, kein Mangel, keine Begierde, die auf die Erfüllung wartete, kein gehinderter Entschluß, kein Ueberdruß, keine innerliche Unruhe. Eine Seligkeit, bey der kein Zuwachs möglich ist, und keine Abnahme; eine Seligkeit, die wir, so wenig als die übrigen Eigenschaften des unendlich vollkommenen, uns anders als sehr unvollkommen vorstellen können.

(5) Da der Verstand des Unendlichen nicht ein Verstand, wie der unsrige ist, sein Wille nicht wie der unsrige; so kann seine Freyheit auch nicht seyn, wie unsere Freyheit. Unterdessen folget schon aus vorher bemerkten Eigenschaften, daß er auf die vollkommenste Weise frey sey. Er ist frey von allem äußerlichen Zwange, denn er ist unabhängig; er ist frey von blinden Instincten, stürmischen Begierden, denn er hat den vollkommensten Verstand und Willen. Daß er sollte übel wählen, das Böse wollen können, daß er durch Nachdenken allmählig sich bestimmen sollte, ist wider den Begriff der höchsten Vollkommenheit.

(*) Der Schriftsteller, den ich hier hauptsächlich meyne, mag für eine Absicht haben, als er will: so ist seine Philosophie, in diesem Punkte, wie in verschiedenen andern, doch nur Chitane. *G. Robinet de la Nature*, prem. part. chap. III. second. part. ganz; besonders aber vom chap. XXII-XXVI. Ich bin ein Feind der Consequenzenmacheren. Ich weiß aber nicht, ob eine solche Philosophie, (chap. I. p. 23.) nicht eben die Folgen haben muß, die R. selbst dem Epikurischen System zur Last leget, chap. I. p. 15. Und doch hat Robinet auch hierinn schon Nachfolger gefunden. Das wahre in der ganzen Bemerkung hat auch *Mallebranche* liv. III. sec. partie chap. XI. §. 4.

§. 63.

Von der Allmacht, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Heiligkeit des vollkommensten Wesens.

Da es scheint, daß keine Substanz ohne Kräfte etwas außer sich zu wirken gedacht werden könne (§. 16.) wie sollten wir eine solche Kraft dem vollkommensten Wesen nicht einräumen? So wenig wir auch den letzten Grund der uns bekannten Wirkungen und Kräfte verstehen (§. 14.); und so wenig wir auch berechtigt sind, alles eigentliche Wirken den endlichen Substanzen abzusprechen (§. 54.); oder die Wirkungen der endlichen Kräfte nach unsern Begriffen zu begrenzen: so führet doch wenigstens der Begriff vom außer sich wirken nicht nothwendig die Bestimmung einer Unvollkommenheit mit sich. Gleichwie sich zu dem Begriffe des höchsten Wesens nichts besser schicket, als daß alle andere Dinge, alle Kräfte, von ihm abhängig, in ihm gegründet sind; also wird der Begriff von einer Kraft rein von allen ihm sonst anlebenden Unvollkommenheiten, wenn man ihn, sowohl in Rücksicht auf das Subject derselben von allen Begriffen einer Mühe oder eines Verlustes, als äußerlich durch nichts als durch das schlechterdings Unmögliche eingeschränket, sich geben. Und dann ist es der Begriff der Allmacht. Wenn nun das Schaffen aus Nichts und das Vernichten, so wenig wir auch von beyden verstehen, doch nicht weder als schlechterdings unmöglich, noch als schlechterdings unverträglich mit der höchsten Vollkommenheit angesehen wer-

werden dürfen: so müssen wir beides zu dem Vermögen der Allmacht rechnen (§. 5.) (a).

Diejenigen Bestimmungen, die bey dem allgemeinen Begriffe der Kraft, auch nur in Anwendung auf die endlichen Dinge, wegen der wenigen Erkenntniß, die wir von dem Grundwesen der Kraft haben, schon bedenklich werden; (§. 15.) dürften wohl noch mehr gewagt seyn in Anwendung auf den Unendlichen.

Bey dem vollkommensten Verstande und dem besten Willen, kann nicht anders als vollkommene Weisheit seyn, welche zu den besten Absichten die besten Mittel gebraucht, und sie vermittelst der Allmacht ausführet.

Weise müssen wir uns demnach auch die Güte des U. W. gedenken, oder die Geneigtheit wohl zu thun; die von dem Begriffe des vollkommensten Wesens so unzertrennlich ist. Mit dieser weisen Güte besteht die vollkommenste Gerechtigkeit nicht nur, sondern sie folget daraus (b).

Zwar nicht in jedwedem Sinne, wie oftmals und in Anwendung auf Sterbliche vielleicht nicht unrichtig, das Wort gebraucht wird, kann der Unendliche gerecht genannt werden. Aber er ist gerecht, indem er Gutes wiederfahren läßt auf die Art, wie es recht, das heißt, dem allgemeinen Wohl, der Beförderung der größten Summe von Glückseligkeit (Allg. Prakt. Philos. §. 58. 59.) und folglich der vollkommensten und weisesten Güte gemäß ist. Also wird er nach dieser weisen Güte auch strafende Gerechtigkeit

ausüben, wenn und wie es die Verhinderung des Bösen, die Besserung, die Abschreckung, das allgemeine Beste, erfordert. Eigentliche, positive, Strafen, die aus der Handlung für sich nothwendig nicht gefolget seyn würden, wenn sie gleich, durch eine um der Gerechtigkeit willen veranstaltete Verknüpfung, nun natürlich erfolgten, kann er gebrauchen; wenn durch die aus der Handlung, vermöge der allgemeinen Naturgesetze, entstehenden übeln Folgen, oder natürlichen Strafen, die Absichten der weisen Güte nicht genug sollten erreicht werden.

Aber finden wir nicht, ausser der weisen Güte, noch einen andern Grund der strafenden Gerechtigkeit, in der Heiligkeit des U. oder in seiner Abneigung vom moralischen Bösen? Daß um seiner weisen Güte willen der Unendliche seine Heiligkeit durch Strafen fürchterlich machen, und noch mehr, daß er um seiner Heiligkeit willen kein Wohlgefallen an dem Sünder haben könne, hängt mit den Grundbegriffen wohl zusammen. Aber die Heiligkeit an und für sich als einen letzten Grund eigentlicher positiver Strafen anzusehen, scheint eher eine Folge aus dem gemeinen auf den vollkommensten nicht ganz anwendbaren Begriffe von Gerechtigkeit und Heiligkeit zu seyn, als aus dem Begriffe der höchsten Güte und Vollkommenheit. c). Am wenigstens hat der von einigen unternommene Beweis der Nothwendigkeit unendlicher

cher Strafen aus dem Begriffe des unendlich vollkommenen die erforderliche Evidenz (d).

(a) Wenn einige Philosophen, daß nichts vernichtet werde, damit beweisen wollen, daß durch die Vernichtung eine innerliche Bestimmung in der Kraft des Schöpfers geändert würde: so scheinen dabey allzu sinnliche, wenigstens zu gewagte, Begriffe zum Grunde zu liegen. Daß nur eine unendliche Substanz vernichten oder schaffen könne, ist bey der Beschaffenheit unserer Grundbegriffe eben so wenig deutlich zu erweisen. Daß das U. W. etwas schaffen müsse, folgert der Stoiker aus seinem Begriffe von der höchsten Seligkeit, indem der Epikurder aus seinem Begriffe von eben dieser Seligkeit das Gegentheil erweisen will; allerdings ein Beweis, wie es bey unserer analogen Vorstellung bisweilen geht.

(b) *G. Leibnitii* Opp. tom. IV. part. III. p. 261.

(c) Unterdessen thut dieß auch ein Philosoph, von dem es weniger als von andern zu erwarten war. *G. Smith* Theory of moral. sent. p. 157. vergl. *Leibnitz* Theodic. III. §. 92.

(d) *G. Schubert*. Metaphys. §. 1180-90. *Crusus* Metaph. §. 299.

§. 64.

Ob das U. W. als einfach und allgegenwärtig zu denken, und ob nur eines möglich?

Die bisher bemerkten Eigenschaften können wir dem U. W. ohne Vermessenheit zuschreiben. Aber diese Eigenschaften, diese Kräfte, in was für

für einem Subjecte werden sie sich befinden? Was für ein Vehiculum — ein unschickliches Wort, aber wo ist ein besseres? — Was für ein Subject hält diese Eigenschaften? Dunkle Fragen. — Zu welcher Art von Substanzen kann ich denn die U. S. zählen? — Zu keiner. Das Unendliche Wesen kannst du die ganz nicht vorstellen, nicht in einen deiner Begriffe einhüllen. Es kann nicht zu einer Classe der endlichen Dinge gestellt werden. Und du kennst nur eine Art der endlichen Dinge, dem Subjecte nach, oder vielmehr nur einen verworrenen Schein von unzähligen Subjecten kennst du, ein Phänomen, das du Körper nennst. — Aber die U. S. muß doch einfach oder zusammengesetzt seyn? Zusammengesetzt kann sie nicht seyn. Eine zusammengesetzte Substanz ist nicht eine Substanz, sondern ein Aggregat mehrerer Substanzen. Und ist die U. S. nicht ein Geist? Ein Geist kann wohl in einem Körper eingeleidet seyn. Aber wozu der Körper dem vollkommensten Geiste (a)? Die U. S. kann also nicht zusammengesetzt seyn. Sie ist also einfach. Ausgedehnt oder nicht? (b).

Allgegenwärtig kann und muß das U. W. in so fern seyn, daß dem vollkommensten Verstande und der Allmacht nichts verborgen, nichts ferne seyn kann. Sollen wir die Art dieser Allgegenwart weiter bestimmen? Ich werde es nicht thun. — Die letzte Frage: Kann es mehrere unendliche Substanzen geben, oder nur eine? Warum wollten wir mehrere annehmen? Ist eine nicht schon genug; nicht schon zu viel.

zu groß für unsern Verstand, um sie allein ganz zu denken? Doch damit ist die Frage nicht entschieden. Ist aber nicht eine unendliche, unabhängige, allmächtige Substanz neben der andern, eine Einschränkung für diese, also ein Widerspruch? Es scheint.

- (a) Der Schluß des Epikuräers wider den Aristoteles bey'm Cic. N. D. I. 13. wird wohl nicht leicht jemanden gründlich scheinen.
- (b) Ich will niemanden ein Verbrechen daraus machen hierüber zu entscheiden. Aber mich halten wieder nicht bloß moralische sondern auch logische Gründe davon ab. S. Philaleth. I. S. 580. f.

Drittes Hauptstück.

K o s m o l o g i e.

§. 65.

In der Naturlehre, in welcher die Kräfte der natürlichen Dinge, besonders der Körper untersucht werden, läßt man sich nicht auf die Betrachtung des Ganzen oder derjenigen Verbindung ein, wodurch alle einzelne Theile dieser Welt zusammen ein Ganzes werden. In der Seelenlehre aber, und in der natürlichen Theologie, entstehen verschiedene Betrachtungen, die ohne gewisse Sätze, die diese Welt, so fern sie ein Ganzes ist, betreffen, nicht gehörig ausge-

ge.

gemacht werden können. Neuern Philosophen schien es daher nöthig, diese Punkte besonders zu erwägen: und so entstand die Kosmologie, als ein Theil der Metaphysik.

In dieser Kosmologie will es der Philosoph nicht mit dieser unserer Welt, wie wir es nennen, allein zu thun haben. Er steigt auf bis zu dem allgemeinen Begriffe von einer Welt, sieht auf diese Welt als auf eine von den unzähligen möglichen, wagt es vielleicht gar zu bestimmen, was in dieser Welt anders hätte seyn können, und was in einer jeden Welt nothwendig seyn muß; und dann erst läßt er sich wieder hersab zur nähern Betrachtung dieser Welt. — Dieß möchte manchem zu viel scheinen; aber wir wollen sehen, wie es der Metaphysiker bewerkstelliget.

§. 66.

Metaphysischer Begriff von der Welt.

Es muß hier zuerst der Begriff von der Welt gehörig bestimmt werden. Denn aus diesem soll fortgeschlossen werden. Und es ist ein bestimmter Begriff, so lange man die vielerley Bedeutungen des Namens nicht von einander unterscheidet.

Der Metaphysiker versteht unter der Welt, wenn er von dieser Welt redet, zu der wir gehören, nicht einen Planeten, nicht etwa diese Erde, die wir bewohnen, nicht unser Sonnensystem, sondern alle Planeten, alle Sonnen, kurz, alle irdische Dinge zusammen; und nicht
nur

nur die eigentlichen Dinge oder Substanzen, sondern auch ihre Veränderungen und Verhältnisse mit dazu gerechnet. Diesen Begriff macht er allgemein, indem er die individuellen Bestimmungen wegläßet (a).

Um diesen Begriff so allgemein und so abgezogen zu bekommen, als nur immer möglich ist: muß man anfangs so wenig Bestimmungen darinn zum Grunde legen, als die Analogie des Begriffes, woraus er abgezogen wird, nur immer zuläßet. Nur nicht so wenig, daß der abgezogene Begriff auch auf Dinge paßt, denen der Name Welt nicht soll gegeben werden.

Nothwendig scheinen alle Grundbestimmungen in dem Begriffe einer Welt folgende Stücke: daß eine Welt ein Ganzes, und zwar ein Zusammengesetztes, ein Aggregat, so daß alle Theile derselben in einer gewissen Verbindung mit einander seyn müssen; daß es ein Ganzes für sich, nicht ein Theil eines andern Ganzen; ein Ganzes von lauter endlichen Dingen. Die Erklärung wäre also, daß eine Welt eine Menge mit einander verbundener endlicher Dinge, so nicht zu einem andern Ganzen gehört; oder kürzer ein System endlicher Dinge, so nicht ein Theil eines andern (b).

- (a) Der allgemeine Begriff von einer Welt entsteht gar leicht, weil wir den Begriff von einer Welt in Individuo ohnedem nicht durch Namen haben können, sondern nur intuitivisch. Daher wir sagen diese Welt. Ohne diesen demonstrativen Zusatz sind unsre Namen von den Theilen der Welt,

Welt, Substanzen, Sonnen, Geister, auch nur Zeichen allgemeiner Begriffe. Der Name Welt drückt also einen allgemeinen Begriff aus, so bald der demonstrative Wortsatz wegleibt, und die Dinge, woraus diese Welt besteht, mit ihren allgemeinen Namen nur benannt werden.

(b) Die Wolffsche Definition Metaphys. S. 544. ist zu weit.

S. 67.

Von dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge in der Welt oder dem nexu cosmico.

Wenn man nicht die gemeinen Begriffe um sehr zweifelhafter Hypothesen willen verlassen will (S. 38. 54.); so leuchtet der mannichfaltige physische Zusammenhang, die Einwirkung der Dinge, in dieser unserer Welt bald ein. Die Himmelskörper tragen und bestimmen einander in ihren Bewegungen. Alles was unsere Sinnen rührt, alles was uns einen Gedanken veranlaßt, alles was durch uns mittelbarer oder unmittelbarer Weise verändert wird, steht dadurch mit uns in Verknüpfung. Insbesondere sind die Menschen auf vielerley Weise mannichfaltig mit einander verknüpft.

Kleine Veranlassungen und Umstände sind, sowohl in der physischen als moralischen Welt öfters die Anfänge und Ursachen der wichtigsten Begebenheiten (a).

Wenn man alle diese Erfahrungen gehörig erwägt; so wird man es nicht leicht wagen, da
wo

wo der Zusammenhang nicht offenbar ist, solchen schlechterdings zu leugnen (b).

Und wenn denn also dieser Zusammenhang der Dinge als allgemein und durch alle endliche Dinge sich erstreckend angenommen werden darf: so ist Grund vorhanden sie alle zusammen zu einer Welt zu rechnen.

Aber noch scheint nicht aus diesem mit Grunde angenommenen Zusammenhange alles dasjenige erweislich, was berühmte Philosophen in Ansehung unserer, oder in Ansehung einer jeden Welt, davon gelehret haben. Als, daß eine jedwede Veränderung eines Theiles auf jedweden andern Theil seine Folgen hätte, jedwede Bewegung in der Welt auf einen jedweden Körper sich erstrecke.

Daß, wofern die geringste Begebenheit in der Welt anders seyn sollte, als sie ist, alles in der Welt anders gewesen seyn, und auch künftig alles anders kommen müßte, als es jetzt kommen wird (c).

Daß alle Veränderungen in der Welt in der Verknüpfung der Dinge nach der Zeit oder dem Raume dermaßen gegründet seyn; daß deswegen von allem der Erfolg hypothetisch nothwendig (*Necessitas consecutionis hypothetica*) und in der Welt nichts möglich wäre, als was darinn wirklich wird. Daß die Welt eine Maschine (d).

(a) G. Essai sur les grands evenemens par les petites causes. Amstord. 1758.

(b) Bonnets Betrach. der Natur Th. I. R. VII. Feders Logik. II a (c)

(c) Die diese Sätze für demonstriert halten, mögen folgende Fragen erwägen: Muß denn jedwede Veränderung einzelner Theile eines Ganzen auf jeden Theil sich erstrecken, um sie zu Theilen eines Ganzen zu machen? Beweiset die Erfahrung einen solchen Einfluß der Theile der Welt auf einander? Ist er wahrscheinlich, da die Abnahme desselben mit der Entsetzung der Dinge von einander vielmehr offenbar ist? Muß denn nicht in jedem Dinge etwas absolutes seyn; was wären bey einer solchen Abhängigkeit denn die Wesen der Dinge?

(d) G. Leibnizens Lehrsätze von den Monaden S. 62. Wolfs Metaph. 567, 570, 572, 575.

§. 68.

Vom Schicksale und Zufälle.

Je nachdem man sich einen Begriff machet von dem Zusammenhange der Dinge in der Welt; je nachdem wird auch der Begriff beschaffen seyn von den Ursachen dessen, was einem jeden Menschen, und überhaupt einem jeden einzelnen Wesen begegnet. Man wird entweder mehr oder weniger davon dem Schicksale (Fatum) zuschreiben, der Kette nothwendig wirkender Ursachen, die außer unserer Gewalt sind.

Man pflegt verschiedene Begriffe vom Schicksale von einander zu unterscheiden, und mit den Namen des Astrologischen, Scroischen, Türckischen und Atheistischen Schicksals zu be-

zei-

zeichnen; aber es ist zweifelhaft, ob diejenigen, denen man diese Begriffe beymisset, so wie man gemeinlich sie erklärt, sich dieselben gedacht haben? Ein Schicksal annehmen in der Bedeutung, daß alles was einem begegnet, vorher bestimmt sey, und erfolge völlig unabhängig von dem eigenen Verhalten, ist eine offenbare Ungereimtheit, die wahrscheinlicher Weise von keinem Vernünftigen je im Ernste und mit Ueberlegung ist behauptet worden. Ganz etwas anders ist es, wenn einer erkennt, daß von dem Verhalten eines jeden, was ihm begegnet, allernächst abhängt, aber dabey glaubt, daß sein Verhalten durch Ursachen, die ausser seiner Gewalt liegen, mittelbarer oder unmittelbarer Weise genau bestimmt werde.

Da das menschliche Herz sich oft vor sich selbst verbirgt, und der Mensch die geheimen Beweggründe und Triebfedern, durch die er gelenkt wird, nicht immer kennt: so kann es geschehen, daß er sich beredet, als wäre er von einer fremden Gewalt bestimmt worden, zu dem, was er nur selbst und von sich selbst that. Einem solchen Wahn ergiebt er sich besonders leicht, wenn er seinen Fehler dadurch entschuldiget zu haben glaubt. Er klagt lieber Verhängniß und Gestirne an, als daß er seine Thorheit bekennet. Es kann auch subtilere Speculation auf diese Meynung führen durch verschiedene Wege. Man sieht aber alsdenn bald, daß die genaueste Erörterung derselben auf Untersuchungen führet, die nicht alle auf einmal

ausgemacht werden können; wie aus den obigen Betrachtungen über die Freyheit (§. 51.) erhellet

Wenn die Meynung vom Schicksal auf den zu weit getriebenen Satz vom zureichenden Grunde sich stützend, alle Veränderungen der Dinge in der Welt wie zusammenkettet; so reißt eine andere Meynung sie von einander: und hebt so gar die Regelmäßigkeit der Folge in den Begebenheiten auf. Dieß thut der Wahn vom Ohngefähr und Zufall. Doch es sind auch dieß sehr vieldeutige Namen. Wenn dadurch nur so viel angezeigt würde, daß aus äußerlichen, aus verborgenen, aus nicht vorhergesehenen, nicht freywillig veranstalteten Ursachen, wider Vermuthen, etwas geschehe: so könnte man nicht mit Grunde wider das Ohngefähr und den Zufall streiten, wenigstens nicht in Rücksicht auf unsere Erkenntniß und Anstalten. Aber man giebt diesen Worten auch Bedeutungen, oder macht Anwendungen davon, bey welchen mit Grunde dagegen gestritten wird.

(*) Man kann hiebey nachlesen des Herrn D. Schuberts Metaph. §. 731. 741.

§. 69.

Von dem Natürlichen, dem Wunderbaren und dem Wunder.

Dasjenige, was sich in der Welt ereignet, erfolgt entweder aus den Kräften der endlichen Dinge in ihrem Zusammenhange, oder nicht.

Was

Was auf die erste Weise, durch die Kräfte und nach den Gesetzen der Natur, geschieht, heißt mit Recht eine natürliche Begebenheit. Was nicht also geschehen wäre, muß also eine übernatürliche Begebenheit heißen.

Aber das Wort natürlich wird, wie sonst (§ 60.) also auch in Rücksicht auf die Welt, oder die ganze Natur, bisweilen in der Bedeutung genommen, daß es so viel heisset, als was nach dem bekannten Laufe der Natur erfolgt, gewöhnlich, und also begreiflich ist. Dann steht dem Natürlichen das Außerordentliche entgegen, was von dem bekannten Laufe der Natur abweicht. Wenn denn nun den natürlichen Begebenheiten die Wunder entgegengesetzt worden: so erhellet, wie man unter einem Wunder entweder eine vom Urheber der Natur selbst unmittelbar bewirkte, oder nur eine ganz ungewöhnliche aus den sichtbar dabey wirkenden Ursachen, nach den allgemeinen Naturgesetzen ganz unbegreifliche Begebenheit verstehen könne. Die Absichten der Wunder, Aufmerksamkeit und Zutrauen zu erregen, könnten allerdings auch durch Begebenheiten von dieser Art erreicht werden. Und nach jener ersten Bedeutung die Wirklichkeit der Wunder zu erweisen, kann uns bey unserer eingeschränkten Erkenntniß von den Kräften der Natur und ihrem Zusammenhange nicht leicht seyn; wenn gleich die Möglichkeit nicht mit hinlänglichen Gründen bestritten werden mag (a).

Um so viel mehr haben einige für recht gehalten, den Begriff vom Wunder nicht so hoch anzulegen, oder wenigstens zweyerley Classen von Wundern (majora & minora) zu unterscheiden (b) oder sie haben geglaubt, daß man, um die von Gott außerordentliches Zutrauen zu erwecken außerordentlich bewirkten Begebenheiten von wunderbaren Künsten der Menschen oder anderer endlichen Wesen zu unterscheiden, nicht auf die wunderbare That allein, sondern auf das ganze Verhalten der Hauptperson und alle Umstände Rücksicht nehmen müsse (c).

(a) G. des Hrn. D. Schuberts Metaphys. §. 751. seqq. *Bilfinger Dilucidat.* philos. cap. sec.

(b) Unter andern auch *Locke* in dem Disc. sur les Miracles G. Oeuvres diverses à Amst. 1710. p. 349. seq. dergleichen *Hutcheson* Synops. Metaphys. p. 150. seq.

(c) G. *Hollmann* Commentat. philos. de miraculis. 1727. u. *Locke* l. c. p. 358. 367.

§. 70.

Von einigen allgemeinen Gesetzen der Natur.

Wenn es Gesetze der Natur giebt, die so allgemein sind, daß sie in der Geister- und in der Körper-Welt beobachtet werden: so können diese an keinem Orte füglich angezeigt und erörtert werden, als in der transcendenten Kosmologie.

Allerdings findet man nun solche Gesetze in den Schriften der Philosophen häufig angeführt, und bald auf Schlüsse aus den Eigenschaften Gottes oder der besten Welt, oder andern solchen Gründen, bald auf Beobachtungen gebaut; aber auf keine Weise alle strenge erwiesen. Die vornehmsten darunter sind; 1) das Gesetz der Stätigkeit (*Lex continuitatis*) daß die Natur nie einen Sprung thue. Sie überhüpft bey ihren Anstalten kein Mittel. Sie hat in dem System der Wesen keine Lücke (*vacuum formarum*) gelassen. Die natürlichen Veränderungen entstehen nicht plötzlich, sondern allmählig und ununterbrochen aus einander (a). (2) Das Gesetz der Sparsamkeit: die Natur thut nichts umsonst. Sie geht immer den kürzesten Weg. Sie verrichtet alles mit der kleinsten Kraft (*Lex minimi*) (b). (3) Das Gesetz der allgemeinen Erhaltung. In der Natur kommt nichts um. Kein Element, keine Grundsubstanz, keine Kraft und wie einige meinten, bliebe auch immer gleich viel Bewegung in der Welt (c).

- (a) G. Leibnitz *Theodicée* §. 348. *Nouv. Essais* p. 266. 440. Locke B. III. ch. VI. §. 12. Bonnet *Betrachtungen der Natur* Th. II. *Robinet de la Nature*, tom. IV. liv. I. *La philosophie de la Nature* (Amst. 1770.) tom. II. pag. 537. seqq. Mendelssohn *Phädon*. Erst. Ausg. S. 141. ff. Kästners *höhere Mechanik*. S. 550. ff.
- (b) G. Maupertuis *Essai de Cosmologie*; d'Argens *Hist. de l'Esprit humain* tom. IV. pag.

349. seq. *Tetens* Comment: de principio minimi. Butz. 1769. 4. Wolf Metaph. §. 1049.
 (c) *Cartes*. Princip. philos. part. II, §. XXXVI,
Bilfinger. de Harmonia praest. Sect. III. §.
 32. seqq. *Maupertuis* l. c.

§. 71.

Von der Möglichkeit mehrerer Welten und dem was in einer jedweden nothwendig seyn müsse.

Wenn entweder andere Dinge noch möglich sind, als diejenigen, die diese Welt ausmachen; oder wenn nur eine andere Ordnung und Verknüpfung unter den Dingen möglich ist: so sind mehrere Welten möglich. Und da die Abhängigkeit der Dinge und ihrer Verhältnisse von äußerlichen Ursachen so offenbar in die Augen fällt: so läßt sich wenigstens in letzterer Rücksicht, und wenn man sich dabey nicht in die Untersuchung über das Verhältniß einer jeden Welt zu den Eigenschaften und Zwecken ihres Urhebers einlassen will, nichts gegen die Möglichkeit unendlich vieler anderer Welten einwenden.

Die Möglichkeit mehrerer Welten vorausgesetzt: so entsteht denn vielleicht die Frage, was in einer jedweden Welt nothwendig seyn müsse? Aber es scheint mir diese Untersuchung weder zu wichtigen Absichten nöthig, noch der Natur unseres Verstandes angemessen zu seyn (*).

(*) Man findet daher bisweilen bey berühmten Metaphysikern einiges für nothwendig bey einer jedweden Welt angegeben, was nicht einmal in Ansehung dieser Welt ausgemacht ist.

S. 72.

Von der Vollkommenheit einer Welt.

Keine Welt kann ohne Mängel und Einschränkung der einzelnen Theile und Kräfte seyn; denn sie bestehet aus endlichen Substanzen. Dies nennt man das metaphysische Uebel. Obne dasselbe kann also keine Welt seyn. Keine kann auf diese Weise vollkommen seyn, daß ein jeder Theil derselben alles hätte, was man sich nur von Vollkommenheit besammeln denken mag. Und wenn hiebey das moralische Uebel oder die Abweichungen vom Gesetze, und das physische Uebel, oder die unangenehmen Empfindungen auch nicht nothwendig seyn sollten: so sind sie doch wohl mit Grunde für natürlich zu achten, ihr Daseyn mehr zu vermuthen, als ihre Abwesenheit. Oder es scheint, daß sich nicht darüber zu verwundern, wenn in einer Welt diese Arten von Uebel angetroffen werden (a).

Die Vollkommenheit einer Welt kann in nichts anderem gesucht werden, als in der genauen Uebereinstimmung alles dessen, was in ihr ist, und geschieht, mit der Absicht, die dadurch erhalten werden soll, und in der Größe dieser Absicht selbst. Soll dieß eine innerliche Absicht seyn: so muß sie sich bey den lebendigen Wesen befinden (S. 50.). Und es muß etwas Gutes seyn, welches zu bewirken alles in der Welt übereinstimmt, wenn diese Ueberein-

stimmung die Welt zu etwas vollkommenem machen soll.

Nichts anders also, als das Wohl der lebendigen Wesen, kann es seyn, deswegen der Welt Vollkommenheit kann zugeschrieben werden, wenn sie ihr in Rücksicht auf eine innerliche Ansicht zugeschrieben werden soll (§. 50.). Und dann bestünde die Vollkommenheit der Welt theils in der Größe des Wohls oder des physischen Guten, so darinn genossen, des Vergnügens, so darinn empfunden; theils in der Vollkommenheit der Einrichtung, wodurch jenes bewirkt wird. Letzteres erfordert ohne Zweifel, daß in der vollkommensten Welt nichts ganz überflüssig ist, nichts ganz umsonst geschieht. Müssen nicht vermöge des erstern in der vollkommensten Welt alle nur beysammen mögliche Substanzen vorhanden seyn(b)? Stimmt es nicht mehr als das Gegentheil, mit dem Begriffe von derselben überein, wenn alle Arten und Stufen von Glückseligkeit darinn genossen werden? Und müssen also nicht auch insbesondere Geister da seyn, die aus der vollkommenen Erkenntniß des Zusammenhangs und der Vollkommenheit des Ganzen, die höhern Arten und Stufen des geistlichen Vergnügens genießen? Daß das Daseyn des physischen Uebels noch nicht beweise, daß eine Welt nicht auf das vollkommenste eingerichtet, nicht die beste sey, ist leicht einzusehen. Auch das Daseyn des moralischen Uebels, oder die Abweichung von den moralischen Gesetzen, beweiset es schlechthin noch nicht. Ueber-

berhaupt kann derjenige die Vollkommenheit einer Welt nicht beurtheilen, der nur den geringsten Theil von ihr kennt.

Wenn ich das vollkommenste Wesen zum Urheber einer Welt annehme; so kann ich mich nicht bereden, daß sie sollte vollkommener und besser seyn können, als sie wirklich ist. Ich kann nicht glauben, daß eine bessere an ihrer Statt möglich (c).

- (a) G. Sulzers vermischte Philos. Schriften S. 323. ff. Ein sehr metaphysisches, wenn man will, tiefsinniges Ansehen hat der Beweis, worauf Robinet seinen Lieblingsatz baut, daß in der Natur, er konnte nach seinen Gründen auch sagen, überhaupt in einer Welt, gleichviel Gutes und Böses seyn müsse. Aber in Wahrheit ich kann diesen Beweis für nichts anders halten, als für ein leichtes Geplauder, bey welchem zwar etwas Wahres zum Grunde liegt, so aber bis zur Ungereimtheit übertrieben wird. Das Endliche, dieß ist sein Grund, ist immer unvollkommen. *Allo il n'existe pas dans le fini un seul degré de bonté pure, donc chaque degré du bien y est allié à un degré de mal, u. s. w. S. de la Nature tom. I. prem. partie chap. XXIII.* Das letztere folgt aus dem ersteren gar nicht. Nur bey der Gränze, oder bey dem äußersten Grade, wo die Realität, oder das Gute aufhört, geht das dem Endlichen nothwendige Uebel der Einschränkung an. Also nimmt vielmehr bey jedem neuen Grade von

von Vollkommenheit das metaphysische Uebel ab. Mehr Schein bekommt die Meynung durch den Beweis aus der Induction; aber die Ungulichtigkeit desselben erhellet doch endlich da auch.

(b) G. Reimarus Nat. Relig. Vte Abhandl. S. 2. ff.

(c) Man sehe, was Hr. D. Crusius dagegen erinnert S. 357. ff. Vergl. Wendelsohns Philos. Schriften Th. I. dritt. Gespräch. Kann man aber nicht seinen Beweisgrund, daß eine Welt nothwendig endlich seyn müsse, (S. 386.) umkehren, und gegen ihn selbst gebrauchen, also schließen: Weil eine jede Welt nothwendig endlich ist; so ist keine mögliche Welt unendlich. Folglich ist auch die beste der möglichen Welten endlich. Es ist also nicht widersprechend, eine Welt, die endlich ist, für die beste zu halten; so wenig es widersprechend ist, unter allen möglichen Menschen einen für den besten zu halten; obgleich ein Mensch etwas endliches ist. Wider den Grundsatz, daß alles Endliche eines Zuwachses fähig ist, der beym ganzen Beweise zum Grunde liegt, läßt sich wenigstens, wie mich dünket, mit Recht einwenden, daß derselbe nur also angenommen werden darf: wider den allgemeinen Begriff der Endlichkeit ist es nicht, sich einen Zuwachs bey einem endlichen Dinge zu gedenken; aber es könnte dem ohngeachtet wider den individuellen Begriff irgend eines endlichen Dinges seyn. G. S. 33.

Geschichte der Metaphysik.

§. I.

Ursprung der metaphysischen Begriffe.

So wie die Erkenntniß einzelner Menschen noch immer von dem Sinnlichen anfängt; so waren ohne Zweifel auch die Betrachtungen der ersten Menschen auf das Sinnliche gerichtet, waren physisch. Aber aus der Ähnlichkeit der einzelnen Dinge, die zu wichtig für unsere Erkenntniß ist, als daß sie lange unbemerkt bleiben könnte, mußten nach und nach allgemeine Begriffe entstehen, und aus den allgemeinen immer allgemeinere. Die Bemerkung, daß gewisse Erfolge nur immer unter gewissen Umständen, nur bey der Gegenwart gewisser Dinge sich ereigneten, gab die erste Bestimmung zu dem Begriffe einer Ursache, und das Gefühl von eigener oder fremder Kraft vollendete ihn. Die Verknüpfung der Begebenheiten mit den wirkenden Ursachen offenbaret sich so allgemein, daß der Grundsatz, Nichts ohne Ursache, den Menschen frühe bekannt werden mußte. Aber da man einmal so weit gekommen war, daß man die Ursachen von allem, was sich ereignete, wissen wollte, diese Ursachen aber bey den sichtbaren Dingen nicht allemal anzutreffen waren; so konnte jetzt der Begriff von unsichtbaren Kräf-

Kräfte entstehen, ein Begriff, der vielleicht vom Selbstgefühl aufgeklärt, vielleicht auch die Anleitung zur Reflexion über das Selbstgefühl war.

Unterdessen waren, da man so weit gekommen, die ersten und wichtigsten Schritte zur metaphysischen Speculation gethan.

§. 2.

Metaphysische Streitfragen, ehe noch das System vorhanden war.

Die Dinge unterscheiden sich von einander durch gewisse Eigenschaften, die ihnen zum Theil beständig zukommen, und vermöge dieser Eigenschaften sind die Dinge geschikt einiges zu thun oder zu leiden, einiges Nicht. Darinn besteht die Natur und das Wesen der Dinge; und es ist also klar, wie diese Begriffe haben entstehen können, und wahrscheinlicher Weise entstanden sind. Als nothwendige Grundbegriffe der Philosophie beweiset sie nicht nur die Sache selbst: sondern die Geschichte macht uns auch die Speculation über die Wesen der Dinge als einer der ersten Bemühungen der Philosophen bekannt. Die mannichfaltige Verknüpfung der Dinge in der Welt ist die natürliche Anleitung zu dem Gedanken, in welchem die Welt als ein Ganzes vorgestellt wird; und auch dieß ist einer von den ersten Punkten, über den die Philosophen speculirten. Kam der Grundsatz, Nichts ohne Ursache, hinzu; so war die Untersuchung von dem

Urs.

Ursprünge aller Dinge veranlassen; bey welcher eben die grossen Trennungen erfolgten die in der Geschichte der Theologie zu erzählen sind.

Was den Ursprung der einzelnen Dinge anbelangt; so lernten die Philosophen Materie und Form, oder Subject als das Verhältniß der Kraft und der Modificationen, und die Eigenschaften und Modificationen bald von einander unterscheiden. Und damit waren sie auf dem Wege zu den tiefstinnigsten Speculationen. Woher kommt nun die Form der Dinge, eines jeden Dinges Art und Wesen das sich bey den beständigen Veränderungen, welchen die Materie unterworfen ist, erhält? Hier redet Pythagoras von Zahlen, Plato von Ideen; weil sie keine schicklichere Namen fanden, die unsichtbaren Dinge zu benennen, in welchen der Grund von den regelmäßigen Formen und Wirkungen läge.

Die Philosophen von der Ionischen Secte; die, weil sie auf die Körperwelt ihre Philosophie meist einschränkten, Physiker genennet wurden, erklärten den Ursprung der Dinge aus gewissen einfachen Principien oder Elementen und deren Beschaffenheiten. Aber in Annehmung willführlicher Begriffe und weit getriebener Speculation beweisen sie sich zum Theil metaphysisch genug (*).

Erzmetaphysiker waren die ersten Philosophen der Eleatischen Schule, Xenophanes und Zeno; wenn nemlich ein Metaphysiker dergestalt heisset, der durch den sinnlichen Schein auf
die

die wahre Beschaffenheit der Natur sich durchphilosophiren will. Denn diese Männer glaubten, daß die Ursubstanzen, die Grundwesen, ganz etwas anders als Körper wären. In diesen unbekannten Dingen und Eigenschaften suchten sie den ersten Grund von allem, was da ist; und leugneten trotzig alles, was die Sinne und vorhalten, wenn es ihren metaphysischen Begriffen zuwider zu seyn schien. Die übrigen Secten der griechischen Philosophen ließen sich auf metaphysische nicht viel ein.

(*) C. Plato im Phädon X. 45. ff.

S. 3.

Metaphysik des Aristoteles.

Materialien zu einer Wissenschaft, in welcher der Geist des Philosophen durch den sinnlichen Schein auf die Grundbeschaffenheiten und Grundkräfte der Natur, auf die *οὐτως οὐτα* eindringen sollte, in welcher untersucht werden sollte, was bey der beständigen Circulation der Materie, die Dinge bey ihrem Wesen erhielte, in welcher also der Grund aller Wissenschaft entdeckt und befestiget, in welcher die Grundbegriffe des menschlichen Denkens erörtert werden sollten — Zu dieser Wissenschaft war bereits reicher Stof vorhanden; als Vater Aristoteles kam, und das System schuf. Den Namen Metaphysik hat diese Wissenschaft nicht von ihm, sondern erst nach ihm erhalten. Aber der Physik setzt er sie ausdrücklich entgegen, als die Wissenschaft, die
über

über das speculirte, was noch über die physischen Betrachtungen wäre (*). Er nennt sie bisweilen Grundphilosophie, bisweilen Wissenschaft oder Philosophie schlechthin, und deutlich genug zeigt er an, daß seine Hauptabsicht darinn sey, die Natur des Dinges und die οὐτως οὐτα auszuspähen (**).

(*) G. Metaph. Lib. IV. cap. III.

(**) G. Söllmann in Prolegom. Metaphys. §. IV - XXIX.

§. 4.

Metaphysik der Scholastiker:

Die Scholastiker hatten nicht Kenntniß genug von der alten Philosophie, um den Sinn und die Absicht der Untersuchungen, die Aristoteles in den metaphysischen Büchern anstellt, einzusehen. Sie bemerkten nur die wichtigsten Gegenstände, auf welche er seine Speculation gelegentlich hin-
führt, Gott, die Geister, und die Grundlehren von allen Dingen überhaupt. Daher glaubten sie, daß die Metaphysik eine Wissenschaft seyn müsse, die von Gott, den Geistern, und allen Dingen überhaupt handle; Ontologie, Pneumatologie und Theologie, wurden von der Zeit an als wesentliche Theile derselben angesehen.

Wie groß das Wohlgefallen der Scholastiker an dieser ihrer Metaphysik gewesen, ist nicht zu beschreiben. Sie that ihnen auch allerdings wichtige Dienste. Denn sie war das Magazin von Kunstwörtern und Distinctionen, die sie zu Aus-
seders Logik. B b füb-

führung ihrer Subtilitäten bey den theologisch-philosophischen Zänkereyen brauchten. So lange die Weisheit in Worten bestand, war sie die Königin der Wissenschaften. Aber so bald der gute Geschmack über die Barbarey siegte, steng man auch an, diese vermeynte Königin vom Throne zu stürzen, und sie als ein Ungeheuer, zu verabscheuen, oder zu verlachen.

§. 5.

Unbestimmtes Schicksal der Metaphysik bey der Reformation der scholastischen Philosophie.

Da man dasjenige, was man bey der scholastischen Philosophie verabscheute, hauptsächlich bey der Metaphysik fand; so war der Haß der Antischolastiker auch hauptsächlich gegen sie gerichtet. Ja auch diejenigen, die die peripatetische Philosophie liebten, und ihr nur eine bessere Gestalt zu geben suchten, scheinen zum Theil an der Verbesserung der Metaphysik verzweifelt zu haben. Von den Vätern der neuern Philosophie wurde die Nothwendigkeit einer Grundwissenschaft zu gut bemerkt, als daß sie die Metaphysik ganz hätten übergehen können. Aber einige von ihnen behandelten nur einzelne Stücke, ohne etwas vollständiges zu liefern; andere sahen auf eine Metaphysik, die nicht besser als die scholastische gewesen seyn würde, wenn sie damit zu Stande gekommen wären. Dabey erhielt sich die scholastische Metaphysik noch immer bey vielen in Ansehen. Und ein anderer

Theil

Theil hatte daher noch immer guten Grund, gegen die Metaphysiker los zu ziehen.

(*) R. Sollmann in proleg. sonderlich S. XXL

§. 6.

Leibniz'sche-Wolfsche Metaphysik.

Der Wiederhersteller, wenn ich nicht sagen soll der Schöpfer, einer bessern und nach dem Sinn der Alten eingerichteten Metaphysik war Leibniz. Nicht nur aus den, durch ihn an das wissenschaftliche Licht gebrachten, Hauptgrundsätzen wird ihn die Nachwelt dafür erkennen; sondern hauptsächlich auch aus der Speculation, in welcher er die Natur, entkleidet von dem sinnlichen Schein, aufzustellen versucht hat; eine Speculation, welche, man mag auch von ihr übrigens urtheilen, wie man will, doch gewiß so merkwürdig ist, als je eine von denjenigen war, durch welche die Philosophen der alten Welt sich verewigt haben.

Aus Leibnizens Ideen schuf Wolf das vollständige System. Man müßte freylich vom Vorurtheil sehr verblendet seyn, wenn man nicht den Hauptfehler dieses Systems bald gewahr werden sollte, daß zu viel auf willkürliche oder schwankende Begriffe gebaut, und daher manches, so anfangs bewiesen scheint, im Grunde nicht bewiesen ist. Aber ob nicht noch dadurch ein merkwürdiger Schritt in dem Fortgange der philosophischen Erkenntniß befördert worden; ob nicht mehr dazu gehörte, ein solches System aufzustellen, als es zu beleuchten und die Fehler dar-

an gewahr zu werden; läßt sich vielleicht nun schon entscheiden.

(*) Meinen Lesern überlasse ich hier Betrachtungen anzustellen über die Krönung der heftigsten Gelehrte wider die Monadenlehre und das ganze Leibnizische, Wolfische System (S. Met. S. 36.) — Das mußte er noch erleben, der Mann, den man vorzugeweißt den Philosophen, und sogar den deutschen *Mercurius Trismegistus* nannte! (S. Brucker in Supplement. ad Histor. crit. Philosophiae S. 895. Merkwürdiger Beweis von der Einfälligkeit des Ruhms eines Metaphysikers! Oder soll ich lieber sagen, von der deutschen Freyheit im Denken?

§. 7.

Die Bestimmung der Metaphysik ist noch immer ungewiß geblieben.

In dem Wolfischen System hat die Metaphysik gewissermassen einen Zuwachs an der Kosmologie bekommen, den auch das entgegengesetzte System angenommen hat. Beyde Systeme sind copirt worden. Unzähligemale das erstere. Aber bey allem dem ist das System der Metaphysik noch nicht auf einerley Absicht gegründet, und in gewisse Gränzen gebracht. Unter uns Deutschen, die wir so sehr für das System sind, zieht noch immer einer dahin, der andere dorthin, und der eine Theil reißet ein, wo der andere bauet. Und die meisten Ausländer mögen, wie es scheint, mit einer eigenen Wissenschaft von Metaphysik gar nichts zu thun haben.

Ma

Natürliche Theologie.

Rom. I, 20.

*Τὰ ἀργατα αὐτοῖς τοῖς ποιήμασι νοούμενα παρορα-
ται.*

Natur.



Natürliche Theologie.

§. I.

Vor Erinnerung.

Die Lehre von Gott enthält die erhabensten Gedanken, zu denen die menschliche Seele sich aufschwingen kann; und diejenigen Grundsätze, auf welche die Sittenlehre der Vernunft erbaut wird, von welchen die allgemeine Wohlfahrt abhängt. Hier ist Leichtsinns Nachlässigkeit, und Kühnheit Frevel. Keine skeptische Sophisterei, keine dogmatische Spitzfindigkeit, sollte diese heiligen Betrachtungen entstellen.

Um diesen wichtigen Theil der Philosophie seiner Würde und Absicht gemäß abzuhandeln, will ich versuchen aus unstrittigen und dem gemeinsten Verstande faßlichen Begriffen und Grundsätzen zu philosophiren, und alles zu vermeiden, was den Feinden der Religion zum Vorwurf Gelegenheit geben könnte. Ich will

das Zweifelhafte, auf zweydeutige Worte und
stittige Grundsätze hinauslaufende, der Meta-
physik überlassen. Ich will dabey das System
meiner Kirche vergessen, und mich in Gedanken
in jene Zeiten versetzen, wo die menschliche Ver-
nunft noch sich selbst überlassen, noch nicht durch
das hellere Licht der Offenbarung erleuchtet,
den großen Gedanken sich dachte.



Erstes Hauptstück.

V o n

Gottes Existenz und Eigenschaften.

Erster Abschnitt.

Von der Existenz Gottes.

§. 2.

Allgemeiner Grundbegriff von Gott.

Wenn wir von denjenigen Bedeutungen abgehen, die der Name Gott, oder diesem entsprechende Namen aus andern Sprachen, nur beym Mißbrauche und bey der uneigentlichen Anwendung haben: so scheint der Begriff von Gott, der mit größtem Rechte für den allgemeinen Begriff gehalten werden kann, und für einen Grundbegriff, in welchem noch keine strittige Bestimmungen angegeben werden, diefer zu seyn: daß Gott dasjenige Wesen, welches den Grund von dem Daseyn in dieser Welt in sich enthält, oder die erste Ursache, von welcher die Welt wenigstens in ihrer Form und Erhaltung herrührt; das höchste Wesen, mit welchem wir in Verbindung stehen.

Aber gleichwie aus den Gründen, die die Existenz Gottes beweisen, sogleich erhellet, daß

B b 5

die

diese erste Ursache eine von der Welt unterschiedene und eine verständige Substanz seyn müsse; also ist auch keine Religion zu gründen, wosern man nicht dieses in dem Begriffe von Gott annehmen wollte, keine Religion davon zu erwarten. Daher hat man jederzeit, und mit Grunde, diejenigen unter die Gottesläugner gezählt, die zwar dem Namen nach einen Gott erkannt, aber nicht unter diesem Namen die erste Ursache der Welt, als ein von ihr unterschiedenes und verständiges Wesen, verstanden haben.

Dies sind also nothwendige Grundbestimmungen in dem Begriffe von Gott; und in dieser Bedeutung des Namens wollen wir nun die Existenz Gottes beweisen.

S. 3.

Ob der Satz, daß ein verständiges Wesen der Urheber der Welt, eine Grundwahrheit? Grund, warum wir vernünftiger Weise ihn annehmen müssen.

Vielen scheint die Lehre, daß ein Gott ist, oder daß ein verständiges Wesen der Urheber und Regent der Welt, eine aus sich selbst so offenkundige Wahrheit zu seyn, daß sie selbige unter diejenigen Grundwahrheiten rechnen, die der menschliche Verstand, ohne Raisonement und Beweise, sogleich mit Ueberzeugung annimmt, so bald er sie nur denkt; wosern Vorurtheil und Leidenschaft es nicht verhindern, welche gegen alles, was man nur von Wahrheit aufbrin-

bringen mag, das Gemüth einnehmen und Zweifel erregen können (*).

Es kann aber seyn, daß ihnen nur deswegen diese Wahrheit aus sich selbst klar und einleuchtend zu seyn scheint, weil sie eine sehr unmittelbare Folge aus einem der gewöhnlichen Hauptgrundsätze des menschlichen Denkens ist; und weil ihnen vielleicht mancher Beweis diese Wahrheit mehr zu verdunkeln als aufzuklären geschehen hat.

Der Grundsatz, der jeden Vernünftigen gar leicht zur Erkenntniß Gottes bringen kann, ist nemlich dieser; daß ein System der Dinge, daß so unermesslich viele Ordnung, Regelmäßigkeit und Vollkommenheit enthält, das den Werken unverständiger Kräfte so unähnlich, hingegen den Werken verständiger Wesen so ähnlich ist, ein verständiges Wesen zum Urheber, Verstand und Weisheit zum Grunde haben müsse (§. 24.).

Dieser Gedanke ist so natürlich; der entgegengesetzte ist so grundlos, allen Regeln des vernünftigen Denkens so zuwider, daß nur Thoren in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein Gott; und Zweifel wider die Existenz Gottes nur aus Hirngespinnsten, aus Unachtsamkeit, aus irrigen Voraussetzungen, oder aus Begierde zu zweifeln und zu widersprechen, entstehen können (**).

Doch wir wollen diese Zweifel und die scheinbarsten Einwendungen wider diesen Grundsatz untersuchen.

(*) *G. Appeal to Common Sense in Behalf of Religion.* Edinb. 1768.

(**) Das Vorgeben, als ob, wer weiß wie viele Nationen von Atheisten wären, und überhaupt die Atheistenmacheren, haben oft sehr unzulängliche Gründe. Ein eigenes weitläuftiges Buch dagegen ist *Al. Brennae S. I. opus metaphys. crit. et hist. de generis humani consensu in agnoscenda divinitate.* Florent. 1773. 2. vol. 4.

S. 4.

Erster Einwurf: Unsere Erkenntniß geht nicht weiter, als unsere Erfahrung, nicht bis auf die letzten Ursachen.

Wenn alle unsere Erkenntniß auf Erfahrungen beruht; und auch nur die Uebereinstimmung aller unserer Erfahrungen der Grund der Lehrsätze von der Caussalität ist, der Grund, daß wir von allem eine Ursache, von regelmäßigen Dingen eine verständige Ursache wissen wollen: (S. 23.) so kann es vielleicht einem scheinen, als ob wir über die Gränzen unserer Erkenntniß giengen, und die Grundsätze zu weit ausdehnten, wenn wir sie auf den letzten Grund der Dinge, auf die innersten Wesen, auf Welt und ihren Ursprung anwenden (a).

Einige möchten hier antworten, daß unsere Erkenntniß nur bey den Empfindungen und bey der Erfahrung entspringt, aber in sich einen andern Grund hat, und daher natürlicher Weise weiter sich erstreckt, als die Erfahrung (b).

Aber

Aber wenn auch unsere Begriffe und Urtheile keinen andern Grund haben, als die Erfahrung; wäre es denn vernünftiger, das, was diesen auf Erfahrung, das heißt, auf das, was wirklich und gewiß möglich ist, gegründeten Begriffen zuwider ist, lieber anzunehmen, als was ihnen gemäß ist? Wenn keine Erfahrung, und überhaupt kein vernünftiger Gedanke, die Vermuthung veranlassen kann, daß etwas wie die Welt, etwas wie der Mensch, anders als durch die Kraft eines verständigen Wesens vorhanden seyn könne: so muß ich ja eben deswegen, wenn ich sichern Gründen bey'm Denken folgen, nicht ohne Grund etwas annehmen will, bey der Welt eine Gottheit annehmen (S. 24.).

Aber wir wenden ja gar nicht einmal unsere Grundsätze ausser den Gränzen der Erfahrung an, wenn wir nach Grund und Ursache bey denjenigen Dingen fragen, deren Abhängigkeit von Kräften ausser ihnen durch die Erfahrung selbst offenbar ist. Sind nicht alle Dinge dieser Welt, Thiere und Pflanzen, in ihrem Ursprung und in ihrer Erhaltung, sind nicht die grossen Weltkörper also abhängig? Wenn ich bey allen diesen Dingen den Grund ihrer Beschaffenheiten, ihrer Vollkommenheit und regelmässigen Verknüpfungen ausser ihnen finde; muß ich nicht nach der Grundursache aller dieser Dinge, und Verknüpfungen fragen?

(a) *E. Hume Enquiry concerning human Understanding* Sect. IV. XI.

(b)

(b) Somes Versuche, Th. II. Abhandl. über die Kraft.

§. 5.

Zweite Ausflucht: Die Folge der Dinge in der Welt hat keinen Anfang.

Aber hier findet sich vielleicht eine neue Ausflucht. Eines möchte man sagen, kommt vom andern; aber ohne erste Ursache. — Also eine Zeugung aus der andern, eine Bewegung aus der andern, ein Mensch vom andern, eine Pflanze aus der andern; und keine erste Ursache, kein selbstständiger letzter Grund zu allen diesen Folgen? Und dieß anzunehmen sollte Vernunft seyn? Wenn ich frage, wodurch eine Kette, deren Anfang oder Ende nicht zu sehen ist, gehalten werde: so soll die Antwort, daß ihrer Glieder unendlich viele sind, vernünftig seyn?

Eine Reihe von Folgen ohne Anfang zur Ursache angeben, ist eben so viel als keine Ursache angeben; ist eine Rede voller Widersprüche (S. 21).

(*) Einige unternehmen, den Ursprung der Menschen und Thiere aus der Geschichte zu erweisen. Allein dieß führet in weitläufige Untersuchungen, bey welchen die möglichen Einwürfe, wenn sie auch nicht genug gegründet sind, doch immer so viel Schein bekommen, daß die Evidenz des Beweises für wenige nur behauptet werden dürfte. G. Reimarus in den Betrachtungen über die natürliche Religion. G. 40. f. f.

§. 6.

Ob die schöpferische Kraft in der Welt selbst seyn könne? Gränze der natürlichen Erkenntniß von Gott.

Aber es sey, daß ein Grund, ein letzter Grund, von allem dem, was wir in der Welt erblicken, da seyn muß; eine Kraft, von welcher Himmel und Erde eingerichtet ist, Menschen und Thiere, Körper und Seelen, ihr Daseyn haben: kann dieser Grund, kann diese Kraft nicht in der Welt selbst seyn? eine solche Vorstellung scheint, auf verschiedene Weise bestimmt, den Grund mancher der Religion entgegengesetzter Systeme auszumachen. Wir wollen sie entwickeln: so wird erhellen, ob Wahrheit darinnen ist, oder nicht.

Was soll dieß heißen: der Grund von der Welt in ihr selbst, der Grund von dem Daseyn der Menschen und der Thiere, der Erde und des Himmels in der Welt? Wir wollen die Frage theilen. Was soll dieß heißen, die Menschen kommen her von einer Kraft, die in der Welt selbst liegt? Es kann so viel heißen: In den Elementen und ihren Kräften, in der Kraft der Wärme, und der Erde, und des Wassers, und was etwa für andere Elementen in der Natur sind, liegt Grundes genug, daß einmal die Menschen und die übrigen Thiere haben entstehen können.

Aber warum sollte ich dieses glauben? Ganz ein anders lehret ja die Erfahrung!

Doch es giebt ja auch Erfahrungen, die da beweisen: daß aus lebloser ungebildeter Materie durch Fäulniß, durch die bloße Wirkung der leblosen Kräfte, Thiere erzeugt werden können? Ein solcher Ursprung eigentlicher Thiere ist noch nicht mit hinlänglichen Gründen bewiesen worden. Und wenn es auch Erfahrungen gäbe, die da beweisen, daß gewisse Thiere, oder Halbtbiere, aus den Wirkungen lebloser Kräfte entstünden; dürfte ich darum einen solchen Ursprung von den übrigen Thieren, und von den Menschen, mir gedenken (*)?

Und wenn ich auch annehmen wollte, daß Thiere und Menschen durch die Kräfte der leblosen Dinge des Himmels und der Erde, haben entstehen können: müßte ich nun nicht fragen, wer hat die Natur also eingerichtet, Himmel und Erde also geformt, und sie in eine solche Verbindung mit einander gebracht, daß, durch die Kräfte ihrer Elemente in einer solchen Verknüpfung, nun solche wunderbare Wirkungen hervorgebracht werden können, daß Menschen durch sie ihr Daseyn erhalten konnten?

Raum scheint es glaublich, daß es Philosophen gegeben habe, die den Ursprung des ganzen Weltgebäudes dem Zufalle zuschreiben konnten, das heißt: einem nicht durch ein verständiges Wesen veranstalteten Falle, einem Falle, von dessen Erfolge sich kein eigentlicher Grund angeben läßt (Metaph. S. 68.), einem ohngefahren Zusammenstosse ewiger Atomen. Bey der Welt, bey Himmel und Erde, an den Zufall

lie-

Heber zu gedenken als an ein verständiges Wesen! Welcher Grundsatz des vernünftigen Denkens, oder welche Erfahrung, rechtfertiget denn einen solchen Einfall? Sollte es nicht erlaubt seyn, ihn Unsinn zu nennen, ohne einer weitem Antwort ihn zu würdigen? Sollte es mehr brauchen, seine Ungereimtheit völlig begreiflich zu machen, als daß man ihn nur ein wenig entwirrt, nur ein wenig überleget, was Welt heiße, und was Zufall, oder ein Zusammenstoß un belebter Atomen heißen könne?

Aber was Zufall genannt wird, kann vielleicht besser Nothwendigkeit genannt werden. Nothwendig sind vielleicht Himmel und Erde entstanden, oder von Ewigkeit vorhanden? Was für eine Nothwendigkeit soll ich denn hier annehmen? Eine absolute Nothwendigkeit in den Wesen der einzelnen Dinge, in der regelmäßigen Verbindung mit einander zu seyn, und regelmäßig mit einander zu wirken? Wie kann ich eine solche absolute innerliche Nothwendigkeit mit Grunde annehmen, da ich weder in mir dergleichen empfinde, noch an irgend einem Dinge sie gewahr nehme? Ich sehe ja, daß die Elemente der Materie zu jedweder Verbindung geschickt sind. Ich sehe, daß ganz andere Verbindungen, nicht solche regelmäßige Verbindungen, zum Vorschein kommen, wenn sie nicht durch eine verständige oder wenigstens regelmäßig eingerichtete, Kraft getrieben werden. Und kann ich denn überhaupt eine blinde, d. h. in keinem verständigen Wesen gegründete, Noth-

Jeders Logik.

Es

wens

wendigkeit, bey einer Welt der Geister der Ordnung und des Lebens annehmen? Die Nothwendigkeit, die bey dem Ursprunge und den Veränderungen der Dinge zu ersehen ist, ist also bloß eine äußerliche, das heißt, eine Folge der Abhängigkeit, eine solche, die nach einem Grunde und nach einer letzten Ursache zu fragen, uns bestimmt (S. 5.); nach einem für sich nothwendigen und unabhängigen verständigen Wesen, durch dessen schöpferische Kraft diese Welt der abhängigen Dinge ihr Daseyn erhalten hat.

Es täuschen sich also auch diejenigen mit leeren Worten, die die Natur statt der Gottheit annehmen, nicht den einzelnen Kräften, sondern dem ganzen System, den Grund und Ursprung von allem, was da ist, und geschieht, zuschreiben. Denn das Ganze ist ja nichts anders, als die einzelnen Dinge und Begebenheiten zusammen genommen. Und von ihnen insgesammt, und ihrer Verbindung müssen wir den Grund in einem verständigen Wesen annehmen, wenn wir vernünftig denken wollen.

Aber wo ist dieses Wesen; wie hänget es mit den übrigen Dingen, mit der Welt, zusammen? Wie eine Seele mit ihrem Körper oder wie? — Dieß sind Fragen, die die Vernunft völlig zu beantworten, schwerlich, im Stande ist, und bey denen sie sich leicht in die Grundirrthümer zurück verlieren kann. Der Mensch, der alles gern im Bilde vor sich sehen möchte, strebt auch nach einer solchen anschauenden Erkenntniß vom Schöpfer. Er sollte bedenken, daß er
 sie

ste von seinem eigenen Geiste nicht hat; und gar nicht unternehmen, solche Fragen aufzulösen. Wir wollen unterdessen sehen, was sich bey der genauern Entwicklung des Begriffes von einem Wesen, von welchem die Welt ihr Daseyn hat, offenbaren wird (**).

(*) G. Reimarus S. 88. ff. und die *Nouv. Recherches sur les êtres microscopiques* 1769.

(**) Die sonst gewöhnlichen Beweise für die Existenz Gottes und die angeblichen Einwürfe wider dieselbe kann man finden in *Hollmann. Pneumatolog. §. CXXV — CXXXIV. Schubert. Metaphys. pag. 505–524*; und ausführlicher in *Joach. Langii Causa Dei. Hal. 1723. 8. Samuel Clarkes* berühmter Tractat ist nicht übers all so demonstrativ, als er aussieht.

Zweiter Abschnitt.

Weitere Entwicklung des Begriffes von Gott, in Rücksicht auf die Gründe seiner Realität.

§. 7.

Gott ist independent und ewig. Wir müssen uns von Gott den erhabensten Begriff, der uns möglich ist, machen.

Diejenigen vernünftigen Betrachtungen, die den Menschen zur Erkenntniß Gottes bringen, lehren ihn als ein verständiges Wesen verehren. Und da die Welt, sein Werk, über

unsere Begriffe, herrlich und erhaben ist: so müssen wir ja eingestehen, daß der Herr der Welt vollkommener ist, als wir begreifen können. Aber ob wir denn also gleich nicht so vollkommen, als er ist, uns ihn werden vorstellen können: so dürfen wir ihn doch nicht unvollkommener uns vorstellen, als wir können; nicht so, daß wir ein anderes Wesen, welches vollkommener wäre, uns vorstellen können. Wir müssen demnach Gott als den vollkommensten Geist uns denken (Metaphys. §. 62.)

Es kann zwar der Gedanke entstehen, ob nicht vielleicht der Schöpfer der sichtbaren Welt ein eingeschränktes und von einem höhern abhängiges Wesen sey? Allein, wenn auch dieser Gedanke Grund hätte: so wäre ja alsdenn nicht dieser Schöpfer, sondern das höhere Wesen, von welchem er abhängig ist, nach dem Grundbegriffe Gott (§. 2.)

Wie aus dem Begriffe eines unabhängigen, für sich nothwendigen Wesens, der Begriff der höchsten, unendlichen Vollkommenheit entsteht (Met. §. 61.); wollen wir hier nicht wieder untersuchen. Unnatürlich ist es gewiß, bey einer solchen Menge endlicher Wesen, bey einer solchen Leiter aufsteigender Vollkommenheit, bey dem Eingeschränkten stehen zu bleiben. Das Endliche sollte seyn: und das Unendliche sollte nicht seyn? Das Unendliche, in dessen Wesen wir allein die Nothwendigkeit des Seyns erblicken? Das erste, unabhängige Wesen sollte eingeschränkt seyn?

Ich will unterdessen doch nicht bloß aus dem Begriffe des vollkommensten Geistes fortschließen, um den Begriff von Gott weiter zu bestimmen, sondern die Eigenschaften Gottes einzeln aus der Betrachtung der Welt zu erkennen suchen.

§. 8.

Gott ist mächtig, gütig und weise.

Was für einen Schöpfer verkündiget denn die Welt? Vor ihm zittern die Könige. Die Erde ist ein Punkt in seinem Reiche. Er hat die Himmel ausgebreitet. Er hat die Kräfte geschaffen, und der Natur Gesetze gegeben. Alles, was großes vorhanden ist, kommt von ihm her. Groß und mächtig ist er, weit mehr als wir begreifen können.

Aber ist er groß Schaden anzurichten? Groß, wehe zu thun? Freut sich nicht jede Kreatur ihres Daseyns? Freuen sich nicht Millionen ihres Daseyns?

Wie viel Gutes ist nicht für dich vorhanden, o Mensch. Wie viele Quellen des Vergnügens hast du nicht in dir, und außer dir?

Wenn nun alles in der Welt übereinstimmt, Gutes zu bewirken; können wir vernünftiger Weise etwas anders annehmen, als daß der Schöpfer das Gute gewollt? Wenn bey einer regelmäßigen Verknüpfung eines das andere befördert, um Gutes zu bewirken; sollen wir da nicht Mittel und Absichten erkennen; und, wenn bey der mannichfaltigen Verbindung nicht

gesagt werden kann, daß etwas besser hätte gemacht werden können, die geschickte Verknüpfung Weisheit nennen (*)

(-) Ueber die Absichten der natürlichen Dinge, zum Beweis der Güte und Weisheit des Schöpfers, verdient vornemlich wider des sel. Reismarus natürliche Religion nachgelesen zu werden.

§. 9.

Aber woher das Böse in der Welt? Erörterung dieser Frage in Ansehung des physischen Uebels.

Wenn wir aus der Beschaffenheit der Welt auf die Eigenschaften des Schöpfers schliessen, und wegen des Guten, so wir in derselben antreffen, ihm Vollkommenheiten beylegen: müssen wir nicht gleicher Weise, wegen der Unvollkommenheit und des Bösen, so in der Welt angetroffen wird, Unvollkommenheit und böse Eigenschaften bey ihm vermuthen? Oder sind wir etwa genöthiget, zwey Wesen miteinander als die Ursachen dieser Welt anzunehmen, ein gutes und ein böses?

Lasset uns zuerst vernehmen, was man Unvollkommenheit und Böses nennet.

Wenn derjenige, so über die Unvollkommenheiten und das Uebel in dieser Welt klaget, die Antwort auf die Frage, warum er eigentlich klagt, allemal aufrichtig geben wollte: so würde sie ohne Zweifel meistens diese seyn, daß er nicht immer so vergnügt sey, als er zu seyn wünsche, indem er oft Schmerz des Körpers empfinde, oft innerlichen Verdruß des Geistes, oft:

oftmals Mangel leide an dem, was er zu seinem Vortheile brauchte, daß er von Menschen und Thieren und den leblosen Elementen allerhand Ungemach ausstehen müsse, so oft in seinem Vergnügen gestöhrt, in seinen Absichten gehindert werde.

Es läßt sich aber auch der Klage ein ehrbares Ansehen geben. Man klagt für das ganze menschliche Geschlecht; daß Unwissenheit die Menschen verhindere, ihren wahren Vortheil zu erkennen, und zu befolgen, Irrthum sie bestimme, Scheingüter zu wählen, die statt zu beseligen, nur beunruhigten und quälten, daß Kriege das Land verwüsten, und Seuchen ganze Geschlechter hinwegraffen; daß der zerbrechliche Körper des Menschen, tausend unangenehme Empfindungen immerzu ausgesetzt, wenn er mühsam erhalten und ernährt worden ist, zuletzt zerfalle, wenn der Mensch zu leben gelernt habe.

Der Unzufriedene schließt vielleicht auch die unvernünftigen Thiere mit in seine Klagen ein. Auch sie empfinden die Unvollkommenheit des irdischen Lebens. Ganze Geschlechter ein Raub des mächtigern Bürgers, der durch Instinkt gezwungen, sie auffrisst. Oft ein Spiel der künstlichen Grausamkeit der Menschen.

Endlich müssen die Elemente und die leblose Natur selbst zur Klage dienen. Sind sie nicht miteinander im Streite? Die Stürme, die das Meer bewegen, und oft zu Tausenden die Menschen verschlingen; die Ungewitter, die über

ganze Gegenden hinfahren, und die Hoffnung des Landmanns, der durch harte Arbeit sein Leben ohnedem mühsam genug erhält, in einer Minute zernichten; die Erdbeben, die Städte in den Abgrund stürzen; sind dieß nicht Beweise von dem unvollkommenen Bau der Welt, müssen sie nicht Zweifel gegen die Vollkommenheit und Güte des Schöpfers erwecken (*)?

Nein, dieses und alles, was der Misvergnügte; oder der Spötter, zum Tadel der Schöpfung sagen kann, beweiset nicht, daß die Welt könnte besser seyn, rechtfertiget vor der nachdenkenden Vernunft keinen Zweifel wider die Güte und Weisheit des Schöpfers; gründet nicht die Vermuthung von zweyen höchsten Wesen, einem guten und einem bösen Schöpfer. Genauere Erwägung zeigt uns dieses gar leicht bis zur hinlänglichen Befriedigung.

- (1) Bey allen diesen Klagen wird gewöhnlich durch einseitige Betrachtung das Uebel in der Welt zu groß vorgestellt. Die Liste des Uebels ist leicht groß zu machen. Denn die Welt ist groß. Sollte aber die Menge des Uebels auch noch groß scheinen, wenn das Gute gleichfalls gezählt, und damit verglichen würde? Die Summe der angenehmen Empfindungen neben der Summe der unangenehmen gestellt, würde die Zahl der letztern nicht als unendlich klein verschwinden? — Aber so ist's, eben weil die unangenehme Empfindung wider die Natur ist, so wird sie leicht bemerkt, die

angenehme aber leicht übersehen. Daher vergißt der Mensch in einer verdrüßlichen Viertelstunde, wo er unzufrieden ist mit seinem jetzigen Zustande, gar leicht alles das Gute, so ihm zu Theil worden ist; spricht der Welt die Vollkommenheit ab, weil er sie durch den Nebel der unangenehmen Empfindung nicht gewahr wird, urtheilt, daß die Welt voll Unvollkommenheit, weil er voll Unmuths ist.

- (2) Unwissenheit nennt oft dasjenige Schlechthin Uebel, dessen überwiegender Nutzen leicht zu erkennen ist. Das allermeiste von dem, was in der Anlage des Schöpfers als Böse vorgestellt wird, ist gut, wenn man es auf einer andern Seite betrachtet. Die Stürme verwüsten. Aber Stürme reinigen auch die Luft von schädlichen Dünsten. Der Donner verheeret die Früchte. Aber er befördert auch ihr Wachsthum. Und Stürme, Donner und Erdbeben müssen die Menschen bisweilen erinnern, daß sie, und ihre Werke, Staub sind, daß eine höhere Macht über ihnen ist, die sie zerschmettern kann. Ueberhaupt wo bliebe die Tugend ohne Unglück, wo Standhaftigkeit, ohne Mitleiden? Und ist nicht immer eines Unglück des andern Glück? Allerley Krankheiten nehmen die Menschen hinweg. Aber sollten Menschen nicht sterben? muß nicht ein Geschlecht dem andern Platz machen? Ganze Geschlechter von Thieren

sind ein Raub des mächtigen Bürgers. Gewiß das Unglück dieser Thiere ist dabey so groß nicht, als es vorgestellt werden kann. Alles wohlermogen, möchten sie wohl noch dabey gewinnen. Speise mußte doch da seyn. Es ist ja eher ein Beweis von der Güte des Schöpfers, als vom Gegentheile, daß er die Materie, die schon als Speise nöthig war, hat Antheil nehmen lassen an dem Leben und an der Glückseligkeit (**). Es scheint übel zu seyn, daß die Menschen schwach geböhren werden, schwächer als die meisten unvernünftigen Thiere. Aber wenn das Kind in den ersten Monaten entlaufen könnte: wo bliebe die Ausbildung? Daß die Erkenntnißkräfte und überhaupt die Fähigkeiten, die Glücksgüter und andere Vortheile des Lebens, ungleich ausgetheilet sind unter den Menschen, knüpft dieß nicht das Band der Gesellschaft? Ist nicht Arbeit zur Gesundheit des Menschen nöthig, und eine mannichfaltige Quelle des Vergnügens? Sind es nicht die Bedürfnisse, die die Fähigkeiten des menschlichen Verstandes erwecken und wirksam machen? Der Schmerz selbst ist gut. Er erhöht die angenehme Empfindung. Er ist eine Quelle des Vergnügens bey der Erinnerung an das überstandene Ungemach.

- (3) Die meisten Beschwerden rühren davon her, daß jeder Mensch gar leicht verlangt, sein

sein Vergnügen sollte die einzige Absicht seyn, auf welche alles andere eingerichtet wäre; daß er voraus sezet, alle Vollkommenheit der Schöpfung müsse auf diesem Erdball vereinigt, oder derselbe müsse der vollkommenste Planete seyn. Er legt zum Grunde, daß nach der Vollkommenheit dieses Lebens die Vollkommenheit der Schöpfung in Ansehung des Menschen beurtheilet werden könne. Und diese Gründe sind, wo nicht offenbar thöricht, doch wenigstens willkürlich angenommen.

- (4) Das Endliche ganz vollkommen zu verlangen ist widersinnig (Met. §. 72.). Die Forderung, daß diese oder jene Unvollkommenheiten bey den Dingen dieser Welt nicht seyn sollten, ist also so lange ein unbesonnenes Begehren, bis ausgemacht ist, ob sie dem Guten unbeschadet hätten wegbleiben können. Will man z. B., daß die Menschen den unangenehmen Empfindungen nicht ausgesetzt seyn sollten, so muß man beweisen, daß alles das Gute, so nun in der Welt ist, daß das, was reell und gut ist am Menschen, und für den Menschen, hätte da seyn können, wenn jene Unvollkommenheit nicht gewesen wäre. Wie will man dieses beweisen? Genug, daß man nicht zeigen kann, daß irgend etwas schlechterdings böse sey, zwecklos in der Schöpfung vorhanden, oder nur die Lebendigen zu quälen, und
ihre

ihre Glückseligkeit zu mindern. Genug, daß beym Bösen überwiegendes Gute überall leicht zu erkennen; wo nicht auf einer Seite, doch auf der andern. Und wie viele Hindernisse sind nicht dem Uebel entgegen gesetzt! Wie ist nicht alles zur Erhaltung des Guten eingerichtet!

Würde also die Welt geschaffen seyn, wenn der Schöpfer Lust am Uebel hätt, oder, welches eben so viel sagt, durch seine Natur bestimmt wäre, das schlimmere vor dem bessern zu wählen?

(*) Die so oft, und selbst von *Maupertius* (*Oeuvres* Tom. I. P. 16.) wiederholte Declamation wider die Vollkommenheit unserer Erd- & Welt, kann man in ihrer Quelle lesen bey *Lucretz* lib. I. V. v. 195 - 256.

(**) Hieher gehört besonders *A philosophical Survey of the animal creation*. Lond. 1768 Deutsch 1770.

§. 10.

Besondere Betrachtung über das moralische Uebel.

Es ist eben so leicht der Anklage des Schöpfers der Welt in Ansehung des moralischen Uebels Gründe entgegen zu setzen, bey denen die Vernunft sich beruhigen kann.

Kann die Welt eines weisen und mächtigen Schöpfers so voll von Uebertretung, Mißthaten und Bosheit seyn? fragt der Zweifler.

Ich frage dagegen:

(1) Was nennst du Welt? Ist das menschliche Geschlecht die Welt; und ist die Geschichte des irdischen Lebens die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechtes? Hätte Gott keine Menschen schaffen sollen; oder Menschen, die in dieser Welt nicht hätten übertreten können? oder sollte er jedweder Uebertretung, jedweder aus Irrthum entstehenden bösen Begierde, oder nur der äußerlichen Handlung, unmittelbar widerstehen? Erwäge diese Fragen: und siehe, ob noch Vernunft in deiner Beschwerde ist.

(2) Wenn der Schöpfer zur Verhinderung des Bösen solche Mittel gebrauchet, die mit der Natur des Menschen bestehen können, Mittel, die seinen Ernst, wie seine Weisheit, offenbaren; wenn er die Ausbrüche desselben zum Guten lenket: kann man mehr verlangen, um von der Vollkommenheit seines Wesens auch in diesem Stücke sich zu überzeugen? Du kannst leicht erkennen, daß er das erste gethan hat, und noch immer thut. Das Gewissen, es sey was man will, ist ein mächtiger Zeuge. Der bösen Begierde hat er die unangenehmen Folgen, den innerlichen und äußerlichen Schmerz, entgegen gesetzt. Die Leidenschaften müssen einander im Zaume halten. Und das Böse muß dem Bösen Einhalt thun. Auch bey dem Leiden, so durch das moralische Uebel

Uebel verursacht wird, ist das Ueberge-
wicht des Guten, so damit verknüpft ist,
nicht schwer zu erkennen. Es befördern
oft die Stürme in der moralischen Welt
das Wachsthum der Tugend, und ver-
herrlichen sie. Es ist viele Tugend in
der Welt, wenn sie gleich nicht so hervor-
sicht, wie das Laster. „Das Ideal der
moralischen Schönheit ist zerstreuet; aber
durch diese Vertheilung kommt eine Wirk-
samkeit, im Ganzen heraus, die bey dem
Maasse von Kraft, so der Menschheit zu-
kommt außerdem wohl nicht wäre zu er-
halten gewesen.“

Es ist nicht die Sache des Menschen, das
Verhalten des Schöpfers zu rechtfertigen, und die
Zulassung des Uebels in jedweden einzelnen Fal-
le zu erklären. Auch können wir nicht sagen,
daß alles, was geschieht, an sich gut, und
den Absichten des Schöpfers gemäß sey. Aber
wenn der Mensch nicht im Stande ist, die Grün-
de des Verhaltens der göttlichen Weisheit bey
allem, was in der Welt ist, und geschieht, an-
zuzeigen: so darf er es noch weit weniger unter-
nehmen, dieses Verhalten zu tadeln, und den
Schöpfer eines Fehlers zeihen.

Die Summe von allen den bisherigen Be-
trachtungen ist diese. Daß Gutes in Menge
vorhanden ist, dieß wissen wir gewiß Offenbar
beweiset die ganze Anlage der Schöpfung über-
all Güte und Weisheit Ob dasjenige, was
wir Unvollkommenheit nennen, im Ganzen er-
wo.

wogen, nach allen Verhältnissen und Folgen betrachtet, noch Uebel fürs Ganze, ob es der größern Vollkommenheit unbeschadet hätte können verhindert werden; dieß können wir auch nicht in einem einzigen Falle gewiß wissen. Oft genug erfahren wir, daß dasjenige, was böse schien, auf einer andern Seite betrachtet, und in seinen Folgen erwogen, gut zu nennen. Kann die Vernunft hierbey in ihrem Urtheile noch lange unschlüssig bleiben? Ist hier Grund, den Schöpfer für ein ohnmächtiges, bössartiges Wesen zu halten, oder einen bösen Gott neben ihm anzunehmen? (*)

Wenn es dir aber mit deinem Eifer wider das moralische Uebel ein Ernst ist; so bessere dein Herz, und befördere Wahrheit und Tugend unter deinen Brüdern!

(*) Ausser den Abhandlungen über dieses Lehrstück in Futchesons Sittenlehre der Vernunft, B. I. Abschn. IX. Reimarus N. R. Abh. IX. Jerusalems Betrachtungen über die Relig. Beir. V. Basedows Philaleth. J, 208. Elementarbuch dritt. St. bleiben Leibnizens Theodicee und Bilsingers Comment. Philosophica de origine et permissione mali præcipue moralis. Tub. 1743. als Hauptschriften noch immer schätzbar.

S. II.

Vernünftig ist es, nur einen Gott zu glauben.

Wir gelangen zur Erkenntniß des Daseyns Gottes, indem wir dem Grunde und Ursprunge der Dinge dieser Welt nachdenken. Wenn nun bey Annahme eines höchsten verständigen Wesens

seus das Daseyn der Welt begreiflich ist: so wäre es ohne Grund, wenn wir mehrere höchste Wesen annehmen wollten.

Der blöde Sinn des Menschen hat zwar oft nahe Quellen seines Glücks seine Götter genannt (*). Aber die Vernunft der Weisesten unter den Heiden hat sich über diese bis zu dem einzigen höchsten Wesen geschwungen, und die Ungereimtheit der Vielgötterey erkannt. Die ganze Natur, einfach in ihren Gesetzen, so mannichfaltig sie in ihrem Reichthume ist, ganz auf eine Absicht zusammen gestimmt, kündiget der Natur einen Schöpfer an; nicht mehrere. So bald wir nur erst mehr als einen Gott annehmen wollten; so wären auch für die Vielgötterey keine Gränzen mehr; so würden Gott und Religion ein Spielwerk der Imagination. Die Mehrheit der Dinge einer Art scheint nur für eingeschränkte, und von einer ersten Ursache abhängige Wesen sich zu schiden.

S. Cic. N. D. II. 23. f.

Zwentes Hauptstück.

Von dem Verhältnisse, in welchem Gott und die Geschöpfe mit einander stehen.

§. 12.

Ob Gott die Welt aus nichts geschaffen?

In den bisherigen Betrachtungen von Gott haben wir den Schöpfer nur als Baumeister betrachtet, als die Ursache von der Ordnung und Regelmäßigkeit, so in der Welt ist; von den Gelezen, durch welche die Kräfte der Natur bestimmt sind, als den Schöpfer Himmels und der Erde, der Menschen und der Thiere.

Dieser Begriff ist ohne Zweifel ergiebig genug, um Religion darauf zu gründen, und unser Verhalten darnach zu bestimmen. Und man würde diejenigen nicht mit Recht unter die Gottesläugner zählen, die nach diesem Begriff einen Gott glauben.

Aber wir wollen nun doch die bisher bey Seite gesetzte Frage, ob Gott die Welt aus nichts geschaffen, oder ob die Materie, der Urstoff der Substanzen, ewig, und neben Gott selbstständig, aufmerksam untersuchen.

Formlosen Körperstoff, oder wenn man auch dieß in dem Begriff der ersten Materie
 Feders Logik. D d sich

sich mitdenken wollte, ungebildeten; unbelebten, Geisterstoff (Metaph. §. 55.) für sich und unabhängig vorhanden anzunehmen, ist gewiß ein sonderbarer Gedanke, der weder aus dem was wir von Körpern und Geistern wissen, deren Kräfte und Eigenschaften so abhängig von äußerlichen Ursachen sich beweisen, noch aus dem allgemeinen Begriffe endlicher Wesen gefolgert werden kann. Das Unendliche ist durch seyn Wesen zum Daseyn nothwendig bestimmt; aber vom Endlichen erheller dieses nicht nach dem allgemeinen Begriffe (Metaph. §. 61.).

Aber vielleicht ist dieß, daß nur etwas vorhanden, schon Grundes genug, um zu behaupten, daß es dem Wesen nach ewig vorhanden seyn müsse? Auch diese Folge erheller nicht. Es ist wahr, wir können uns den Ursprung aus nichts, auch bey Annnehmung einer wirkenden Ursache, nicht begreiflich machen, weil wir keine solche Erfahrung haben. Aber dieß ist nicht genug um ihn zu leugnen. Dennoch bekömmt dasjenige was wir uns vorstellen, dadurch gewissermassen eine Existenz. Wie vielmehr muß es nicht der U. Substanz möglich seyn, denn uns (a).

Eher können wir uns auch vorstellen, wie Gott Erkenntniß von allen Dingen habe, wenn wir sie durch ihn allein vorhanden annehmen, und seine eigene höchste Unabhängigkeit behaupten. Hingegen ist auf der andern Seite, bey Annnehmung einer vor sich selbst vorhandenen Materie, ein neuer Grund vorhanden, so wohl das Daseyn des Uebels zu erklären, als die metaphysi-

sche

sehe Freyheit der Geister zu behaupten (Metaphys. S. 87.). Und wenn denn also auch diese Vorsatzung nicht nöthig wäre, um bey jenen Untersuchungen sich zu beruhigen: so scheint es doch der Vernunft nicht zu verargen, wenn sie ungewiß bleibt, ob die eine oder die andere der einander entgegengesetzten Vorstellungen dem wahren innersten Verhältnisse des Schöpfers und der Geschöpfe näher kömmt, welches aufs genaueste zu bestimmen, uns nicht möglich ist, was für Namen und Begriffe wir auch dazu gebrauchen wollten (h).

(a) G. Wolfs Metaphys. S. 1053.

(b) Wider die Schöpfung aus Nichts streiten unter den neuen Schriftstellern *Premontval*, G. la Theologie de l'Etre in den Vues philosophiques tom. II. Amst. 1757. 8. und ein ungenannter in dem System der Wesen enthaltend die metaphysischen Principien der Natur und dessen Erläuterungen 1769. Daß die Welt zwar nicht ewig, aber doch immer vorhanden gewesen, sucht zu beweisen *Robinet de la Nature*, Tom. III. Einen Gegenbeweis findet man in *Schubert* Metaph. p. 521. sequ. Die Möglichkeit einer ewigen Welt behauptet nebst vielen andern auch *Wolf* Metaphys. Th. II. S. 1075.

§. 13.

Warum Gott die Welt erschaffen.

Das Verhältniß zwischen Gott und der Welt genauer zu bestimmen, kömmt es auch mit auf

D d 2

die

die Frage an, was Gott bewegen, die Welt zu erschaffen; und zu was für einem Entzwecke er sie erschaffen?

Wenn wir vernünftiger Weise dasjenige für die Absicht bey einer Einrichtung halten, welches zu befördern alles auf das genaueste miteinander übereinstimmt: so ist gewiß offenbar, daß die Welt, so weit wir sie nur einigermaßen genau kennen, so weit sie uns interessiert, eingerichtet und bestimmt sey, ein Wohnhaus der Lebendigen zu seyn, daß diese Glückseligkeit darinnen genießen. Eine andere Ursache können wir uns mit Grunde ohnedem nicht bey einer Welt denken (Metaph. § 69. 72.). Also weil er günstig ist, hat Gott die Welt erschaffen; und das Wohl der Lebendigen ist der letzte Zweck der ganzen Einrichtung derselben. (*).

Nicht um des Menschen willen, nicht, um der vernünftigen Wesen willen allein, ist demnach die Welt geschaffen. Sondern wenn wir die Mannichfaltigkeit der empfindenden Wesen auf dieser Erde erwägen, und zum Grunde weiterer analogischer Schlüsse machen: so scheint es vielmehr, daß die unendliche Menge aller nur möglichen Arten von angenehmer Empfindung und Seligkeit, der Zweck der Schöpfung sey.

(*) Eine letzte Absicht muß etwas absolutes seyn, und etwas so an und für sich selbst gut ist, nicht in weiterer Rücksicht, ein *Extremum*, *telos*. Die Verherrlichung Gottes, oder die Offenbarung seiner Vollkommenheiten, kann ich mir wohl als eine notwendige Folge der Schöpfung, und als ein

Mittel der Seligkeit der Lebendigen, gedenken, aber nicht als den letzten Zweck. Doch man s. Wolfs Metaphys. S. 1045. Schubert p. 582. sqq. Boehm. S. 766. sqq.

§. 14.

Von der Fürsorgung Gottes:

Gott hat die Welt erschaffen, daß sie ein Wohnhaus unzähliger Arten von Geschöpfen seyn sollte. Dieß ist sie noch immer. Das Uebel, das unzertrennlich vom Guten in der Welt ist, hier und da Unordnung anrichtet, und die Glückseligkeit mindert, nimmt doch nicht so überhand, daß die Ordnung nicht immer wieder hergestellt, die Vollkommenheit im Ganzen nicht erhalten, oder noch immer vermehret würde.

Immerzu bringt die Erde aus ihrem Schooße Unterhalt für die Lebendigen reichlich hervor. Die Geschlechter der Thiere und Menschen werden fortgepflanzt, und bleiben im zweckmäßigen Verhältnisse unter einander (a). Der halb-freie und halbgefesselte Mensch ist so weit frei, als er es seyn muß, um das Glück eines vernünftigen Geschöpfes genießen zu können; und so viel durch die Dinge außer ihm gebunden, daß seine Thorheit nie das Ganze zerrütten kann. Er arbeitet an seinem Glücke mit Fleiß und Klugheit. Aber wenn er es allein schaffen sollte! Wenn nicht seine Anschläge ihm oft so glücklich vereitelt würden, wenn nicht oft die Mittel, die die nöthigsten waren, aber an die er nicht dachte.

te, oder die nicht in seiner Gewalt stunden, un-
 vermuthet sich vor ihm fänden; wenn nicht so
 viele Gefahren, die dem menschlichen Leben dro-
 hen, die der Mensch zu wenig siehet, um durch
 Klugheit ihnen ausweichen zu können, ohne sein
 Gethun von ihm abgewendet würden: wie
 schlecht würde der Mensch sein eignes Glück be-
 fördern? Unwissend, oft wider seinen Willen,
 schafft er gutes, befördert die wichtigsten, heils-
 samsten Veränderungen. Das, worauf kein
 Mensch denkt, oder was doch keiner völlig in
 seiner Gewalt hat, wenn er auch darauf denken
 wollte, das, wogegen der kurzsichtige Mensch
 so oft seine Anstalten richtet, systematische Glück-
 seligkeit, wird unter dem menschlichen Geschlech-
 te, und so weit wir die Welt kennen, bey einer
 anscheinenden, Zerrüttung drohenden Unord-
 nung, immer erhalten, und durch eine in un-
 endliche Verknüpfungen versteckte, aber hier und
 da zur Bewunderung hervorleuchtende, Regelo-
 mäßigkeit befördert.

Dies denken wir uns hauptsächlich, wenn wir
 von einer Fürsorgung reden, wodurch die Welt
 erhalten und regieret würde; wenn wir be-
 haupten, daß nicht nach blindem Glücke,
 Schicksal, Zufall und Ohngefähr, die Ver-
 änderungen, in der Geisterwelt sowohl, als
 in der Körperwelt, erfolgten; daß eine höhere
 Macht, eben diejenige, die die Welt erschaffen,
 dieselbe auch erhalte und regiere. Und daß die-
 ser Glaube kein Traum und ungegründeter Ein-
 fall, muß ein jeder Vernünftiger aus den kurz

angezeigten Betrachtungen ohne Zweifel bald erkennen.

Wenn wir uns den Begriff von dieser Fürsorgung mehr aufklären wollen: so müssen wir uns dabey Gott als allwissend und allgegenwärtig denken. Ja, anders können wir uns den Schöpfer der Welt gar nicht denken, als allwissend und allgegenwärtig. Es ist nicht nöthig, daß wir die Möglichkeit der Allwissenheit und Allgegenwart genau verstehen oder begreifen. Wenn wir nur nicht unnöthige willführliche Bestimmungen dazu setzen: so ist nichts bey diesen Begriffen zu finden, so einen Einwurf dagegen gründete.

Auch ist nichts, so den vernünftigen Begriffen von Gott oder andern Vernunftwahrheiten zuwider wäre, wenn wir annehmen, indem wir eine Fürsorgung behaupten, daß Gott einen jeden Menschen, und ein jedwedes Stäubchen an sich und in seinen Verhältnissen aufs Ganze, aufs vollkommenste erkenne, von Ewigkeit und immerzu erkenne; daß er, indem er ein System unzähliger zum Wohlfeyn bestimmter Creaturen werden und fortdauern heisset, auf das Wohl einer jeden derselben insbesondere, so wie auf die Verbindung derselben unter einander, zur Erhaltung der besten Absicht, sehe, und seine schaffende oder erhaltende Macht und Weisheit dahin gerichtet seyn lasse. Diesem widersprechen, heisset der Fürsorgung überhaupt, und den vernünftigen Begriffen von Gott widersprechen. Der Wahn, als ob die Fürsorgung

zwar aufs Ganze, aber nicht auf jedweden Theil, aufs Große, aber nicht aufs Kleine, auf die Geschlechter und Arten, aber nicht auf die einzelnen Geschöpfe, sich erstreckt, ist widersinnig und grundlos (b).

Dies freylich wäre wider die Gründe unserer Erkenntniß von Gott und der Fürsorgung, wenn wir uns einbilden wollten, daß Gott dabey auf das Individuum anders, als in Beziehung auf die größte Vollkommenheit des Ganzen, Bedacht nehme; oder daß er mit zweckloser Uebergehung der natürlichen Mittelursachen, und wider die zur Gründung und Erhaltung der Regelmäßigkeit des Ganzen bestimmten Gesetze, unmittelbar wirke. Aber wenn das Wohl der Lebendigen der offenbare Zweck der Schöpfung ist: so läßt sich nicht behaupten, daß dasselbe der unbedingten Nothwendigkeit der Gesetze, nach welchen die leblose Natur eingerichtet ist, unterworfen sey; sondern daß vielmehr die Gesetze der Körperwelt zum Besten der Geisterwelt, nach den Erfordernissen, die bey einem jedweden lebendigen Wesen der Schöpfer voraus gesehen hat, und immer sieht, und nach der dabey bedachten Vollkommenheit des Ganzen angeordnet und bestimmt seyen.

Ob übrigens die Erhaltung der Welt eine Wirkung Gottes wie die Schöpfung, eine fortwährende Anwendung der schöpferischen Kraft; oder ob Gott durch einen Act der Schöpfung alles also gegründet, daß von dort an alles nun natürlich geschieht, nichts mehr unmittelbar geschaf-

schaffen wird; dieß sind Fragen, bey denen die Begriffe leicht in dem Dunkeln unserer Unwissenheit sich verlieren, die aber auch, der Religion unbeschadet, unausgemacht bleiben können.

Die Einwürfe wider die Fürsorgung sind von eben der Art, wie die Einwürfe wider die Existenz Gottes, oder wider die Weisheit und Güte desselben: Einwürfe der vermessenen Unwissenheit, auf offenbar falsche, oder willkürliche, oder zu weit getriebene Folgerungen und Hypothesen gegründet (c).

(a) Süßmilchs göttliche Ordnung in der Veränderung des menschlichen Geschlechtes. Berl. 1765.

(b) G. Kästners Betrachtungen über die Art, wie allgemeine Begriffe im göttlichen Verstande sind.

(c) Reimarus Abh. VIII. XI. Jerusalem Betracht. IV.

§. 15.

Gottes Wille das höchste Gesetz für uns. Was die Vernunft davon erkennt?

Wenn alles in der Welt, so weit wir sie kennen, vermöge der Einrichtung des Schöpfers, mit einander übereinstimmt, die Glückseligkeit der Lebendigen zu befördern: so ist in ohne Zweifel der Wille Gottes, daß auch durch die frey, nach angenommenen Grundsätzen und deutlicher Vorstellung, wirkenden Geschöpfe diese Glückseligkeit befördert werde, daß ihre Handlungen darnach eingerichtet seyn sollen.

ten. Daß insbesondere die Menschen, deren Wohlseyn von ihrem wechselseitigen Verhalten so sehr abhängt, sich alle als gleich abhängig von einem höchsten Wesen, als Mitbürger eines Staates und als Brüder betrachten sollen.

Und wenn der Mensch diesen göttlichen Willen erkennt: so muß er es ja wohl für seine Pflicht halten, nach demselben, als seinem höchsten Gesetze sich zu richten? Das Gewissen, ein Erleb, der von der Natur kommt, wie er auch in ihr gegründet ist, befehlt es ihm. Und die Vernunft stimmt damit überein. Sie lehret den gütigsten Vater lieben, und den allmächtigen Herrn verehren, Sie erkennet den Heiligen, der nicht Lust hat an Missethat und Uebertretung; und den Gerechten, der nach weiser Güte, nicht zweckwidrig, nicht partyisch, sondern nach Verdiensten, nach dem Verhalten gegen die Gesetze der Ordnung und allgemeinen Vollkommenheit, Gutes und Böses austheilet; zur Aufmunterung der Rechtschaffenheit, zum Schrecken des Lasters, sich gütig und mächtig beweiset (Metaph. S. 63.). Sie unternimmt nicht seine Rathschlüsse bey allem, was in der Welt geschieht, zu erklären; aber es ist ihr leicht bey den Zweifeln, so wider die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes von der vermessenen Unwissenheit vorgebracht werden, sich zu beruhigen. Indem sie von allem dem, was sie sieht und gewiß weiß auf das Verborgene, von dem, was bereits geschehen ist, auf das Künftige schließt; in-

Indem sie bald dem Begriff vom Schöpfer, wie alle vernünftige Betrachtungen ihn gründen, bald den natürlichen Folgen der Handlungen nachdenket; wird sie vollkommen überzeugt, daß, wenn der Mensch sich gründlich beruhigen, des Wohlgefallens des Schöpfers, von dem sein Glück abhängt, sich versichern, und nicht künftige – wer weiß wie lange währende! – eigene Unglückseligkeit gründen wolle, er sich befeßigen müsse, seine Kräfte, nach dem göttlichen Willen, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt, zur Erhaltung der Vollkommenheit und Ordnung in der Welt, anzuwenden.

§. 16:

Vernunftgründe ein Leben nach dem Tode zu hoffen oder zu fürchten.

Wir müssen uns den Schöpfer der Welt als das vollkommenste Wesen vorstellen. Insbesondere haben wir von seiner vollkommensten Güte so mannichfaltige und deutliche Beweise, daß wir das beste von ihm zu hoffen, hinreichenden Grund, aber gar keine Ursache haben, zu vermuthen, daß uns weniger Glückseligkeit beschieden seyn sollte, als uns, der Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen unbeschadet, zu Theil werden kann.

Ist nicht hiedurch die Hoffnung eines Lebens nach dem Tode, die Hoffnung der Unsterblichkeit, schon zum vernünftigen Gedanken gegründet? Eine geheime Stimme, scheint es, saget dem
Mens.

Menschen: du bist zu einem andern Leben, als dieses irdische ist, du bist zur Unsterblichkeit bestimmt; dieß ist nur die erste, oder vielleicht die zweite Stufe der Entwicklung der in die verborgenen Fähigkeiten; ein anderes Leben, aber auf dieses gegründet, steht dir bevor. Auch ohne es beweisen zu können, hoffet dieses der Mensch.

Vielleicht ist diese innerliche Stimme nichts, als die Vernunft in dunkeln Begriffen. Ich nehme sie für nichts anders an. Aber wenn es nur Vernunft ist.

Verschiedene Betrachtungen unterstützen meine Hoffnung. Kein Theilchen der Materie, keine körperliche Kraft, kommt um. Und Geisteskräfte, Verstand und Einsichten, Wille und Seligkeit, die letzten Zwecke der Natur, sollten also hinfällig seyn? Ich sehe in der Natur nichts als Verwandlung. Ich sehe Thiere eine Larve abwerfen, und in einer bessern Gestalt verneuert leben. Vernichtung sehe ich in der Natur gar nicht. Und mein Geist kann nicht umkommen, als durch Vernichtung; wenigstens ist er nicht verweslich, wie ein Körper, und ich habe nicht Ursache zu fürchten, daß er mit dem Körper sterben müßte. Ob er nicht immer einen Körper zum Denken nöthig habe; weiß ich zwar nicht. Aber ich weiß auch nicht, wie er in diesem groben irdischen Körper, und mit Hülfe solcher Werkzeuge, das Geschäfte des Denken verrichtet. Ein feinerer, dem irdischen Auge unsichtbarer Körper, in diesen sterblichen Körper ver-

verhüllt, könnte vielleicht den neuen Menschen vorstellen. Sollte der unbegranzte Erleb nach Vollkommenheit und Glückseligkeit, der, wenn er nicht gerade auf kurze Zeit an eine irdische Empfindung gefesselt ist, eine beständige Quelle von Wunsch und Hoffnung ist, sollte der bloß um dieses Lebens willen der menschlichen Natur also eingeprägt seyn? Ich kann mich nicht davon überreden — Und mein Vermögen zu denken, mich, die Welt, den Schöpfer, zu erkennen; mein Vermögen, Vergnügungen der höchsten Art zu empfinden, sollte schon bey seiner Gränze sein Ziel haben? Es ist zu viel für dieses Leben.

So bald ich annehme, daß das Leben der menschlichen Seele mit diesem irdischen Leben ein Ende nehmen wird: so verliere ich mich in ungereimte Folgen und widersprechende Gedanken. So kann der Mensch Gott, wie einem irdischen Herrn, trösten, wenn er nur Muth genug hat das Leben zu verachten (a)? So sind die Folgen der Handlungen in diesem Leben die einzigen vernünftigen Bewegungsgründe? So wäre uneigennütige Tugend Thorheit, und die vornehmste Quelle ihrer Stärkung und Vermehrung wäre dahin (b)? Oder locket der Schöpfer etwa nur durch täuschende Hoffnung, die er nie erfüllen will, nicht erfüllen kann, zur Tugend? Sollte irrende Hoffnung nur der Lohn ihres der Welt verborgenen Eifers, der geheimen wohlthätigen Bemühungen seyn? Der listige Bösewicht sollte triumphirend über die leidende Unschuld

schuld auf ewig die Scene verlassen? Der Unschuldige durch einen irrenden Richterspruch zum marternden Folter, zum schimpflichen Tode verdammt, sollte so sein Daseyn beschließen?

Aber wenn dem Menschen noch ein Leben bevorsteht; hat der Ruchlose, der seine Pflichten nicht erfüllt, der den Gesetzen, die die Vernunft als göttliche Gesetze erkennt, entgegen handelt, hat dieser nicht Ursache, das künftige Leben zu fürchten, wie es der Rechtschaffene hoffet? Er fürchtet es, und er hat Ursache es zu fürchten. Ist nicht wahrscheinlicher, daß dieses Leben in jenes andere natürliche Folgen haben werde, als daß es sie nicht haben werde? Darf der Ruchlose hoffen, daß der Schöpfer ihn halten werde, wie den Rechtschaffenen? Kann er vernünftiger Weise sich mit der Vernichtung trösten? Muß er nicht ewige Strafe, natürliche, von der Zurückwirkung des durch ihn bewirkten Bösen, von seinem Gewissen bey der Erinnerung, oder vom Zurückbleiben im Wege zur Vollkommenheit; oder durch den richterlichen Ernst des heiligen, weißlich gütigen Gottes, besonders veranstaltete, das Böse bezeichnende, hindernde Strafen fürchten? (c).

Wenn diese Furcht von der unparteyischen Vernunft nicht völlig, bis zur dauerhaften Beruhigung, gehoben werden kann; wenn diese Hoffnung eines künftigen Leben nur bis zu einem überwiegenden Grade wahrscheinlich ist, wären auch die Gründe dieser Furcht und Hoffnung nicht völlig evident: so würde ja doch die

Vor:

Vorschrift der Vernunft diese seyn, daß der Mensch sich bemühen müsse, auf Erden also zu leben, daß er sein anderes Leben freudig hoffen darf, nicht beängstiget fürchten muß (d).

(a) G. Rästners Erläuterung eines Beweisgrunds des für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Göttingen 1767.

(b) G. den Phädon des Herrn Mendelssohn.

(c) Zur vernünftigen Furcht scheinen mir diese und andere Gründe hinlänglich. Aber die absolute Nothwendigkeit ewiger Strafen scheint mir auf keine Weise zu erhellen. Den dazu gebrauchten Beweisen fehlet es bald an erwiesenen oder selbst evidenten Vordersätzen, bald an der Schlussfolge.

(d) G. F. Meiers Gedanken von dem Zustande der Seele nach dem Tode; und Ebenb. Beweis, daß die menschliche Seele ewig lebt, verdienen hieby nachgelesen zu werden.

S. 17.

Sehnsucht der Vernunft nach einer höhern Offenbarung.

Dies sind Gedanken der Vernunft über Gott und über das Verhältniß zwischen Gott und den Menschen. Die allermeisten derselben finden sich häufig in den Systemen der alten Philosophen, und unter den Meynungen der heydnischen Völker. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die Philosophen, die bey diesen Betrachtungen der Wahrheit am nächsten gekommen sind, sie doch nicht mit festem Beyfalle behalten, noch
alle

alle geringfam auf die praktische Philosophie angewandt haben. Wie leicht die Philosophie sich hierbey verirre, beweisen noch immer die Beispiele dergleichen, die ihre Vernunft allein sich überlassen wollen. Es scheint daher bey der Erkenntniß dieser wichtigen Wahrheiten allerdings eine höhere Bestätigung nöthig, um die Ueberzeugung so zu vollenden, daß ein kräftiger Entschluß, sein Leben darnach zu bestimmen, entsteht, und um dem tückischen Zweifel und der sophistischen Vernunft Gränzen zu setzen. Nicht zu gedenken, daß der größte Theil des menschlichen Geschlechtes nicht zum philosophiren sondern nur zum glauben geschickt ist.

Sollte ein solches höheres Licht vorhanden seyn, eine Offenbarung, die die Wünsche der Vernunft erfüllte, die das Gewisse in der vernünftigen Erkenntniß von Gott bestätigte, das mit Vernunft, doch ohne völlige Ueberzeugung vermuthete gewiß machte, die insbesondere die Lehre von der Einheit Gottes, vom Ursprunge der endlichen Wesen, von der Fürsorge, von der Seelen Unsterblichkeit, und der Bestimmung des Menschen aufklärte, und außer Zweifel setzte; die der Unruhe und Ungewißheit der menschlichen Vernunft bey den Untersuchungen der praktischen Philosophie zu Hülfe käme, und die überhaupt nichts enthielte, was der freyen nachdenkenden Vernunft zuwider wäre: eine solche Offenbarung wäre ja wohl anzunehmen. Es ist der Mühe werth, sich mit Fleiß nach ihr zu erkundigen; und Feindseligkeit gegen das menschliche

keine Geschlecht wäre es, wenn man das Ansehen einer solchen Religion angreifen wollte; fehlte es auch sonst an überzeugenden Beweisen ihres unmittelbar göttlichen Ursprunges.

Geschichte der natürlichen Theologie.

§. I.

Theologie der ältesten Zeiten. Dichterische Einkleidung.
Zoroastrisches System.

Wie allgemein auch die Vielgötterey in den ältesten Zeiten gewesen zu seyn scheint: so erhellet doch vergenauerer Nachforschung, daß jederzeit wenigstens die weisern ein höchstes Wesen für Vater und Herrn aller Dinge erkannt haben, einen Geist, der das Ganze durchdringt (*). Ob der Grund dieser Vorstellung eine frühe göttliche Offenbarung, oder die bey einigem Vorrathe von Erkenntniß natürlicher Vernunftschlüsse, oder die nach der Analogie der irdischen Reiche, und der darinn ursprünglich gewöhnlichen monarchischen Regierungsform, dichtende Imagination gewesen; lästet sich wohl durch eine allgemein anpassende Antwort nicht entscheiden. Aber daß dieß höchste Wesen nicht alles, besonders die Angelegenheiten der Unterwelt nicht unmittelbar besorgte; daß viele unsichtbare Mächte, gute und böse Wesen, große Feders Logik. E e Ge.

Gewalt über uns hatten, war dabey eine eben so allgemein angenommene Meynung. Die alles auf menschliche Weise fassende Imagination, die lebhafteste Vorstellung von verstorbenen im Leben wichtigen Personen, der theils wahre, theils eingebildete Einfluß der Gestirne, und deren majestätisches Ansehen, sind wohl die ersten und gemeinsten Gründe eines solchen Polytheismus gewesen; ehe dichterische Philosophen mit den hohen Worten von Theilen der Weltseele, und Ausflüssen der Gottheit denselben zu unterstützen trachteten, mechanische Kräfte der Natur in Gottheiten verwandelten, oder die einzelnen Eigenschaften und Wirkungen der Gottheit personificirten. Die Gründe der ältesten Theologie des Orients und der Egyptier liegen hierinn. Nur das Zoroastrische System scheint etwas eigenes zu haben, und den Grund und Ursprung aller Dinge aus zweyen höchsten Wesen herzuleiten, einem guten, Oromasdes, und einem Bösen, Ahrimann. Aber die Dunkelheit der Sprache dieses Systems, und die Ungewißheit der Nachrichten lassen noch viele Zweifel übrig.

- (*) Einen solchen allgemeinen Weltgeist und höchsten guten Gott erkennen noch ist die mehresten wilden Völker; machen sich aber weniger mit ihm zu schaffen, als mit den bösen Geistern, vor welchen sie eine natürliche und von ihren Zauberern unterhaltene Furcht haben.

§. 2.

Theologie der Griechen.

Die dichterische Theologie des Orpheus und anderer alten Griechen war derjenigen, von welcher sie abstammte, der orientalischen und egyptischen ähnlich.

Was Pythagoras eigentlich für einen Begriff sich gemacht habe von dem Verhältnisse Gottes, oder der Urquelle des Lebens und der Bewegung, gegen die Materie, oder von der Art, wie beyde mit einander vereinigt seyn, ist schwer zu bestimmen. Wenn es nur richtig ist, daß er die Gottheit als Seele der Welt sich gedacht: so war sein Begriff wenigstens orthodoxer, als derjenige, den nachfolgende griechische Philosophen scheinen gehabt zu haben.

Dem Xenophanes, dem Stifter der Eleatischen Schule, wird das zweyte unter den alten Philosophen berühmteste theologische System zugeschrieben, dasjenige, bey welchem der richtige Begriff von Gott völlig verschwindet. Denn dieser Philosoph, und seine ersten Nachfolger sollen unter Gott nichts anders sich vorgestellt haben, als das unendliche Ganze, welches ewig und in sich selbst gegründet wäre, einartig und unbegreiflich in seinem innersten Wesen. Sie verachteten die natürlichen Denkarten der menschlichen Vernunft in allen Stücken. Ist es Wunder, wenn sie in Geweben von unbestimmten und dunkeln Begriffen sich hier verloren? Auch die andere Klasse der Eleatischen Philosophen,

die in ihrer Einbildung die Welt aus Atomen, ohne Hilfe eines verständigen Wesens, werden ließen, Demokrit, Protagoras und Diagoras, haben sich von den Begriffen der gesunden Vernunft aufs weiteste entfernt.

Nicht viel richtiger scheint auch Heraklit von Gott gelehret zu haben. Denn ob er gleich unter dem Namen des Feuers Gott von der übrigen Materie unterschied: so soll er ihn doch nicht von dem, was zusammen Welt ist, unterschieden haben. Aber wer vermag über die Meinungen desienigen zu entscheiden, den seine Zeitgenossen nicht verstanden, und der, wie sie sagen, nicht verstanden seyn wollte?

Diesen der gesunden Vernunft so anstößigen Begriff verwarf Anaxagoras, ein Philosoph der Jonischen Secte, deren erste Lehrer auch in einem zweydeutigen Rufe in Ansehung der Religion stehen. Anaxagoras erkannte und lehrte, daß neben der Materie ein unendlicher Geist als Schöpfer angenommen werden müsse, wenn man vom Ursprunge der Welt etwas vernünftiges denken wollte. Dieser Lehrbegriff wurde in der Schule des Sokrates, dem die vortrefflichsten Lehren von der Fürscheidung in den Mund gelegt werden, fortgepflanzt; aber durch die Bestimmungssucht der systematischen Speculation bald wieder verfälschet oder verdunkelt. Plato mengt Pythagorische Emanation der Geister und Formen (Ideen) mit darunter. Aristoteles hielt die Welt für ewig, und Gott für das Principium der Bewegung des Ganzen,

zen, welches auf die Welt, nach der Art, wie unsere Seele auf ihren Körper, wirkete. Nicht immer stimmen seine Lehren mit einander überein.

Epikur nahm das Demokritische System an: verkannte bey dem Ursprunge der Welt den weisen Schöpfer, verkannte die Fürsorgung, und ist also bey allen seinen Göttern, die er um der Anticipation willen annahm, ein Gottesleugner, wenn je einer war.

Der Lehrbegriff der ersten Stoiker scheint nahe mit dem Heraclitischen überein zu kommen. Die spätern Philosophen aus dieser Schule haben besonders treffliche Lehren von Gott und von der Fürsorgung, die freylich nicht immer aufs beste zusammen hängen, zum Theil aber doch gut angewandt wurden, zu praktischen Folgerungen. Als die Seele der Welt, wesentlich mit ihr vereinigt, und alle ihre Theile durchdringend, scheinen auch diese die Gottheit sich vorgestellt zu haben.

In der Schule der Peripatetiker hat sich noch besonders Scrato von Lampfakus als einen Irrlehrer in der Theologie bekannt gemacht. Es ist schwer, seine Meynung genau zu errathen. Offenbar disputirte Scrato wider die Lehre derjenigen, die ein von der Materie unterschiedenes verständiges Wesen zum Schöpfer annahmen. Er soll auch das System der Atomen verworfen haben. Die Kraft des Ganzen unterschieden von den Kräften der einzelnen Elemente, scheint dasjenige gewesen zu seyn,

was er unter der Natur verstand, die er an die Stelle des verständigen und von der Materie unterschiedenen Principiums setzte.

S. 3.

Zustand der natürl. Theologie von Ausbreitung der
Christlichen Religion bis auf die Reformation der
Wissenschaften.

Die Ausbreitung der Christlichen Religion gab der natürlichen Theologie eine andere Gestalt (Philos. Gesch. S. 35.). Die Alexandrinische Schule, die um diese Zeit die berühmteste war, hielt sich hauptsächlich an die erhabenen Pythagorisch-Platonischen Begriffe vom Gott und dessen Verhältnisse zur Welt: überschüttete sie aber mit einer Menge von allen Religionen entlehnter Geheimnisse und Ceremonien. Der Aberglaube nahm dadurch eine ehrwürdige blendende Gestalt an. Und der Denker wurde immer weniger.

In den darauf folgenden Zeiten verliert sich bey dem überhaupt schlechten Zustande der Gelehrsamkeit die Geschichte der natürlichen Theologie zu sehr in der Geschichte der besondern Religionen, als daß es hier nützlich seyn könnte, die Spuren davon aufzusuchen.

Die Peripatetische Philosophie führte sowohl bey den Saracenen, als bey den Scholastikern, von Zeit zu Zeit einige auf Abwege, in den Lehren von Gott, der Fürsorge und der Seelen Unsterblichkeit. Doch auch dadurch

ist in der Hauptsache der Zustand der natürlichen Theologie nicht merklich verändert worden; ausser daß auf die letzte dieß einigen Gelegenheit gab, andere alte Philosophen, sonderlich den Platon, wieder hervorzuziehen, dessen Lehren mit der christlichen Religion besser übereinzukommen schienen.

§. 4.

Geschichte der natürlichen Theologie in den neuen Zeiten.

Es erschien endlich die Zeit der neuen Systeme. Die berühmtesten darunter wurden von Männern ausgedacht, die den Vorzug der Geometrie in Ansehung der Evidenz ihrer Wahrheiten kannten, und daher der Philosophie, und besonders auch der natürlichen Theologie, dadurch abzuhelpen vermeynten, daß sie die mathematische Lehrart, oder genauer es auszudrücken, die Beweise aus den Begriffen, in ihr einführten. Der Versuch wurde gemacht, und erregte bey der Menge eine Zeit lang Beyfall und Bewunderung. Aber zum Unglücke fand es sich, daß sich diese Methode auch zum Behufe der Irrlehren anwenden ließ. Spinoza, dessen Lehrbegriff viele Aehnlichkeit mit dem alten Eleatischen hatte, wurde davon ein überzeugendes Beispiel. Nichts desto weniger fuhr ein großer Theil fort, die natürliche Theologie auf diese Weise zu behandeln; und kein Satz der Offenbarung blieb fast mehr übrig, den nicht